

Zum Jahresende: Menschen und Gespräche

Nummer 51/52 – 20. Dezember 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Wir sind 2018

Ueli Maurer, Alyssa Milano, Peter Hitchens, Francine Jordi, Ozzy Osbourne, Michael Steiner, Barbara Klossner, Ignazio Cassis, Jörg Kachelmann, Cédric Wermuth, DJ Antoine, Meng Hongwei, Dani Müller, Clemens Fuest, Fabrice Hadjadj, Andreas Moser, Stormy Daniels, Niklas Nikolajsen u. v. a. m.



4

51



PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Orologi Gioielli Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli+Iff, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 27
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri AG, Neugasse 9

Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Calatrava Ref. 6006G

vitra.



Lounge Chair & Ottoman Design: Charles & Ray Eames, 1956

www.vitra.com/loungechair

wohnbedarf

modern seit 1931.

Erhältlich bei wohnbedarf an der:

Talstrasse 11-15

8001 Zürich

T. +41 44 215 95 95

info@wohnbedarf.ch

www.wohnbedarf.ch shop.wohnbedarf.ch

Aeschenvorstadt 48

4010 Basel

T. +41 61 295 90 90

info@wohnbedarf.com

Zürcherstrasse 209

8500 Frauenfeld

T. +41 52 728 97 00

frauenfeld@wohnbedarf.ch

Intern: Eine doppelte Weltwoche zum Jahresende

Bundesrat Ignazio Cassis ist Herr über die heissesten Dossiers der Saison: den Rahmenvertrag mit der EU und den Uno-Migrationspakt. Er gilt als Befürworter einer breiten Diskussion über die umstrittenen Themen.



Wo steht er? Aussenminister Cassis.

Doch wo steht Cassis selbst? Wird er in der Europapolitik am Ende die Linken ins Boot holen? Oder ist er vielmehr Blochers bester Mann in dem Sinne, dass er das institutionelle Abkommen elegant entsorgt? Im grossen Gespräch mit der Weltwoche bezieht der Aussenminister zum Jahresende Position. Seite 50

#MeToo hat 2018 epochales Ausmass angenommen. Als Brett Kavanaugh im September als Kandidat für den US Supreme Court zur Wahl stand, bekundeten Frauen im ganzen Land kraftvoll ihren Protest gegen den Richter, der mehrfacher sexueller Übergriffe beschuldigt wurde. Kurz nach dem emotionalen Showdown traf Weltwoche-Kolumnistin Amy Holmes die Schauspielerin Alyssa Milano, #MeToo-Aktivistin der ersten Stunde. Die beiden waren eingeladen worden, auf einem Podium in Los Angeles über das Erdbeben zu diskutieren, das Milano mit ihrem historischen Tweet #MeToo ausgelöst hatte. Holmes bat den TV-Star und Time Magazine-«Person des Jahres» um ein Interview für die Weltwoche. Milano willigte sofort ein. Lesen Sie den Dialog über Missbrauch, Opfer, Täter und das Zeitalter der Frau. Es ist das erste längere Interview zum Thema, das Milano dieses Jahr einem europäischen Presseerzeugnis gegeben hat. Seite 32

In London blickt derweil Starautor Peter Hit-chens («The Rage Against God») zurück auf Ereignisse, die 2018 die Welt bewegten. Im Stil eines intellektuellen Zehnkämpfers springt er von einem Grossereignis zum nächsten. «Fragen Sie mich, was Sie wollen», meinte der wendige Querdenker, als Hanspeter Born und Auslandschef Urs Gehriger sich mit ihm zum Tee trafen. «Sie werden wünschen, Sie hätten es nie getan.» Seite 42

Es ist die Nachricht der Woche: Der japanische Hitachi-Konzern übernimmt von ABB die Stromnetzsparte. Als hätte die Weltwoche es geahnt, ist das dieser Ausgabe beiliegende Spezial der Innovationskraft der japanischen Wirtschaft gewidmet. Über den Hitachi-Deal erfahren Sie mehr in der Hauptausgabe (Seite 12). Das Sonderheft für unsere Abonnenten beleuchtet alles, was sie sonst über Japan und Innovation wissen müssen.

Bestsellerautor Giles Milton, Meister der historischen Anekdote, hat das ganze Jahr 2018 wöchentlich ein «Mysterium der Weltgeschichte» beschrieben. Die packende Serie endet in dieser Nummer (Seite 102). Doch gibt es eine Fortsetzung in Buchform. Demnächst veröffentlicht das Verlagshaus Benevento sämtliche fünfzig Mysterien Miltons, die in der Weltwoche erschienen sind.

Wir danken Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, herzlich für Ihr treues Interesse und wünschen Ihnen frohe Weihnachten. Die Redaktion macht eine Woche Ferien. Die nächste Ausgabe der Weltwoche erscheint am Freitag, 4. Januar 2019.

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (Wirtschaft)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana, Urs Gehriger (Leitung Ausland), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (Volontär)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (Los Angeles), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (New York), Max Wey, Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (Art-Director), Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler, Sebastian Scholz (Assistent)

Korrektur: Cornelia Bernegger (Leitung), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (Leitung), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (Leitung), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH

Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

NEU Auf der romantischen Seine bis zum Ärmelkanal



Katalog 2019
jetzt bestellen!



Paris–Honfleur/Le Havre–Rouen–Les Andelys–Paris mit exklusiver MS River Venture***** zum Superpreis

1. Tag Schweiz–Paris Bahnfahrt ab Wohnort nach Basel und Weiterfahrt im TGV nach Paris. Transfer zum Schiff und Einschiffung. Um 16.00 Uhr heisst es «Leinen los!» und die Reise Richtung La Roche-Guyon beginnt.

2. Tag La Roche-Guyon Besichtigung⁽¹⁾ des Schlosses La Roche-Guyon. Am Nachmittag beschauliche Fahrt auf der Seine nach Honfleur, wenn es Wasserstand und Witterung erlauben, ansonsten nach Le Havre.

3. Tag Honfleur/Le Havre Am Morgen Besichtigung⁽¹⁾ des maritimen Hafenstädtchens Honfleur mit seinen idyllischen Gassen und dem eindrucksvollen Hafenbecken. Nach dem Mittagessen Busausflug⁽¹⁾ nach Le Havre am Ärmelkanal und ins Seebad Étretat, das bekannt ist für die markanten Kreidefelsen am Meer.

4. Tag Honfleur/Le Havre–Caudebec-en-Caux–Rouen Ausflug⁽¹⁾ «Strasse der Klöster» mit Besuch der Ruinen der beeindruckenden Klöster St. Wandrille und Jumièges. Während dieser Zeit fährt das Schiff weiter nach Rouen. Wiedereinschiffung. Am Abend Rundgang⁽²⁾ durch die Hauptstadt der Normandie.

5. Tag Rouen–Les Andelys–Vernon Fahrt nach Les Andelys. Zeit für eigene Erkundungen im hübschen Städtchen. Schiffsfahrt nach Vernon. Ausflug⁽¹⁾ zum Haus von Claude Monet und den berühmten Gärten.

6. Tag Conflans-Ste-Honorine–Paris Ausflug⁽³⁾ zum Schloss Chantilly. Geniessen Sie am Nachmittag die Fahrt Seine aufwärts bis nach Paris. Ankunft am späten Abend in der beleuchteten Seine-Metropole.

7. Tag Paris Rundfahrt⁽¹⁾ durch die Hauptstadt Frankreichs. Zeit für eigene Erkundungen in der Weltmetropole. Flanieren Sie entlang der Uferpromenade oder besuchen Sie eines der vielen Museen.

8. Tag Paris–Schweiz Ausschiffung und Rückfahrt im TGV nach Basel. Weiterfahrt zu Ihrem Wohnort.

MS River Venture*****

Das 2013 in Betrieb genommene, exklusive Schiff bietet Platz für 134 Passagiere. Alle stilvoll eingerichteten Kabinen und Suiten sind mit Dusche/WC, Föhn, TV/Radio, Safe, Telefon und individuell regulierbarer Klimaanlage ausgestattet. Die 2-Bettkabinen sind ca. 15 m² und die 1-Bettkabinen ca. 11,5 m² gross. Die Suiten (ca. 23 m²) verfügen zusätzlich über eine Badewanne, die Master Suite (ca. 30 m²) über eine Badewanne sowie ein Sofabett. Sämtliche Kabinen und Suiten auf dem Oberdeck sind mit einer Minibar ausgestattet. Auf dem Mittel- und Oberdeck verfügen die Kabinen und Suiten über einen französischen Balkon. Die Fenster auf dem Hauptdeck lassen sich nicht öffnen. Zur Bordausstattung gehören grosszügiges Restaurant, Panorama-Salon mit Bar, Captain's Club, Souvenir-Shop, Fitnessraum und Massagesalon. Auf dem Sonnendeck laden Liegestühle zum Verweilen ein. Lift zwischen Haupt- und Oberdeck. WLAN nach Verfügbarkeit (gegen Gebühr). **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck (ca. 15 m²) mit franz. Balkon



Restaurant



Suite Oberdeck (ca. 23 m²) mit franz. Balkon

8 Tage ab Fr. 1390.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison, inkl. VP)

Reisedaten 2019 **Es het solangs het Rabatt**

01.07.–10.07.	300 ⁽⁷⁾	07.08.–14.08.	500
10.07.–17.07.	500 ⁽⁸⁾	14.08.–21.08.	500
17.07.–24.07.	500	21.08.–28.08.	500
24.07.–31.07.	500	28.08.–04.09.	500
31.07.–07.08.	500	04.09.–11.09.	500

Leistungen: Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie, Vollpension an Bord, Bahnfahrt 2. Klasse ab/bis CH-Wohnort nach/ab Paris (Basis ½-Tax-Abo, TGV ab/bis Basel inkl. Sitzplatzreservierung), Transfer Bahnhof–Schiff–Bahnhof, alle Schleusen- und Hafengebühren, Thurgau Travel Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	1890
1-Bettkabine Hauptdeck	2090
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	2390
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2490
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2690
Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2990
Master Suite Oberdeck (ca. 30 m ²), franz. Balkon ⁽⁵⁾	3490
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage
Zuschlag 2. Klasse ohne ½-Tax-Abo/GA	40
Zuschlag 1. Klasse mit ½-Tax-Abo/GA	100
Zuschlag 1. Klasse ohne ½-Tax-Abo/GA	160
Ausflugspaket (6 Ausflüge)	280
Ausflug Schloss Chantilly	85
Annulations- und Assistance-Versicherung	59

Weitere traumhafte Reisen durch Frankreich mit beliebter MS Swiss Ruby*****

NEU Paris–Le Havre–Les Andelys–Paris

8 Tage ab Fr. 1690.– (Nach Rabattabzug)

Paris–Saint Mammès–Vernon–Compiègne

8 Tage ab Fr. 1690.– (Nach Rabattabzug)

Ab-Preise, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP.



Honfleur



Paris

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | ⁽³⁾ Fak. Ausflug vorab und an Bord buchbar | ⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung | ⁽⁷⁾ Abweichendes Programm, 2 Tage länger, siehe Internet | ⁽⁸⁾ Geänderte Programmreihenfolge wegen Feiertagen | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: River Advice

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch

Knechtschaft

Der EU-Rahmenvertrag ist der Tod des «bilateralen Wegs».

Von Roger Köppel

Die grösste Dummheit, die am meisten irreführende Verfälschung, die von interessierten Kreisen gegen nachweisliche Tatsachen gestreute Propaganda-Lüge zur Europapolitik der Schweiz ist die Behauptung, der jetzt auf dem Tisch liegende institutionelle Rahmenvertrag zwischen der Schweiz und der EU «sichert den bilateralen Weg».

Zu den unermüdlichsten Verbreitern dieses Irrtums wider besseres Wissen gehört die *Neue Zürcher Zeitung* (NZZ), Flaggschiff der freisinnigen Publizistik. Aber auch der Bundesrat, die Wirtschaftsverbände und die meisten Parteien wiederholen, betonen, schreiben sich ab und plappern sich nach, es brauche dringend zwingend dieses institutionelle Abkommen, um die «Erosion», das Verwittern, das Wegbröckeln, das allmähliche Absterben der bewährten bilateralen Beziehungen zu verhindern.

Souverän ist, wer die Bedeutung der Begriffe verwischen und verändern kann. Und wo die Worte ihren Sinn verlieren, geht irgendwann der Staat zugrunde. Oder so ähnlich.

Halten wir zunächst einmal fest: Die Schweiz tut gut daran, mit möglichst vielen Staaten bilaterale Beziehungen zu pflegen. Bilateral heisst: Zwei Parteien schliessen freiwillig einen Vertrag auf Augenhöhe, als gleichberechtigte Partner zum gegenseitigen Nutzen, jederzeit kündbar.

Das ist das Muster zwischenstaatlicher Beziehungen, wie sie die Schweiz seit Jahrhunderten erfolgreich knüpft. Bilateral: normal, zweiseitig, gleichberechtigt, auf Augenhöhe.

Die Hochstilisierung der Schweizer Beziehungen mit der EU zum «bilateralen Königsweg» hatte immer schon etwas Übersteuertes, Schöngeschminktes. Und wie bei vielen Geschichten mit Königen handelt es sich um ein Märchen.

Allseits bekannte Tatsache nämlich ist: Vor exakt zehn Jahren hat die EU, ungeduldig über den von unserer Diplomatie in Aussicht gestellten, jedoch ausbleibenden EU-Beitritt der Schweiz, den bilateralen Weg für beendet erklärt. Mitte Dezember 2008 forderte der EU-Rat im herrisch-schneidenden Ton die «dynamische Anpassung» der bilateralen Abkommen an das sich laufend fortentwickelnde EU-Recht sowie einen neuen Kohäsionsbeitrag. Der bilaterale Weg sei an seine Grenzen gestossen, hiess es damals.

Frucht und Resultat dieses europäischen Bestrebens ist der nun vorliegende und vom

Bundesrat weitgehend akzeptierte institutionelle Rahmenvertrag. Er besiegelt das Ende der gleichgestellten bilateralen Beziehungen unter souveränen Partnern, ersetzt sie durch ein neues Modell der institutionellen Unterordnung, das die Schweiz verpflichten will, europäisches Recht dynamisch, in Wahrheit: automatisch, zu übernehmen und sich der EU-Gerichtsbarkeit zu unterstellen.

Was immer das ist, es ist das Gegenteil einer gleichberechtigten bilateralen Übereinkunft auf Augenhöhe. Wenn einer dem anderen befehlen, diktieren kann, ist einer der Herr, und der andere ist der Knecht. Das institutionelle Abkommen ist ein Kolonialvertrag, der die Schweiz zu einem Vasallenstaat der EU machen möchte.

Die Eidgenossenschaft würde sich verpflichten, europäisches Recht unter europäischen Richtern zu importieren, und zwar automatisch, denn nach Paragraph 14 des Abkommens muss jede rechtliche Neuerung aus der EU «provisorisch» sofort übernommen werden. Trotzdem redet der Bundesrat schönfärbisch von «dynamisch», weil «dynamisch» eben besser klingt als «automatisch».

Es stimmt: Der Rahmenvertrag sieht theoretische Referendumsmöglichkeiten und sogar ein Schiedsgericht vor, aber auch das Schiedsgericht müsste auf der Grundlage der EU-Gerichte entscheiden, und die Referenden würden, sollten sie nicht im Sinn der EU herauskommen, Sanktionen gegen die Schweiz zur Folge haben. Fremdbestimmung statt Selbstbestimmung, Unterwerfung statt

Gleichberechtigung: Das institutionelle Abkommen (Insta) ist kein Königsweg, sondern für die Schweiz ist es ein Weg in die Knechtschaft.

Was auch dadurch unterstrichen wird, dass das Insta entgegen früheren Versprechungen des Gegenteils eine «Superguillotine» enthält. Im Unterschied zu heute allerdings würde die Superguillotine des Rahmenvertrags nicht bloss für aktuelle, sondern auch für alle zukünftigen Verträge mit der EU gelten. Die Erpressbarkeit der Schweiz würde ausgedehnt und verstetigt.

Natürlich wird diese unbestreitbare Argumentation die Insta-Befürworter nicht davon abhalten, ihr bilaterales Königsmärchen zu verbreiten. Im Gegenteil. Wir müssen uns auf flächendeckende Bestreichung einstellen, auf eine Propagandawalze gigantischen Ausmasses, denn der Allianz der Jasager stehen schier unerschöpfliche

finanzielle Ressourcen zu Verfügung, die Kanäle des Schweizer Fernsehens und der meisten Zeitungen.

Wahr aber bleibt: Wer den «bilateralen Weg», wer die gleichberechtigten Beziehungen zwischen der Schweiz und der Europäischen Union, bewahren will, muss mit aller Kraft gegen diesen Kolonialvertrag, gegen dieses Knechtschaftsabkommen, antreten, das die Schweiz einer fremden Macht und ihren Richtern unterstellen will.

Das Wahljahr 2019 wird zum Jahr dieser europapolitischen Weichenstellung. Die Zerstörer des Bilateralismus geben sich als dessen Retter aus, und die Leute, die sich für gleichberechtigte Beziehungen einsetzen, müssen sich als Hinterwäldler beschimpfen lassen.

Am Ende, frühestens 2020, wird das Volk entscheiden, wer der Chef ist in der Schweiz. Bleiben es die Bürgerinnen und Bürger? Oder verschiebt sich das Machtzentrum der Entscheidung institutionell nach Brüssel mit dem Bundeshaus als blosser Durchlauferhitzer der Direktiven aus Europa?

Wir werden es bald wissen. Geht Christoph Blocher in die Geschichte ein als der Politiker, der die EU-Unterstellung wenigstens um eine Generation verzögert hat? Oder ist es ihm gelungen, die Unabhängigkeit, den Bilateralismus auf Dauer abzusichern?

Oliver Zimmer, Schweizer Geschichtspräsident in Oxford, bringt es in der NZZ so auf den Punkt: «Wer den EU-Rahmenvertrag als Kompromiss bezeichnet, betreibt entweder Augenwischerei oder hat seinen demokratiepolitischen Kompass verloren.»



Imperium vs. Schweiz.

Unsere einzige Schwäche:
Es gibt nur 33 Betten.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

25 JAHRE KLINIK PYRAMIDE *Spitze für Sie* PYRAMIDE KLINIK AM SEE



Kämpferisch: Alyssa Milano. Seite 32



Fürst der Finsternis: Ozzy Osbourne. Seite 96



«Zweifel sind erlaubt»: Peter Hitchens. Seite 42



«Wir leben im Paradies»: Michael Steiner. Seite 60



Frauen des Jahres: Kramp-Karrenbauer. Seite 54



«Mutmasslich habe ich schon in Mutters Bauch gejodelt.»

Miss Helvetia alias Barbara Klossner: Seite 72

Menschen und Gespräche

- 30 **Wir sind 2018**
Was die Schweiz
und die Welt bewegte

Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
- 11 Kommentar Brexit-Panikmache
- 12 2019 Mein Vorsatz
- 12 Wirtschaft Leichter in die Zukunft
- 13 Eilmeldung
Staatsfinanzierung per Notenpresse
- 26 Mörgeli
Fünf zu zwei im Bundesrat
- 26 Bodenmann
Der Chef bleibt der Chef
- 29 Medien
Blick zurück im Glück
- 29 Die Deutschen Extrawurst

Inland

- 16 **Angst vor dem Volk**
Der Bundesrat will kein Referendum
über den Uno-Migrationspakt
- 17 **Corrado Pardini**
Unseren Lohnschutz rührt keiner an!
- 18 **Eine Woche Zermatt**
für 500 Franken
Billigferien für Beamte
- 20 **Schneider-Ammanns**
Millionengeschenk
Ex-Magistraten langen tüchtig zu
- 21 **Mordfall Thomas N.**
Gerichtspsychiater Frank Urbaniok
kritisiert seine Kollegen

Ausland

- 22 **Oase der Hoffnung**
Demokratie nach Schweizer
Vorbild in Nordsyrien
- 23 **Brief aus... Paris**

Rubriken

- 11 **Im Auge**
Aung San Suu Kyi
- 14 **Personenkontrolle**
Leuthard, Vogt, Eder, Janiak etc.
- 15 **Nachruf**
Robert Spaemann, Philosoph
- 102 **Mysterien der Weltgeschichte**
Der weibliche Robinson Crusoe



MANERO FLYBACK

AUTOMATIK | ROSEGOLD 18 K



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888

Sunrise

Die Nummer 1 für 3 Millionen.



Ein wichtiger Teil der Cornèr Bank: Sunrise.

Bei der Cornèr Bank läuft die gesamte mobile Kommunikation der mehreren 100 Mitarbeitenden über das Netz von Sunrise. Mehr über unsere Lösungen für Geschäftskunden auf sunrise.ch/business

Brexit-Panikmache

Von James Delingpole — Ist eine klare, ehrliche und vollständige Trennung Grossbritanniens von der EU nicht möglich? Aber doch! Wer anderes behauptet, schafft mutwillig Konfusion und torpediert den Volkswillen.



Chaotische Verhältnisse: Premierministerin May.

Kann das Vereinigte Königreich nicht einfach aus der EU austreten – wie das eine Mehrheit von 17,4 Millionen Bürgern bei dem Referendum im Juni 2016 entschieden hat? Um es mit einem Wort zu sagen: selbstverständlich. Am 29. März 2019 endet, gemäss dem European Withdrawal Act von 2018 (der bereits Gesetz ist), die Mitgliedschaft des Vereinigten Königreichs in der Europäischen Union. Das Land wird die vollständige Kontrolle über seine Souveränität zurückerlangen, über seine Grenzen, seine Gesetzgebung, seine Fischereigebiete, seine Freiheit, internationale Handelsabkommen zu schliessen, seine Steuern, seine Regulierungsbestimmungen. Und für diesen sogenannten «No Deal»-Brexit wird das Vereinigte Königreich keinen einzigen Penny der Scheidungssumme von 39 Milliarden Pfund bezahlen müssen, die Premierministerin Theresa May als Teil ihres äusserst unpopulären «Deals» in Aussicht gestellt hat.

Stolperstein «Backstop»

Wenn sich «No Deal» wie ein sehr guter Deal anhört, dann deswegen, weil er genau das ist. Und aufhalten kann ihn nur das britische Establishment, das schon immer gegen den Brexit war und nun alles in seiner Macht Stehende tut, um ihn zu verhindern. Das ist der Kontext, in dem die unergründliche Komple-

xität der bislang so mühseligen Verhandlungen zu verstehen ist.

Diese Komplexität ist weitgehend herbeigeredet. Gewiss wird es Probleme geben, wenn Britannien die EU gemäss den Bestimmungen der Welthandelsorganisation verlässt – das unweigerliche Ergebnis, wenn Mays «Deal» Anfang nächsten Jahres höchstwahrscheinlich abgelehnt wird. Aber diese Probleme werden weit entfernt sein von den chaotischen Verhältnissen, die das proeuropäische Establishment an die Wand malt – von einem abstürzenden Aktienmarkt bis hin zu einem Mangel an sauberem Trinkwasser.

Diese Panikmache soll von Theresa Mays üblem «Deal» ablenken. Fast alle, die für den Brexit gestimmt haben, lehnen diesen «Deal» ab, weil er nicht das Gewünschte bringt: einen klaren, ehrlichen, vollständigen Schnitt. Stattdessen wird sich Britannien in einem Zwischenzustand befinden, wird für immer an die EU gebunden sein, aber kein Mitspracherecht mehr haben – das Schlechteste von beiden Welten.

Grösster Stolperstein ist der «Backstop», der auf das Ansinnen der EU zurückzuführen ist, dass das Vereinigte Königreich (oder zumindest der nordirische Teil) in der Zollunion bleiben muss, damit eine harte Grenze zwischen Nor-

Wenn sich «No Deal» wie ein sehr guter Deal anhört, dann deswegen, weil er genau das ist.

dirland und der Republik Irland vermieden werden kann. Das Vereinigte Königreich wird zwar freien Handel innerhalb der EU treiben können, aber keine Möglichkeit mehr haben, internationale Handelsabkommen abzuschliessen. Und die Nation wird zerrissen.

Dieser «Backstop» war ein von den EU-Verhandlungsführern und Mays eigenen proeuropäischen Beamten ausgedachter Trick, wie sich der Brexit mit Hilfe juristischer Spitzfindigkeiten sabotieren liesse. Aber die britische Öffentlichkeit (die den Brexit mehrheitlich unterstützt) weiss sehr wohl, dass mit moderner Technologie die praktischen Fragen eines künftigen Zollregimes gelöst werden können.

In Wahrheit wird hier der Wille des Volkes torpediert. Sollte die Elite damit durchkommen, wird sie nicht froh werden.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Die Entzauberte



Aung San Suu Kyi, gefallener Friedensengel.

Schande, rufen die Weltgerechten. Den Friedensnobelpreis von 1991 darf der gefallene Darling behalten, aber sonst sind dieser zerbrechlichen, zauberhaft starken Widerstandsfrau, die verehrt wurde wie Nelson Mandela, die Ehrungen und Auszeichnungen in einer veritablen Niedergangskaskade weggenommen worden. Aung San Suu Kyi, 73, der bewunderte Friedensengel im militärischen Unrechtsstaat Myanmar, früher Burma, verwandelte sich im umgedrehten Handschuhverfahren in den verachteten Paria des Westens. Von der idealisierten «Botschafterin des Gewissens» (für Amnesty International) zur skrupellosen Vertreterin demokratischer Ideale.

Sie lebte Jahrzehnte in selbstgewählter Verbannung, studierte in Oxford, heiratete einen Engländer, der Einreiseverbot hatte, als sie weitere zwanzig Jahre in Burma unter Hausarrest und zeitweise in Haft verbrachte – ungebrochen, bis sie 2015 in ersten offenen Wahlen hochüberlegen siegte, aber nicht gänzlich die Macht gewann. Sie wurde unter dem Titel einer Staatsberaterin des Präsidenten faktisch Regierungschefin, kungelt aber eng mit den Militärs, die weiterhin von der Verfassung abgesichert die Kontrolle behalten. Die Gräueltaten an den politisch rechtlosen muslimischen Rohingya (etwa 4 Prozent an der 54-Millionen-Bevölkerung) und die Vertreibung von 700 000 Menschen im Laufe dieses Jahres bezeichnete sie verharmlosend-zynisch als «quite sweet». Kritische Journalisten, bis dahin ihre Wegbereiter, warf sie ins Gefängnis.

Sie selber ist Buddhistin, die 87 Prozent Buddhisten sind ihre Wählerbasis. Aber sie ist auch die Tochter von Aung San, des Oberkommandierenden der burmesischen Befreiungsbewegung gegen die britischen Kolonialisten. Burma wurde 1947 unabhängig, im gleichen Jahr fiel General Aung einem Attentat zum Opfer. Sie war damals zwei Jahre alt. Allmählich beginnt der Welt zu dämmern, dass die Sphinx Aung San Suu Kyi diese schwierige Hinterlassenschaft als Kind eines Nationalhelden nur deshalb auf sich genommen hat, um zu vollenden, was er begann. Peter Hartmann

Mein Vorsatz

Von Michael Bahnerth — Zeit für Selbstwiederherstellung.



Traumhaftes Exemplar: Humphrey Bogart.

Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich mir einen Vorsatz für ein neues Jahr gefasst. Ich fand Vorsätze immer etwas Lächerliches, Unnützes, Protestantisches, etwas für das gewaltige Heer der Unzufriedenen da draussen, die hadern mit sich selbst, der Welt und sogar mit ihren Lastern. Dabei gibt es fast nichts Erfreulicheres im Leben als ein, zwei anständige Laster. Man kann sagen, dass ein Laster durchaus in der Lage ist, einen Menschen vielleicht nicht zu einem besseren, aber zu einem angenehmeren zu machen. Man muss sich nur mal umschaun, es sind die Menschen ohne Laster, die die Welt zu einem unangenehmen Ort umgestalten, zu einer Diktatur des Sauberen.

Mein Vorsatz ist, wieder ein Mann zu sein, was ja inzwischen den Stellenwert eines Lasters hat. Ich habe keine Lust, zur genderkorrekten Memme zu schrumpfen.

Ich tue das für mich und alle Männer, die mehr sein wollen als Jungs, aber auch für die Frauen, die dem Männlichen noch nicht abgeschworen haben. Ich gehe als männlicher Romantiker davon aus, dass es noch ein paar jener traumhaften Exemplare gibt, die sich nicht unverzüglich bedroht und ausgenutzt und diskriminiert fühlen, wenn ein Mann sich Mühe gibt, ein Mann zu sein. Einer, der vielleicht nicht die Fähigkeit besitzt, alles an ihr zu verstehen, aber doch, nebst ihrem Wesen der Seele, ein paar ihrer körperlichen Merkmale mit offensichtlichen Blicken zu würdigen weiss. Der sich zu ihrem Hals bückt, wenn er ihr in den Mantel hilft, damit er in ihrem Parfum sich verlieren kann, der ihr länger als flüchtig in die Augen schaut und sich dann in unentdeckten Sehnsuchtslandschaften wiederfindet und der an ihren Lippen hängt, auch, aber nicht nur, weil sie kluge Sachen sagt, und der ihr vielleicht mal «Baby» sagt.

Leichter in die Zukunft

Von Beat Gygi — Der Industriekonzern ABB verkauft sein Traditionsgeschäft. Es ist ein Befreiungsschlag.

Der Industriekonzern ABB wird in eine neue Epoche gestossen und dabei auseinandergerissen. Eine von vier Divisionen, das Geschäft mit Stromnetzen, wird an den japanischen Konzern Hitachi verkauft, das ist über ein Viertel der Belegschaft und des Umsatzes. Im Inland sieht es noch dramatischer aus: Fast die Hälfte der rund 6000 ABB-Mitarbeiter in der Schweiz wechseln unters japanische Dach. Der ABB-Konzern verliere – so die Schlagzeilen – mit der Halbierung daheim auch mehr oder weniger sein Herz, seine Wurzeln. Die Tradition der Stromnetzgeschäfte reicht weit zurück in die Geschichte der alten Vorgängerunternehmen, der Badener Brown Boveri (BBC) und der schwedischen Asea. BBC und Asea wurden 1987 zur ABB fusioniert.

Das Herz bleibt

Konzernchef Ulrich Spiesshofer leistete am Montag in einem gut halbstündigen Auftritt auf der Bühne grossen rhetorischen Einsatz, um darzulegen, der Umbau sei eine Initiative seiner Equipe. Man wolle künftig die Kräfte klarer einteilen, sich auf die rentableren Geschäfte konzentrieren. Die Welt verändere sich mit der Energie-Revolution und der vierten industriellen Revolution dramatisch und in einer noch nie erlebten Geschwindigkeit. Die Zukunft liege in Produkten und Dienstleistungen zur Elektrifizierung, Automatisierung und Roboterisierung der Industrie, im Internet der Dinge und in der künstlichen Intelligenz. Die Sparte Stromnetze dagegen, eher auf Versorgungsunternehmen und öffentliche Auftragsvergabe ausgerichtet, sei bei Hitachi besser aufgehoben.

Diese Auftrennung von ABB entspricht jedoch vor allem den Forderungen des sogenannten aktivistischen Investors Cevian, der gut fünf Prozent der ABB-Aktien hält und der etwa auch beim deutschen Traditionsunternehmen Thyssen-Krupp eine Aufspaltung erreicht hat. Aktivistische Investoren sind in der Unternehmenswelt und einem grossen Teil der Öffentlichkeit unbeliebt und werden als kurzfristige Gewinnoptimierer kritisiert. Aber wer sonst nimmt in grossen Aktiengesellschaften mit breit gestreuter Eigentümerschaft den Aufwand auf sich, die Manager wirklich zu beaufsichtigen?

In Konzernen mit atomisiertem Aktionariat nutzen die Chefs gerne ihren Spielraum, um komplexe Reiche aufzubauen. Das in Not geratene, früher enorm bewunderte Konglomerat General Electric ist ein abschreckendes Beispiel. Schweizer Legenden wie Von Roll oder Sulzer

scheiterten teilweise an ähnlichen Problemen. Beim ABB-Konkurrenten Siemens sucht Konzernchef Joe Kaeser das Problem nun so zu entschärfen, dass die Geschäfte unter dem Holding-Dach in eigenständige Unternehmen gegliedert werden.

In der ABB-Geschichte gab es schon früher gewaltige Brüche, die mit vorangegangenen Führungsproblemen zusammenhingen. Die Fusion 1987 war im Grunde eine Rettungsaktion, nachdem die damalige BBC in eine bedrohliche Ertragschwäche geraten war. 1999 verkaufte ABB sodann das angeschlagene Kraftwerkgeschäft schrittweise an den staatlich beeinflussten französischen Konkurrenten Alstom – die Schlagzeilen lauteten ähnlich wie heute: ABB verkaufe das Herz, die Seele, die Wurzeln des Unternehmens.

Der damalige Konzernchef Percy Barnevik setzte den Konzern im Höhenflug neu zusammen, kaufte Firma um Firma, betätigte sich als Finanzkünstler, bis ABB 2002 wegen Asbest- und Bonitätsproblemen an den Abgrund geriet. Die Firma wäre abgestürzt, hätten nicht Präsident Jürgen Dormann und Finanzchef Peter Voser ein Ausweg aus der Asbestfalle gefunden. Voser, von 2004 bis 2014 in der Führung von Shell, ist jetzt ABB-Verwaltungsratspräsident. Bedenkt man, was er bisher alles erlebt hat, muss man sagen: Wenn er für den Kurswechsel von ABB ist, ist das Herz sicher nicht weggegeben worden.



Ausweg aus der Falle: VR-Präsident Voser.

Staatsfinanzierung per Notenpresse

Von Hans-Werner Sinn — Der Europäische Gerichtshof hat die Einwände des deutschen Verfassungsgerichts gegen die Anleihenkäufe der EZB zurückgewiesen. Ist diese Brückierung hinnehmbar?

Die Europäische Zentralbank (EZB) sei nun eine Zentralbank wie andere auch, so kommentierte EZB-Präsident Mario Draghi das Urteil des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) vom 11. Dezember, mit dem das Kaufprogramm der EZB für die Staatspapiere der Euro-Zone (PSPP) abgesegnet wurde. Und so äussert sich der EuGH sinngemäss auch selbst. Das Urteil fand im Brexit-Trubel medial nur wenig Beachtung, ist jedoch von fundamentaler Bedeutung für die finanzielle Stabilität des Euro-Systems, weil nun der Artikel 123 des EU-Vertrages, der eine Monetisierung der Staatsschulden durch die Notenbank verbietet, endgültig ausgehebelt wurde, es sei denn, das deutsche Bundesverfassungsgericht akzeptiere dieses Urteil nicht.

Als der Kauf von Staatspapieren von Krisenstaaten für letztendlich 223 Milliarden Euro im Rahmen des SMP – eines Vorläuferprogramms zum PSPP – im Mai 2010 beschlossen worden war, hatte es noch viel Aufregung gegeben. Der damalige Präsident der Bundesbank, Axel Weber, sowie der Chefvolkswirt der EZB, Jürgen Stark, waren unter Protest gegen die in ihren Augen unverantwortliche Interpretation des Artikels 123 von ihren Posten zurückgetreten. Und auch noch als Mario Draghi im Sommer 2012 im Rahmen des sogenannten OMT-Programms den unbegrenzten Kauf von Staatspapieren finanziell notleidender Länder angekündigt hatte, gab es abermals grossen Widerstand.

Schleichend hat sich die Öffentlichkeit nun aber anscheinend an das gewöhnt, was das deutsche Verfassungsgericht in seinem OMT-Vorlagenbeschluss als «Machtusurpation» der EZB bezeichnet hatte. Deutschland hat den Kampf um eine der Ausgabendisziplin verpflichtete Notenbank, die sich nicht zum Erfüllungsgehilfen überschuldeter Staaten macht, fast schon verloren.

Die Aussage, die EZB sei nun eine normale Zentralbank wie die Zentralbank anderer grosser «Jurisdiktionen» geworden, muss freilich in den Ohren des deutschen Verfassungsgerichts wie Hohn klingen, hat es doch immer betont, dass die EZB das nun gerade nicht sei, weil sie ja nur die Zentralbank eines Staatenbundes ist, der durch den Maastrichter Vertrag viel engere Grenzen als bundesstaatlichen Zentralbanken gesetzt wurden.

Im Übrigen weiss ja jeder, der sich nur ein bisschen informiert, dass zum Beispiel die amerikanische Notenbank (Fed) überhaupt keine



Behauptete Normalität: EZB-Präsident Draghi.

Staatspapiere von Einzelstaaten kauft. Wie froh wären die Regierungen von Kalifornien, Minnesota oder Illinois, die allesamt in tiefen Finanzproblemen stecken, wenn sie wüssten, dass ihre Staatspapiere von der Fed gekauft würden, denn dann brauchten sie sich keine Sorgen um ein Konkursrisiko und ängstliche Gläubiger zu machen. In der Schweiz stehen die Gebietskörperschaften generell nicht gegenseitig für die Schulden ein. Das Urteil zu der überschuldeten Gemeinde Leukerbad hat dies nochmals bestätigt. Weder in den USA noch in der

Die Öffentlichkeit hat sich anscheinend an die Machtusurpation der EZB gewöhnt.

Schweiz gibt es die von Präsident Draghi und vom EuGH behauptete Normalität, und dies, obwohl wir hier von föderalen Strukturen reden, die weit mehr Staatlichkeit erreicht haben als die Euro-Zone.

Das deutsche Verfassungsgericht muss die Entscheidung des EuGH auch deshalb als Brückierung empfinden, weil es erhebliche Evidenz für die Mandatsüberschreitung durch die EZB sah. So sei es offenkundig, dass sich durch die Aufkäufe von Staatspapieren die Finanzierungsbedingungen der Staaten verbesserten.

Das sei eine bewusst in Kauf genommene wirtschaftspolitische Implikation, der gegenüber geldpolitische Zielsetzungen in den Hintergrund treten. Für diese Interpretation spreche auch die «faktische Gewissheit» der Schuldnerstaaten, dass die von ihnen emittierten Papiere alsbald von der EZB gekauft würden. Der Verzicht auf eine Rückabwicklung des PSPP-Programms sowie das Halten der Staatspapiere bis zur Endfälligkeit nehme den Anreiz, eine gesunde Haushaltsführung zu verfolgen. Und in der Tat sei es von Anbeginn an «eine sichere Folge des PSPP» gewesen, dass die Staaten wieder mehr Schulden machen würden. Diese Folge sei ja auch tatsächlich eingetreten.

Maximaler Widerspruch

Der EuGH widerspricht dieser Auffassung mit wachsweißen Argumenten. Zwar könne man nicht in Abrede stellen, dass sich die Finanzierungsbedingungen der Staaten durch das PSPP verbesserten, jedoch heisse das noch lange nicht, dass es keine Anreize mehr für eine gesunde Haushaltsführung gebe. Aus vielerlei Gründen bestehe bei den Anlegern ein Restrisiko, das die verschuldeten Staaten durchaus zur Solidität anhalten werde. Im Übrigen müsse alles an der Frage gemessen werden, ob das PSPP die Deflationsgefahren verringere. Das sei eindeutig der Fall, weil es die Banken auf dem Wege über eine Kurserhöhung der von ihnen gehaltenen Staatspapiere wieder mit mehr Eigenkapital ausstatte, was eine erhöhte Kreditvergabe an die Privatwirtschaft ermögliche. Dass die Deflationsgefahren vor allem deshalb kleiner werden, weil die Staaten sich nun stärker verschulden und mehr Geld ausgeben, wird vom EuGH verschwiegen.

Alles in allem ergibt sich aus der Reaktion des EuGH ein maximaler Widerspruch zu den eindeutig formulierten Meinungen und Argumenten des deutschen Verfassungsgerichts. Der EuGH verneint nicht nur die Fragen, die das deutsche Gericht im Zuge seines Vorlagenbeschlusses gestellt hat, sondern widerspricht auch einer Vielzahl faktischer Aussagen und Bewertungen durch das Bundesverfassungsgericht, die an Klarheit nichts zu wünschen übrigliessen. Sollte sich das Bundesverfassungsgericht nun abermals, wie schon beim OMT-Urteil, dem EuGH beugen und das Urteil erneut als falsch, aber noch hinnehmbar ansehen, würde es nicht nur seine Glaubwürdigkeit, sondern auch die Stabilität des deutschen Rechtssystems untergraben. Eines ist nämlich klar: Die Kompetenz und Verantwortung, die Vereinbarkeit der EU-Regeln mit der deutschen Verfassung zu prüfen, hat nicht der EuGH, sondern das Bundesverfassungsgericht allein. Das Urteil des EuGH zum PSPP hat das Fass zum Überlaufen gebracht.

Hans-Werner Sinn ist emeritierter Professor für Nationalökonomie der Universität München und ehemaliger Präsident des Ifo-Instituts.

Personenkontrolle

Leuthard, Vogt, Eder, Janiak, Föhn, von Graffenried, Pitteloud, Dahinden, Noger, Hahn, Hrachovec, Mourinho, Shaqiri

Doris Leuthard, Staatsfrau, freut sich über eine fristgerecht auf das Ende ihrer Amtszeit erschienene Biografie. Geschrieben hat das Werk mit vielen Erinnerungsfotos der Autor und Publizist **Werner Vogt**. Auf die Frage, die alle interessiert, bietet das Buch zwar keine Antwort: Welche Pläne hat die Ende Dezember abtretende CVP-Bundesrätin für die Zukunft? Aufschlussreich ist das Buch trotzdem. Eines der abgedruckten Bilder, es stammt wohl aus dem Familienalbum der Familie Leuthard, zeigt die Magistratin als Erstklässlerin beim Blockflötenspieler mit ihren Klassenkameraden und Klassenkameradinnen. Leuthard fällt darauf sofort auf, weil sie die anderen Kinder an Körperlänge überragt. Wie die bloss 1,67 Meter grosse Politikerin das geschafft hat, bleibt ihr Geheimnis. Eines ist indes sicher: Schon als Primarschülerin war Leuthard sozusagen die Grösste. (hmo)

Joachim Eder, Gegner der Spesenreiterei, kämpft gegen Windmühlen. Der freisinnige Zuger Ständerat wollte durchsetzen, dass die Bundesparlamentarier eine Übernachtungspauschale nur dann ausgerichtet erhalten, wenn sie auch tatsächlich in Bern und nicht kostenfrei im eigenen Bett zu Hause nächtigen. Die Mehrheit der Kleinen Kammer wollte davon jedoch nichts wissen. Sie folgte letzte Woche mit 20 zu 17 Stimmen dem Argument des Baselbieter Sozialdemokraten **Claude Janiak**, dass eine solche Deklaration des Übernachtungsortes als Eingriff in die Privatsphäre der Parlamentarier anzusehen sei. Der Hinweis des Schwyzer SVP-Mannes **Peter Föhn**, dass Bern-Flüchtige, die nicht in der Bundesstadt nächtigen, pro Legislatur 40 000 Franken zusätzlich in der Tasche hätten, stach nicht. (fon)

Alec von Graffenried, Berner Partyförderer, steht in der Kritik. Anfang Jahr hatte eine «Beamtenparty», mit der ein Kadermitarbeiter der Kulturabteilung in den Ruhestand verabschiedet wurde, in der Bundesstadt für Aufsehen gesorgt. Rund 26 000 Franken Steuergelder kostete das Vergnügen für die 250 geladenen Gäste aus der lokalen Kulturszene, 10 000 Franken davon flossen in die Taschen der Band Züri West, die mit dem Gefeierten freundschaftlich verbunden ist. Dieses Gemauschel sorgte selbst im sonst so toleranten Bern für Unmut und hatte ein politisches



«Fahrlässigkeit»: EU-Kommissar Hahn.



Parklücke: Trainer Mourinho.



Windmühlen: FDP-Ständerat Eder.



Zukunftspläne: Bundesrätin Leuthard.



Gemauschel: Grünen-Politiker von Graffenried.

Nachspiel im Parlament. Stadtpräsident von Graffenried habe seine Kulturbeamten zu wenig kontrolliert, heisst es im nun veröffentlichten Bericht der Aufsichtskommission. Auch zeigten sich diese offenbar erfinderisch: So seien für den Anlass «sämtliche möglichen, stadtinternen Finanzierungsquellen ausgeschöpft» worden. (fon)

Jacques Pitteloud, Ornithologe, hat einen weiteren Karrieresprung gemacht. Der Bundesrat ernannte den früheren Geheimdienstmann mit Walliser Wurzeln zum ausserordentlichen Botschafter in den USA. Er wird in diesem Amt **Martin Dahinden** ablösen, der in Pension geht und der in seiner Freizeit als Autor von Büchern über die Schweizer Küche von sich reden machte. Mit Pitteloud kommt nicht bloss ein umstrittener Schweizer Diplomat, sondern gleichzeitig ein leidenschaftlicher Vogel-Beobachter und -Fotograf an einer der gefragtsten Adressen zum Einsatz, die das EDA zu vergeben hat. Der Walliser hat auf Facebook eine Vielzahl seiner Bilder besonderer Vogelarten publiziert. In Zukunft wird Jacques Pit-

teloud in Washington, D.C. Jagd auf komische Vögel machen. (hmo)

Otto Noger, Strassenbauer, bringt etwas gar viel Höflichkeit für die Gewerkschaft Unia auf: Für deren Streik auf der Nationalstrasse bei der Nordumfahrung am Zürcher Gubrist wünschte er per Brief «erfolgreiche Aktionstage». Nun ist Noger nicht irgendjemand, sondern als Filialchef Winterthur beim Bundesamt für Strassen Astra so etwas wie der oberste Bauherr auf der fraglichen Baustelle. Den Unia-Kämpfern gewährte er den Streik unter der Auflage, dass sie den Sicherheitsanweisungen Folge leisten würden, wie seinem Schreiben an die Gewerkschaft mit Kopie an die Baustellenverantwortlichen zu entnehmen ist. Infolge der Störaktion mussten die Arbeiten am 6. November niedergelegt werden. Im Netz kursiert ein Video, in dem zu sehen ist, wie Aktivisten sich an einen Bagger in voller Bewegung hängen. Von den «erfolgreichen Aktionstagen» ging sichtlich Gefahr für die Gesundheit der Arbeiter, der Streikenden, aber auch für die auf der Autobahn vorbeifahrenden Verkehrsteilnehmer aus.

Bleibt die Frage: Ist Bauherr Noger ein verkappter Unia-Sympathisant, oder hat er einfach einen Hang zu schwarzem Humor? (zr)

Johannes Hahn, Dozent, machte eine erstaunliche Karriere. Der österreichische EU-Kommissar, der in diesen Tagen der Schweiz behrend den Tarif durchgibt, darf sich zwar Doktor nennen, aber allzu gelehrt ist seine Arbeit aus dem Jahr 1987 nicht. Der Titel («Die Perspektiven der Philosophie heute») verspricht Umfassendes, doch tatsächlich ist der Inhalt bescheidener. Es gehe dabei um die «Stadt», ja, «genau genommen» nicht einmal darum, nämlich «weniger um eine Philosophie der Stadt als um eine Philosophie der Bewohner über ihre Stadt», schreibt Hahn. Eine «seriöse Stadtphilosophie» könne «daher auch keinen fix und fertigen Plan für ein optimales und zufriedenes Leben der Stadtbewohner liefern». Für weniger «seriös» halten verschiedene Gutachter Hahns verschwurbelte Dissertationsschrift. Der Wiener Philosoph **Herbert Hrachovec** wirft ihm in einem Forschungsbericht «schlampiges» Zitieren vor und stellt fest: «Die Schlamperei grenzt an Fahrlässigkeit. Mit Wissenschaft hat das nur als abschreckendes Beispiel zu tun.» Und ein Gutachten der Universität Wien deckte auf: 17,2 Prozent der von Hahn verfassten Zeilen seien abgeschrieben. Die 254 Seiten umfassende Arbeit enthalte 76 «Plagiatsfragmente» auf 64 Seiten. Dennoch handle es sich nicht um ein Plagiat, nahm die Universität ihren berühmten Sohn in Schutz – und erklärte gleichwohl, heute «würde eine solche Dissertation nicht mehr angenommen». Zum EU-Kommissar reichte es dem ÖVP-Politiker und ehemaligen Vertreter der Glücksspielbranche aber allemal. (gut)

José Mourinho, Buschauffeur, gehört mit zwei Champions-League-Trophäen und Meistertiteln in Portugal, Spanien, Italien und England zu den erfolgreichsten Fußballtrainern der Gegenwart – aber auch zu den kontroversesten: so stilvoll seine textile Aufmachung an der Seitenlinie wirkt, so arrogant und despektierlich tritt der Portugiese gegenüber Schiedsrichtern, Gegnern und Journalisten auf. Selber nennt er sich voller Bescheidenheit «the special one». Und als er für seinen ultradefensiven Stil kritisiert wurde, sagte er: «Es war Zeit, den Bus zu parken» – was so viel heisst, wie den eigenen Strafraum zu verbarrikadieren. Bei Manchester United fand Mourinho die Parklücke je länger, je weniger. Nach der 1:3-Niederlage gegen Liverpool (und zwei Toren des Schweizer **Xherdan Shaqiri**) am vergangenen Sonntag zogen die Verantwortlichen die Notbremse und stellten den streitbaren Trainer vor die Türe. Zum Sozialfall wird Mourinho trotzdem nicht. Sein Vertrag mit einem Jahreslöh von 24,2 Millionen Pfund war Anfang Jahr bis 2020 verlängert worden. Mehr verdient kein Busfahrer im Ruhestand. (tre)

Nachruf



Auf festerem Gefährt: Philosoph Spaemann.

Robert Spaemann (1927–2018) — Platon lässt im Dialog «Phaidon» den Dichter Simmias über die Lösung der letzten Fragen des Menschen nachsinnen: «... entweder sich belehren lassen, wie die Lösung lautet oder sie selber finden oder, so ferne dies unmöglich ist, von Lehren, wie die Menschen sie verkünden, die beste sich zu eigen machen, die man am schwersten widerlegen kann, und so dann wie auf einem Flosse auf gut Glück die Fahrt durchs Leben unternehmen.» Geht es so nicht allen Meinenden oder heutigen Wissenschaftlern? Simmias nennt noch eine Alternative: Es sei denn, man unternehme eine geborgene und ungefährdetere Fahrt auf einem festeren Gefährt, einer Lehre göttlichen Ursprungs.

Robert Spaemann liebte diese Stelle. Sie zeige, welche Möglichkeiten den Menschen gegeben sind, wenn sie ihr Leben orientieren wollen. Jetzt nach seinem Tod – er starb am 10. Dezember 2018 in Stuttgart – fragen wir uns, was für einer er war. Ein Philosoph, gewiss, aber was für einer? Rückblickend scheint klar, er gehörte zu denjenigen, welche auf einem festeren Gefährt durchs Leben fuhren. Man muss seine beiden Bände lesen, die Exegesen der Psalmen, sein letztes Buchprojekt, oder den eindrucksvollen Essay «Das unsterbliche Gerücht: Die Frage nach Gott und der Aberglaube der Moderne», um zu erfahren, was ihn ausmachte: Er war ein Philosoph, den der «Wirbel ursprünglichen Fragens» (Martin Heidegger), die Krise der Philosophie im 20. Jahrhundert, zwar ein

Leben lang umtrieb, der aber Ruhe gefunden hatte im Vertrauen auf die Botschaft der Bibel und des Evangeliums, deren Antworten auf die letzten Fragen.

Spaemann hat es jedoch immer abgelehnt, als katholischer Philosoph etikettiert zu werden. Christ sein und Philosoph sein sei nicht dasselbe. Sein Philosophieren, «sich über das Selbstverständliche klar werden», zielte auf die Wahrheitsansprüche seiner Zeit. Unvergesslich seine Kritik der ideologischen, nach den Studentenrevolten populär gewordenen «Theorien der Gesellschaft». In dem Aufsatz «Die Utopie der Herrschaftsfreiheit» (1972) konfrontierte er Jürgen Habermas, Niklas Luhmann und Ralf Dahrendorf, die damaligen Stars der *public intellectuals* mit einer gründlich durchdachten Gegenposition. Wer sich den politischen Realitäten moralisch überlegen fühle, verändere damit noch lange nicht die Welt. Wer Herrschaft denunziert, landet nur bei der Tyrannei. Seine Interventionen in den Debatten über die Folgen naturwissenschaftlicher Fortschritte, seine Widerlegungen der modi-

Er hatte Ruhe gefunden im Vertrauen auf die Botschaft der Bibel und des Evangeliums.

schen Glaubensbewegung des Szientismus, sein Kampf um den Gedanken der Menschenwürde, den Schutz des Lebens haben ihn zu einer international vielbeachteten Stimme gemacht, deren Argumentation mit Überzeugungen hilflos attackiert wurde, nicht mit besseren Argumenten. Der Band «Grenzen» (2001) sammelt seine Einwürfe.

Gegen Manipulation und Simulation

Sein philosophisches Vermächtnis ist das Buch «Personen» (1996), ein Philosophieren darüber, was Menschsein bedeutet. Es ist die jargonfreie, gedanklich so erprobte, nicht selten messerscharfe Sprache, die den Leser staunen lässt. Der Vernunftgebrauch ist nicht auf komplizierte Diktion angewiesen. Wer über das Glück, das Gelingen des Lebens nachdenkt, soll auf Moden verzichten und sich lieber mit Platon und Aristoteles, Kant und Hegel, Max Scheler und Joachim Ritter beschäftigen. Spaemann war ein wunderbarer Sprachstilist. Er wird einst als der bedeutende deutsche Philosoph erinnert werden, der das Leben verteidigte gegen Manipulation und Simulation. *Stephan Sattler*

Angst vor dem Volk

Von Hubert Mooser — Der Bundesrat will kein Referendum über den Uno-Migrationspakt. Ob das Abkommen im Parlament versenkt wird, hängt von der FDP ab.

Es war ein typischer Nichtentscheid des Bundesrates. Die Landesregierung einigte sich am Freitag letzter Woche, dem Parlament bis Ende 2019 einen einfachen Bundesbeschluss zu unterbreiten, damit National- und Ständerat über die Unterzeichnung des Uno-Migrationspaktes durch die Schweiz beraten können. Gleichzeitig machte die Regierung in ihrer Pressemitteilung noch einmal deutlich, dass sie den Migrationspakt unterstütze.

Ein einfacher Bundesbeschluss? Das bedeutet, dass das Volk nicht über den Migrationspakt abstimmen darf. Der Antrag dazu kam von Aussenminister Ignazio Cassis (FDP). Er stützte sich dabei auf Motionen von National- und Ständerat. Sie hatten den Bundesrat aufgefordert, seine Zustimmung zum Migrationspakt in Form eines Bundesbeschlusses vorzulegen.

Das Geschäft war im Bundesrat unbestritten. Sogar Ueli Maurer und Guy Parmelin (SVP), die den Pakt ablehnen, hätten keine Mitberichte zugunsten eines referendumsfähigen Beschlusses verfasst, sagen informierte Kreise. Maurer habe jedoch mündlich darauf hingewiesen, dass das Parlament einen referendumsfähigen Vorschlag erwarte.

Der Grund dafür liegt auf der Hand: Der Uno-Migrationspakt ist nicht ganz so harmlos, wie dies die Mehrheit des Bundesrates seit Wochen glauben machen will. Der Pakt sei von nationalem Interesse, sagte Cassis im Parlament, denn in der Zielsetzung entspreche der Pakt der Migrationspolitik der Schweiz: «Souveräne Steuerung der Migration, sichere Grenze, mehr Hilfe vor Ort, Rückkehr und Reintegration sowie Integration.»

Für SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi will der Pakt aber vor allem Migranten aus aller Welt den Zugang zum Wunschland erleichtern und dafür legale Migrationsrouten schaffen. Es sei bloss eine Frage der Zeit, bis dieses Dokument Völkerrecht sei und danach der Bundesverfassung vorgehe, befürchtet er. Aeschi findet deshalb, dass der Bundesrat einen Beschluss hätte fassen müssen, gegen den man das Referendum ergreifen kann. Und er ist nicht allein mit dieser Meinung, auch ausserhalb der SVP.

«Ich bin aufgrund vieler Zuschriften aus der Bevölkerung zur Überzeugung gelangt, dass sich die Stimmbürger zu diesem Migrationspakt gerne äussern würden», sagt FDP-Nationalrat Walter Müller. Und CVP-Präsident Gerhard Pfister erklärt: «Eine Volksab-



Zugang zum Wunschland: Bundesrat Cassis (l.), FDP-Nationalrat Portmann.



SVP-Fraktionschef Aeschi.



CVP-Präsident Pfister.



FDP-Nationalrat Fluri.

stimmung wäre gerade im Hinblick auf die Argumentation gegen die Selbstbestimmungsinitiative ein gutes Signal gewesen.»

Er habe den Eindruck bekommen, so Aeschi, dass die FDP nicht genau wisse, was sie wolle.

Tatsächlich sagte Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) am 25. September anlässlich einer Pressekonferenz zur Selbstbestimmungsinitiative, die Schweiz entscheide heute selber, welche Verträge sie abschliesse und welche nicht – und die Stimmbevölkerung habe dabei weitgehende Mitsprache-

rechte. Das soll nun beim Migrationspakt nicht gelten. Warum nur?

Tricks des Bundesrats

Es handle sich eben nicht um einen völkerrechtlichen Vertrag, heisst es im Umfeld des Bundesrats. Für solche internationalen Absichtserklärungen wie den Migrationspakt sehe die Verfassung kein fakultatives Referendum vor. Dieses sei nur bei Gesetzesänderungen oder Staatsverträgen vorgesehen.

Allerdings zeigte sich der Bundesrat in der Vergangenheit sehr erfindungs- und trickreich, wenn es darum ging, referendumsfähige Vorlagen zu kreieren – zum Beispiel beim Kauf der Gripen-Kampfflugzeuge. Das Volk

konnte damals über die Finanzierung dieser Jets abstimmen, weil der Bundesrat ein Fonds-Gesetz erfunden hatte, das gemäss Verfassung dem fakultativen Referendum unterstellt werden musste. Das Volk lehnte den Kauf der Jets schliesslich ab.

Beim Migrationspakt pocht die Regierung dagegen auf die strikte Einhaltung der Verfassung. «Der Bundesrat sitzt hier am längeren Hebel», sagt FDP-Nationalrat und Aussenpolitiker Hans-Peter Portmann, ein Pakt-Gegner. Das passe ihm nicht, aber das sei nun einmal so. Allenfalls hätte der Bundesrat einen Planungsbeschluss zimmern können, der eine gesetzgeberische Verpflichtung darstellt. Das wäre jedoch schwer vermittelbar gewesen: «Einerseits sagt man, dass der Pakt rechtlich nicht bindend sei, andererseits leitet man dann aber daraus eine gesetzgeberische Verpflichtung ab», so Portmann.

Womöglich spielen all diese Überlegungen letztlich gar keine Rolle. «Die Frage wird sich erübrigen, da das Parlament den Pakt ziemlich sicher ohnehin ablehnen wird», sagt jedenfalls der Ausserrhoder Ständerat Andrea Caroni (FDP). «Abgesehen davon ist ja ein einfacher Beschluss an sich schon ungewöhnlich angesichts einer blossen *soft law*-Vereinbarung.»

Abweichler in der FDP

Ob der Pakt im Parlament tatsächlich versenkt wird, hängt vor allem von der FDP ab. SVP-Präsident Albert Rösti macht klar: «Wir brauchen alle FDP-Stimmen, wenn die Unterzeichnung dieses Paktes verhindert werden soll.» Fraktionschef-Aeschi zeigt sich in dieser Hinsicht etwas misstrauisch. Er habe den Eindruck bekommen, so Aeschi, dass die FDP nicht genau wisse, was sie wolle.

Bleibt die FDP auf Kurs? In der Wintersession stimmte eine Handvoll FDP-Nationalräte gegen Aeschis Motion, die verlangt hatte, dass die Schweiz auf die Unterzeichnung des Migrationspaktes verzichte. Es waren dies Christa Markwalder, Benoît Genecand, Giovanni Merlini, Laurent Wehrli sowie Kurt Fluri.

Vor allem bei Fluri bleibt unklar, wo er genau steht. Er lehnte zwar Aeschis Vorstoss ab, erklärt aber gegenüber der *Weltwoche*: «Ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass wir diesen Pakt nicht unterzeichnen dürfen. Vorbehalten bleiben überzeugende Argumente des Bundesrates in seinem erwarteten Bundesbeschluss.» Und er warnt sogar: Es sei durchaus möglich, dass die Schweiz durch diesen Migrationspakt international in Zugzwang kommen könnte.

Was dann passiere, glaubt Walter Müller genau zu wissen: «Unsere Verwaltung würde dieses Dokument Punkt für Punkt muster-gültig umsetzen.» Deshalb sei dieser Pakt abzulehnen.

Europa

Unseren Lohnschutz rührt keiner an!

Wir Gewerkschafter wollen einen Rahmenvertrag. Wir wollen die Personenfreizügigkeit. Wir akzeptieren ein Schiedsgericht. Aber über unsere Löhne entscheiden wir allein. *Von Corrado Pardini*

Die Schweiz liegt mitten in Europa – und in der EU. Klar, brauchen wir darum exzellente Beziehungen zur EU. Und eine starke Europapolitik. Dazu gehört: Personen sollen sich frei bewegen können. Das ist eine grosse Errungenschaft für die Menschen und für die Schweiz. Ohne Personenfreizügigkeit, das müssen die Briten gerade lernen, ist auch alles andere nicht zu haben, auf dem unser Wohlstand baut.

Nur gibt es ein Problem: Schweizer Löhne sind die höchsten in Europa. Das ist gut für uns. Darum haben wir die Flankierenden Massnahmen (FlaM) erkämpft. Sie verhindern, dass profitgierige Unternehmer ausländische Kolleginnen und Kollegen in der Schweiz zu Dumpinglöhnen arbeiten lassen. Dass sie uns also gegeneinander ausspielen. Wir kontrollieren das. In jeder fünften Kontrolle stossen wir auf Missbräuche und greifen ein. Darum sind die FlaM ein Erfolgsmodell. Lohndumping wird meist verhindert. Und dank der FlaM gibt es bessere Gesamtarbeitsverträge, mehr Normalarbeitsverträge und Mindestlöhne.

Das genau aber stört einige Konzerne, neoliberale Ideologen von SVP, FDP, GLP, die Banken und ihre verblendeten Markt-anbeter-Freunde in Brüssel. Sie möchten unseren Lohnschutz und die Kontrollen schon lange kippen. Wir haben das verhindert. Doch nun glauben die Lohnschutzfeinde, einen Trick gefunden zu haben. Sie wollen den Lohnschutz auf dem Umweg über den Rahmenvertrag mit der EU aushebeln.

Ein Rahmenvertrag ist nützlich, weil wir dann unsere Beziehungen leichter den Entwicklungen anpassen können. Manche Dinge aber gehören nicht in den Rahmenvertrag, weil sie allein uns in der Schweiz etwas angehen. Zum Beispiel die FlaM. Das hat nichts mit gewerkschaftlicher Sturheit oder mit Privilegien zu tun. Es ist ganz einfach: Wir haben nicht nur die höchsten Löhne, sondern auch die höchsten Preise, Mieten und Krankenkassenprämien. Fällt der Lohnschutz, entsteht ein riesiger Druck auf die Löhne. Wer bezahlt dann die Mieten? Den Arzt? Ohne Lohnschutz gibt es keinen Wohlstand und keinen sozialen Frieden. Das ist elementare Innenpolitik.

Also hatte der Bundesrat eine rote Linie gezogen: Über die FlaM diskutieren wir

nicht. Weil er weiss, dass der Rahmenvertrag sonst vor dem Volk durchfällt. Das wäre wirklich schlimm für unsere Beziehungen. Warum sollten wir dieses Risiko eingehen?

Doch dann signalisierte FDP-Aussenminister Cassis der EU, die FlaM stünden doch zur Disposition. Zweimal liess sich die EU nicht bitten. Jetzt sollen wir einen Vertrag akzeptieren, der verlangt, dass wir uns an die EU-Entsenderichtlinien anpassen. Dabei geht es keineswegs nur um «Details» (etwa die 8-Tage-Regel), wie *Economiesuisse* und ihr Sprachrohr Operation Libero uns einreden wollen. Würden wir zustimmen, hätte künftig der Europäische Gerichtshof das letzte Wort, wenn es Streit um Lohn- oder Sozialdumping in der Schweiz gibt. *No deal*. Unser Modell geht anders: Bei uns werden die Löhne und Arbeitsbedingungen sozialpartnerschaftlich ausgehandelt.

Wer diesen schlechten Rahmenvertrag durchstiert, macht das Volk zu Feinden guter Beziehungen mit der EU. Der Bundesrat hat nicht unterschrieben. Vernünftig. Jetzt braucht es einen kühlen Kopf und tragfähige Mehrheiten für gute Lösungen. Jetzt braucht es verstärkte FlaM, zum Beispiel ein Verbot von Subunternehmerketten, wie es unsere Initiative im Kanton Bern vorsieht.

Wir wollen einen Rahmenvertrag. Wir wollen die Personenfreizügigkeit. Wir akzeptieren ein Schiedsgericht. Aber über unsere Löhne entscheiden wir allein. Früher oder später wird die EU das verstehen. Auch in der EU wogt der Streit zwischen neoliberalen Interessenvertretern und Vernünftigen. Wir sind für ein Europa, das die Menschen und nicht nur den Profit in den Mittelpunkt stellt. Wir kämpfen gemeinsam mit unseren europäischen Gewerkschaftskolleginnen und -kollegen für ein soziales Europa! Die FlaM, das sagen unsere europäischen Freunde, könnten sogar ein Modell für Europa sein.



Corrado Pardini ist SP-Nationalrat und Gewerkschafter.

Eine Woche Zermatt für 500 Franken

Von Hubert Mooser — Das Eidgenössische Zollamt verfügt über eine kuriose Spezialkasse. Mitarbeiter profitieren von günstigen Darlehen und preiswerten Ferienwohnungen in Schweizer Top-Ferienorten.

Die Mitarbeiter des Bundes gehören zur oberen Preisklasse der Schweizer Bürokratie. Die Staatsangestellten in Kantonen und Gemeinden verdienen in der Regel weniger – egal, ob sie nun als Pförtner oder Chefbeamte ihren Dienst tun. Obendrein profitieren die Mitarbeiter des Bundes von einer Reihe Privilegien, zum Beispiel von einem grosszügigen Vaterchaftsurlaub oder von Rabatten für die Kinderkrippe und das Halbtax-Abonnement. Wie sich jetzt herausstellt, vermietet die Eidgenössische Zollverwaltung (EZV) seit Jahrzehnten sogar eigene Ferienwohnungen zu Tiefstpreisen an Mitarbeiter.

Das Kerngeschäft der EZV ist die Abwicklung der Warendeklaration an der Grenze. Doch nebenbei verwaltet das Amt – genauer: die dafür zuständige Wohlfahrtskasse des Zollpersonals (Woka) – 52 Ferienwohnungen. 30 dieser Wohnungen sind direkt im Besitz der Woka, 22 Wohnungen führt das Bundesamt für Bauten und Logistik in seinem Immobilienportfolio «Zoll» – das geht aus einem Dokument hervor, welches Finanzminister Ueli Maurer (SVP) dem Bundesrat kürzlich präsentierte. Darauf gestützt, entschied die Regierung den Verkauf sämtlicher Woka-Ferienwohnungen, weil diese offenbar finanziell nicht selbsttragend seien.

Bisher sei jedoch noch keine Ferienwohnung zum Verkauf angeboten worden, wie der stell-

vertretende Kommunikationschef der Eidgenössischen Zollverwaltung, David Marquis, gegenüber der *Weltwoche* auf Anfrage zu verstehen gibt. Die Zollmitarbeiter können also weiterhin billig Ferien machen.

Die Gewerkschaft des Zollpersonals, Garanto, verteidigt denn auch mit Vehemenz die Pfründen ihrer Mitglieder. Und deren Schutzpatronin, die St. Galler SP-Nationalrätin und Gewerkschafterin Barbara Gysi, hat ausserdem vergangenen September im Parlament interveniert. Sie bezeichnet den geplanten Verkauf der Ferienwohnungen in einem Vorstoss als «fragwürdig». Der Unterhalt koste die Bundeskasse keinen Franken, die Ferienwohnungen würden vom Personal geschätzt, so die SP-Politikerin.

Letzteres kann man verstehen, denn im Angebot der Wohlfahrtskasse finden sich Wohnungen an den exklusivsten Standorten in der Schweiz, das geht aus einer bisher geheim gehaltenen Liste hervor, welche der *Weltwoche* vorliegt. So besitzt die Woka Feriendomizile in Zermatt, Verbier, Champéry, Adelboden, Grindelwald, Leukerbad, Engelberg, Montana, Pontresina, Samedan, San Bernardino, Valbella, Villars, Engelberg und so weiter. Das Angebot wird laut Belegungsplan der Woka für die Jahre 2016 und 2017 auch rege genutzt. Und zwar nicht bloss die Wohnungen in den Topdestinationen wie Zermatt oder Grindelwald, sondern

auch jene in kleineren Ferienstationen wie Saas-Almagell.

Eine Woche Almagell in der Woka-eigenen Vier-Bett-Ferienwohnung kostet für die Mitarbeiter der Zollverwaltung bloss 350 Franken. In Zermatt, wo die Woka drei Wohnungen verwaltet, kostet der Aufenthalt in einer Wohnung mit zwei Betten 500 Franken, die Sechs-Bett-Wohnung in Verbier 550 Franken pro Woche. Ein Vergleich zeigt, dass die Woka ihre Ferienwohnungen im Schnitt um mindestens 30 Prozent unter dem Marktpreis vermietet.

Spezialkässeli für Zahnarztrechnungen

Doch wie kommt die Zollverwaltung zu diesen Ferienwohnungen? Am Anfang stand ein Spezialkässeli, das der Bundesrat 1925 für das Zollpersonal einzuführen beschloss, die sogenannte Wohlfahrtskasse des Zollpersonals eben. Diese Einrichtung wurde damals wie heute folgendermassen gerechtfertigt: «Die EZV ist auf absolut loyales Personal angewiesen. Mit der Woka wird das Korruptionsrisiko vermindert», sagt EZV-Sprecher Marquis. Eine merkwürdige Argumentation. Heisst das, die Zollbeamten würden ohne subventionierte Ferien korrupte Handlungen begehen?

Bis 2007 floss ein Drittel jener Bussgelder bis 500 Franken, die der Zoll Schmugglern im Schnellverfahren aufbrumpte, in diese Kasse. Daraus gewährt die Woka dann den Zollbeamten Darlehen, zum Beispiel für hohe Zahnarztrechnungen, oder sie half anderen aus finanziellen Notsituationen heraus. Das alles ist gesetzlich sauber geregelt. Und irgendwann hatte diese Spezialkasse so viel Geld angehäuft, dass die Woka einen Teil davon in Ferienwohnungen für das Personal investierte.

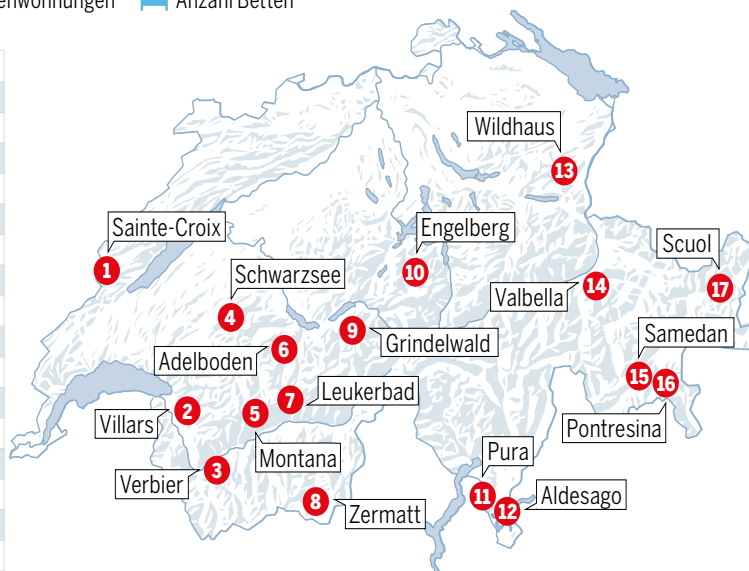
Seit 2007 werden die finanziellen Leistungen (Darlehen usw.) neu durch einen Bundesbeitrag bezahlt. Die Ferienwohnungen werden seither aus Mieteinnahmen, Vermögen und Spenden finanziert. Vor einem Jahr stiess der neue Chef der Oberzolldirektion, Christian Bock, eine Revision der entsprechenden Verordnung an, die am 1. Januar 2018 in Kraft trat. Darin wurde präzisiert, dass die Ferienwohnungen finanziell selbsttragend sein müssten. Die neue Verordnung war noch kein Jahr in Kraft, als es letzten September plötzlich hiess, die Wohnungen könnten nicht kostendeckend betrieben werden. EZV-Sprecher Marquis sagt dazu: «Eine vertiefende Analyse der finanziellen Aufwendungen – insbesondere der Personal- und IT-Kosten – hat ergeben, dass ein selbsttragender Betrieb mittelfristig nicht möglich ist.» Und so beschloss der Bundesrat den Verkauf dieser Ferienwohnungen. Aber noch ist keine Immobilie verkauft. Und die Wohlfahrtskasse der Zollverwaltung wird es auch in Zukunft geben, sie wird dann aber nur noch finanzielle Leistungen anbieten – ob das nötig ist, ist eine andere Frage. Die Mitarbeiter des Zollamtes nagen nicht gerade am Hungertuch.

Beneidenswerte Privilegien

Eine Auswahl von Ferienwohnungen der Zollverwaltung in der Schweiz.

● Ferienort 🏠 Anzahl Ferienwohnungen 🛏 Anzahl Betten

Ferienort	🏠	🛏
1 Sainte-Croix	1	8
2 Villars	2	6/6
3 Verbier	1	6
4 Schwarzsee	1	5
5 Montana	1	4
6 Adelboden	1	5
7 Leukerbad	3	5/3/4
8 Zermatt	3	2/6/5
9 Grindelwald	4	7/5/5/5
10 Engelberg	1	4
11 Pura	3	7/7/3
12 Aldesago	1	4
13 Wildhaus	2	6/6
14 Valbella	2	6/6
15 Samedan	2	6/6
16 Pontresina	1	2
17 Scuol	2	4/6



Exklusivste Standorte.



Ihr professioneller Partner für die Auslagerung Ihrer Flottenbewirtschaftung

Die Aufgabe der MF Fleetmanagement AG liegt in der Bereitstellung von Full-Service-Leasing und Finance-only Angeboten für Unternehmen mit mindestens fünf Firmenfahrzeugen.

Dank unserem umfassenden Knowhow, dem grossen persönlichen Einsatz sowie den langjährigen, strategischen Partnerschaften können wir für unsere Kunden einen spürbaren Mehrwert generieren. Mit unseren transparenten, auf den Kunden angepassten Flottenlösungen stellen wir sicher, dass Ihre Fahrzeuge kostenoptimiert und sicher auf den Strassen unterwegs sind und Ihre Firmenflotte optimal bewirtschaftet ist.

Rufen Sie uns an für einen unverbindlichen Beratungstermin. Wir freuen uns.



MF Fleetmanagement

MF Fleetmanagement AG
Rütistrasse 28, 8952 Schlieren
+41 44 496 80 00, www.mf-fleetmanagement.ch

Schneider-Ammanns Millionengeschenk

Von Florian Schwab — In der Staatsrechnung stapeln sich Rentenansprüche ehemaliger Bundesräte in dreistelliger Millionenhöhe. Fast alle Ex-Magistraten langen tüchtig zu.

Bei jeder Rochade im Bundesrat springen die Rechenmaschinen in der Eidgenössischen Finanzverwaltung an: Wie alt ist der Zurückgetretene, wie alt der Neugewählte? Wie lange ist die durchschnittliche Amtsdauer? Anhand der statistischen Lebenserwartung lässt sich dann ausrechnen, wie viel der Personalwechsel den Steuerzahler kostet.

Jetzt können sich die Säckelmeister des Bundes über ein unerwartetes Weihnachtsgeschenk freuen. Wie aus dem Umfeld des abtretenden Bundesrats Johann Schneider-Ammann (FDP) zu hören ist, will er auf sein Ruhegehalt verzichten. Rein statistisch betrachtet, beträgt seine Restlebenserwartung 18,9 Jahre, in denen theoretisch Pensionsansprüche in Höhe von 4,2 Millionen Franken bestünden. Auf Anfrage will ein Sprecher die Information nicht rundum bestätigen. Er führt aus, sein Chef suche «grundsätzlich» keine staatlichen Gelder, «solange dies nicht nötig ist». Es sei «gut möglich, dass Bundesrat Schneider-Ammann auf das ihm zustehende Ruhegehalt verzichten wird».

Wer bekommt wie viel?

Damit würde Schneider-Ammann dem Beispiel seines verstorbenen Parteikollegen Rudolf Friedrich (1923–2013) folgen, der dem Bundesrat von 1982 bis 1984 angehörte, bevor er aus Gesundheitsgründen zurücktrat. Dauerhaft auf sein Ruhegehalt verzichtet alt Bundesrat Christoph Blocher (SVP).

Seit Jahrzehnten beträgt das Ruhegehalt 50 Prozent der bekanntlich grosszügigen Bezüge eines amtierenden Bundesrats. Ein Bundesrat verdient 438 000 Franken, der US-Präsident rund 400 000 Franken. Die Pension eines Bundesrats ist höher als das Salär eines amtierenden französischen Präsidenten (rund 210 000 Franken). Einzige Bedingung: Der Magistrat muss mindestens vier Jahre im Amt ausgeharrt haben oder aber aus gesundheitlichen Gründen zurückgetreten sein. Nur im hypothetischen Fall, dass ein Bundesrat aus politischen Gründen in den ersten vier Amtsjahren zurücktreten muss, hat er keine Ansprüche. Was es seit Journalistengedenken nicht gegeben hat.

Zudem sieht die entsprechende Verordnung der Bundesversammlung vor, dass das Ruhegehalt gekürzt wird, falls ein ehemaliger Bundesrat zusammen mit übrigen Erwerbseinkünften mindestens ein Bundesratsgehalt bekommt,



Bundesräte Leuthard (l.), Schneider-Ammann.

also 438 000 Franken. Solange ein Bundesrat eine Rente vom Staat bekommt, kann sein Einkommen das eines amtierenden Bundesrats nicht überschreiten. Kapitaleinkünfte sowie Renten aus AHV und Pensionskasse werden dabei allerdings nicht berücksichtigt.

Zurzeit gibt es siebzehn lebende Alt-Bundesräte und vier lebende ehemalige Bundeskanzler. Wer von ihnen bekommt wie viel? Auf Anfrage gibt sich die für das bundesrätliche Pensionsmanagement zuständige Bundeskanzlei «aus Gründen des Daten- und Persönlichkeitsschutzes» wortkarg. Die Behörde verrät lediglich, dass im Jahr 2017 «insgesamt 19 Alt-Bundesräte und Alt-Bundeskanzler sowie drei Witwen Ruhegeld in der Höhe von insgesamt 4,196 Millionen Franken» bezogen.

Ob zusätzlich zu Christoph Blocher noch weitere ehemalige Magistratspersonen auf ihre Ansprüche verzichten, will die Bundeskanzlei ebenfalls nicht offenlegen. Aus ihren Angaben lässt sich aber schliessen, dass im Jahr 2017 nur zwei Ehemalige kein Ruhegehalt bezogen.

Wer ist neben Blocher der Zweite? Es handelt sich um die frühere CVP-Bundesrätin Ruth Metzler-Arnold, die heute diverse offenbar gutbezahlte Mandate in der Privatwirt-

schaft ausübt, darunter in den Verwaltungsräten von Bühler und Axa.

«Es steht mir zu»

Bei Metzlers Abwahl 2003 gab es Befürchtungen, dass die damals 39-Jährige sich für den Rest ihrer Tage von der Allgemeinheit alimentieren lassen könnte. Für kurze Zeit überlegte sich das Parlament sogar, die Rentenansprüche neu zu regeln. Die Bemühungen verliefen aber im Sande, da man die Unabhängigkeit der Bundesräte im Amt nicht gefährden wollte. Bei einer statistischen Restlebenserwartung von damals 45 Jahren hätte Metzler den Steuerzahler teuer bereinigt gut und gerne zehn Millionen Franken kosten können.

Einen zweiten Frühling in der Privatwirtschaft erlebten auch zwei weitere Alt-Bundesräte: Nach seinem Rücktritt Ende 2003 wurde Kaspar Villiger (FDP) Verwaltungsratspräsident bei Nestlé, Swiss Re, der NZZ sowie später der UBS, und Joseph Deiss (CVP), zurückgetreten 2006, präsierte von 2012 bis 2016 den Stromkonzern Alstom. Dabei verdienten sie mehr als ein Bundesrat, wodurch ihr Rentenanspruch zeitweise auf null fiel. Später bezogen beide wieder ein Ruhegehalt. Joseph Deiss schreibt, er habe 2017 erstmals teilweise ein Ruhegehalt bezogen. «2018 habe ich zum ersten Mal die volle Rente bezogen.»

Im Jahr 2015 fiel ein Brief Villigers an die damalige Bundeskanzlerin Corina Casanova (CVP) in die Hände des *Blicks*. Darin teilte der Altbundesrat der «lieben Corina» mit, er erziele nur «ein Einkommen von etwa 12 000 Franken», weshalb keine Kürzung seines Ruhegehalts erfolgen müsse. Mit der Kritik konfrontiert, dass er trotz eines Vermögens von über 20 Millionen Franken Geld vom Staat beziehe, verteidigte sich Villiger: «Das Ruhegehalt ist ein Rechtsanspruch, es steht mir zu.» Auch die ehemalige Bundeskanzlerin Annemarie Huber-Hotz (FDP) lässt sich das Ruhegehalt auszahlen, obwohl sie mit einem stattlichen Immobilienvermögen gesegnet ist.

Die ehemalige Bundesrätin mit der derzeit vermutlich längsten Bezugsdauer ist Villigers Vorgängerin, die Freisinnige Elisabeth Kopp, 82. Sie war vor bald dreissig Jahren, in ihrem 53. Lebensjahr, zum Rücktritt gezwungen. Auf Anfrage äussert sich Kopp nicht zu der Frage, über welchen Zeitraum sie später das Ruhegehalt bezogen habe. Gemessen an den gesamten Staatsausgaben von 68 Milliarden Franken sind die jährlichen Ruhegehälter zwar nur ein Klacks. Berücksichtigt man aber, dass es sich um jahrzehntelange Verbindlichkeiten handelt, fallen sie durchaus ins Gewicht. Laut Eidgenössischer Finanzverwaltung hat der Bund für ehemalige Magistratspersonen (Bundesräte, Bundeskanzler und Bundesrichter) derzeit 389 Millionen Franken zurückgestellt. Auf Bundesräte und Bundeskanzler entfallen davon je nach Schätzung zwischen 20 und 30 Prozent.

Urbaniok schert aus

Von Alex Baur — Unerhörtes hat sich beim Prozess um den Mörder Thomas Nick zugetragen: Ein Gerichtspsychiater kritisiert öffentlich seine Kollegen. Darf er das? Aber sicher. Die Debatte ist überfällig.

Just am Tag, als in Aarau die Berufungsverhandlung gegen den Vierfachmörder Thomas Nick über die Bühne ging, veröffentlichte die Fachzeitschrift *AJP* einen Artikel des forensischen Psychiaters Frank Urbaniok zum Thema «Hindernisse für die Anordnung der lebenslänglichen Verwahrung nach Art. 64 Abs. 1^{bis} StGB». Der staubtrockene Titel täuscht über den hochbrisanten Inhalt hinweg: Urbaniok übte scharfe Kritik an seinen Kollegen, die dem sadistischen Lustmörder von Rapperswil eine mögliche Therapierbarkeit attestierten. Bereits einige Tage zuvor hatte Urbaniok im Interview mit der *Aargauer Zeitung* erklärt, was seiner Meinung nach falsch gelaufen war.

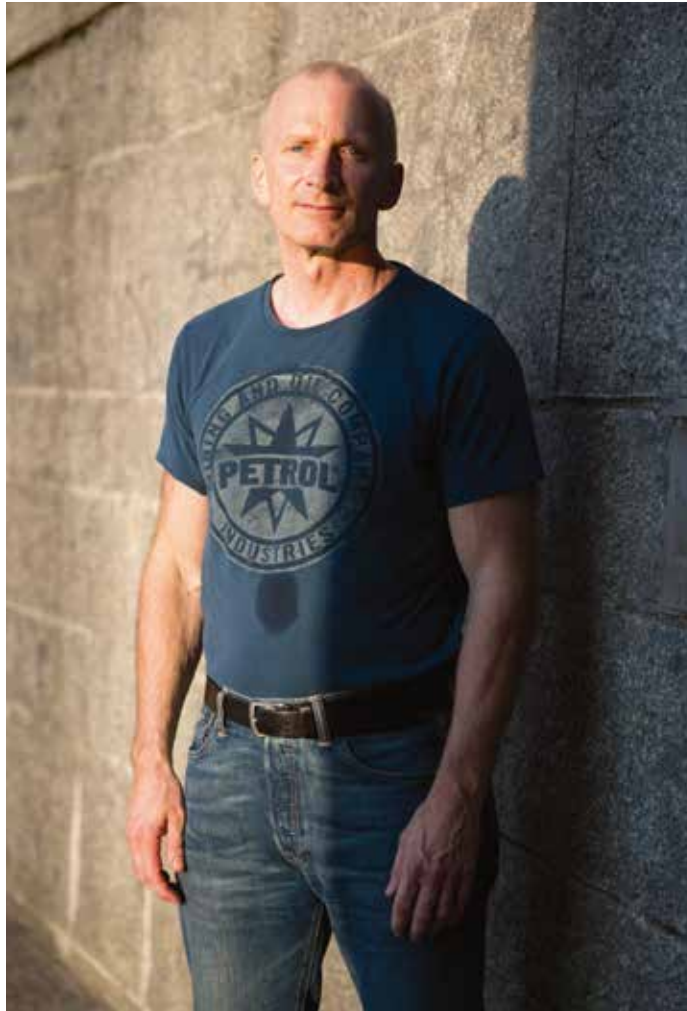
Unwille zur öffentlichen Debatte

Die fachmännische Einmischung ins laufende Verfahren kam in Justizkreisen schlecht an. «Urbaniok missbraucht seine Autorität», diktierte etwa die Luzerner Richterin Marianne Heer jedem Journalisten ins Mikrofon, der sie zitieren mochte, «Herr Urbaniok übernimmt hier die Rolle eines Obergutachters, ohne die Akten zu kennen und ein entsprechendes Mandat zu haben.» *Not amused* über die unziemliche Offenheit eines Forensikers war namentlich der *Tages-Anzeiger*. Solche Interventionen, war dort zu lesen, würden «die Unabhängigkeit der Justiz gefährden». Urbanioks Intervention erfolge aber nicht nur «zur Unzeit», tadelte Reporter Thomas Hasler, die Kontroverse sei zudem überflüssig, weil Thomas Nick, lebenslange Verwahrung hin oder her, ohnehin kaum je wieder auf freien Fuss komme.

Der demonstrative Widerwillen, eine öffentliche Debatte über die ewige Verwahrung zu führen, deckt sich eins zu eins mit dem Unwillen vieler Juristen, den Verfassungsauftrag umzusetzen. So wie man sich fragen kann, wen sonst man denn lebenslänglich verwahren soll, wenn nicht Thomas Nick, so muss man sich fragen: Wann soll denn die Debatte geführt werden, wenn nicht jetzt? Lassen sich die Richter wirklich so einfach einschüchtern? Tatsächlich hat Urbaniok kein Obergutachten geschrieben. Er hat auch nicht, wie ihm fälschlicherweise unterstellt wurde,

die ewige Versenkung von Nick gefordert. Der Forensiker hat lediglich auf einen logischen Zirkelschluss in den Gutachten hingewiesen, der das Elend um die Nichtumsetzung des Verwahrungsartikels plastisch illustriert.

Erstens stellt Urbaniok fest, dass die Gutachter im Fall Nick (Josef Sachs und Elmar Habermeyer) zwar eine (divergierende) psychiatri-



Wann ist «lebenslänglich» wirklich lebenslänglich? Frank Urbaniok.

sche Diagnose beim Täter gestellt haben, dass sie aber den Tatmechanismus damit nicht erklären können. Nick mag pädophil, narzisstisch oder auch zwanghaft veranlagt sein, welchen Zusammenhang diese Konstellation mit dem Blutbad hatte, wissen wir nicht. Zweifellos gibt es Tausende narzisstische Pädophile unter uns, die nicht morden. Wenn man aber nicht weiss, ob die krankhafte Störung ursächlich ist für das fürchterliche Folter-Massaker in Rapperswil, kann man auch nichts über die Therapierbarkeit des Täters sagen.

In einem zweiten Punkt kritisiert Urbaniok die Auslegung des Bundesgerichts der Therapierbarkeit. Sie ist neben der Rückfallgefahr und der Gefährlichkeit eines der drei Kernkriterien für die lebenslängliche Verwahrung. Lausanne verlangt nun aber, dass die Therapierbarkeit eines Täters praktisch zu hundert Prozent ausgeschlossen werden kann. Damit schliesse das Bundesgericht die Anwendung des Gesetzes faktisch aus, weil sich eine derart absolute Aussage bei einer Prognose niemals machen lasse. Das ist gemäss Urbaniok aber auch nicht nötig, weil das Gesetz nämlich ein Türchen offenlässt, das sich bei genauer Betrachtung als sperrangelweit offenes Tor erweist: Selbst die ewige Verwahrung kann aufgehoben werden, wenn der Täter aus irgendeinem Grund «keine Gefahr mehr darstellt».

Gefährliche Gesetze

Juristen finden immer einen Weg, das eine oder das Gegenteil davon zu begründen, wenn sie nur wollen. Die lebenslange Verwahrung ist damit weniger ein rechtliches Problem, sondern mehr ein Politikum. Da das Bundesgericht seine eigene Praxis kaum auf den Kopf stellen wird, muss der Gesetzgeber neue Wege suchen, um dem Verfassungsauftrag Nachachtung zu verschaffen. Tatsächlich macht es ohnehin wenig Sinn, einen Täter lebenslänglich zu verwahren, der bereits zu «lebenslänglich» verurteilt wurde, wie etwa der Forensiker Jérôme Endrass moniert. Denn eine Entlassung aus der lebenslänglichen Strafe bedingt stets, dass ein Täter nicht mehr gefährlich ist. In diesem Fall wäre eine Verwahrung aber missbräuchlich. Denn sie dient bekanntlich nicht dem Strafbedürfnis, sondern allein der Sicherheit.

Gesetze, die nicht angewendet werden, sind nicht bloss nutzlos, sie sind gefährlich, weil sie geradewegs zur Willkür einladen. Der Kriminalist Martin Killias hat einen Ausweg aus der Sackgasse skizziert: Wie etwa in Deutschland sollte auch in der Schweiz dem Richter – unbesehen

der psychiatrischen Prognose – die Möglichkeit gegeben werden, bei Extremverbrechern wie jenem von Rapperswil das Urteil «lebenslänglich» mit einer längeren minimalen Vollzugsdauer zu verbinden, etwa einer Verdoppelung von fünfzehn auf dreissig Jahre. Voraussetzung für eine Entlassung bleibt, dass keine Gefahr mehr vom Täter ausgeht. Der Unbedenklichkeitsnachweis, auch das sollte man im Gesetz festhalten, obliegt dem Täter. Im Zweifelsfall bleibt «lebenslänglich», so wie es im Gesetz steht, lebenslänglich.

Oase der Hoffnung

Von Thomas Kessler — In Nordsyrien gibt es zwei Kantone, die mitten in den Kriegswirren nach Schweizer Vorbild Basisdemokratie, Föderalismus und die Einhaltung der Menschenrechte einüben.



Ziel des basisdemokratischen Konföderalismus: kurdisches Kulturfestival bei Mosul, April 2018.

Während der syrische Bürger- und Stellvertreterkrieg von unsäglichem Barbarei geprägt ist, gibt es dort eine Region, in der die Todesstrafe abgeschafft worden ist und Gefangene nach der Genfer Konvention behandelt werden. Den gefangenen Dschihadisten wird sogar die Möglichkeit geboten, zu bereuen und sich zu resozialisieren. Es hört sich an wie eine Mischung aus Schweizer Idylle und der südafrikanischen Versöhnungspolitik nach der Abschaffung der Apartheid. Dieses Wunder der zivilisierten Ordnung – dieses Helvetistan im Orient – liegt im westlichen Kurdistan in Nordsyrien. Die Region heisst Rojava – «Westen».

Es begann im Sommer 2012. Die kurdischen Volksverteidigungseinheiten YPG konnten die mehrheitlich von ihnen bewohnten Gebiete kampfflos unter ihre Macht bringen. Nach Jahrzehnten der aggressiven Arabisierung durch das nationalistische Regime Syriens war es den Kurden und den vielen religiösen und ethnischen Minderheiten endlich möglich, ihre Sprachen Kurmandschi, Aramäisch oder Armenisch offiziell zu sprechen und zivile Verwaltungen aufzubauen. Nach langwierigen Verhandlungen zwischen den rivalisierenden kurdischen Parteiblöcken riefen die Volksräte Westkurdistan schliesslich im Januar 2014 ein föderales, basisdemokratisch organisiertes Sys-

tem nach Schweizer Art aus, mit drei Kantonen: Afrin, Kobane und Cizire.

Die gewonnene Freiheit war von kurzer Dauer. Bald gerieten diese Orte der kulturellen Vielfalt ins Visier des sogenannten Islamischen Staates (IS), der im Spätsommer 2014 Kobane beinahe überrannte. Zusammen mit säkularen arabischen Rebellengruppen, kurdischen Peschmerga aus dem Irak und der US-Luftwaffe vertrieben die YPG und ihre Frauenarmee (YPJ) schliesslich in einem heldenhaften Kampf die islamistischen Milizen.

In den folgenden Kämpfen um das Khabur-Tal und den Berg Sinjar, wo der IS assyrische Christen und Jesiden verfolgte, konnte die Expansion der Dschihadisten definitiv gestoppt werden. Aus dem erfolgreichen Kampf resultierte der militärische Zusammenschluss zu den Demokratischen Kräften Syriens, in welchen auch arabische, assyrische und turkmenische Einheiten integriert sind.

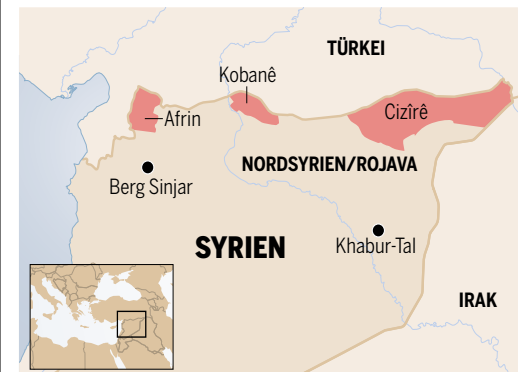
Im Schutz dieser Armee gelang es nun, einen kurdischen Parastaat mit eigenen Polizeikräften, Lokalregierungen und staatlichen Strukturen zu schaffen, ohne sich direkt gegen die Regierung in Damaskus und ihre Lehrer und Beamten in den Kantonen zu stellen. Im sogenannten Gesellschaftsvertrag, einer Art Verfassung der Region, wurde das Bekenntnis zu den Menschenrechten, zur Notwendigkeit der

ökologischen Nachhaltigkeit und zur grossen Bedeutung der Gleichheit der Geschlechter festgeschrieben. In allen Funktionen des politischen Systems sitzen je eine Frau und ein Mann an der Spitze. Die Minderheiten werden an der Macht beteiligt, die aramäischen Christen verfügen über eine eigene Miliz – die Sutoro. Am 17. März 2016 wurde dazu an der Versammlung von Rumailan von den kurdischen, assyrischen, arabischen und turkmenischen Delegierten die autonome Föderation Nordsyrien-Rojava ausgerufen.

Im Hintergrund wirkte der gefangene kurdische Führer Abdullah Öcalan, der durch das Studium der Werke von den ökolibertären Anarchisten Janet Biehl und Murray Bookchin den Paradigmenwechsel vollzog – vom Ziel des zentralistischen Nationalstaates hin zum basisdemokratischen Konföderalismus und Ökofeminismus. Im westlichsten Kanton, in Afrin, wurde dieses Experiment jedoch durch den Einmarsch der türkischen Truppen und deren islamistischen Frontmilizen im März 2018 zerstört.

Gekidnappte Scheichs

In Basel-Stadt, wo viele Kurden leben und sie im Kantonsparlament vertreten sind, forderte der Grosse Rat den Bundesrat am 11. April 2018 per Resolution auf, sich für die Einhaltung des internationalen humanitären Völkerrechts in Afrin einzusetzen und dies bei der Türkei einzufordern. Aussenminister Ig-



«Helvetistan» in Nordsyrien.

nazio Cassis hat in seinem Antwortschreiben versichert, dass die Schweiz das tun werde, und tatsächlich engagiert sich die Schweiz in Syrien mit erheblichen Mitteln humanitär, aber auch diplomatisch, um eine politische Lösung des Konflikts zu finden und die Straflosigkeit zu bekämpfen.

Dieser Aspekt ist besonders wichtig. Wie wir inzwischen wissen, haben die Invasoren in Afrin massenhaft gegen die Menschenrechte und die Genfer Konvention verstossen. Amnesty International hat 86 Verbrechen registriert, die Islamisten wüten in bekannter Manier mit Verschleppung, Raub, Folter und der Hinrichtung von Gefangenen. Der Kanton Afrin wird inzwischen von der Türkei aus mit

arabischen und turkmenischen Flüchtlingen besiedelt, um so in der Tradition osmanischer Besiedlungspolitik neue demografische Fakten zu schaffen.

Es bleiben also nur noch die Kantone Kobane und Cizire für den Traum der zivilisierten Insel in den Kriegswirren – Zehntausende suchen dort Schutz.

Doch auch dort wirkt die türkische Destabilisierungspolitik. Präsident Erdogan droht mit dem Einmarsch seiner Leopard-Panzer, um die Kurden 30 Kilometer weit ins Landesinnere zu vertreiben. Just zum Welt-Kobane-Tag, der am 2. November an den Sieg über die Islamisten erinnert, begann der völkerrechtswidrige Beschuss der nordsyrischen Territorien. Kaum hatten sich Merkel, Putin und Macron vom Gastgeber Erdogan, der zur Syrien-Runde gebeten hatte, verabschiedet, fielen die ersten Schüsse. Eines der Opfer in Kobane war das zwölfjährige Mädchen Sara Rifat, das am Kopf tödlich getroffen wurde. Und die arabischen Scheichs, welche für die friedliche Zusammenarbeit mit der kurdischen Administration sorgten, sind gekidnappt worden. Am 13. Dezember 2018 hat die türkische Luftwaffe zudem damit begonnen, das kurdische Flüchtlingslager Machmur im Irak zu bombardieren.

Trotzdem gibt es Hoffnung für das zarte Pflänzchen der Vernunft und des Anstands in Nordsyrien. Solange der IS nicht definitiv besiegt ist, sind die US-Truppen auf die Syrischen Demokratischen Kräfte angewiesen. Sie sind die Einzigen, welche ohne wechselnde Loyalität und Käuflichkeit konsequent gegen die Islamisten und ihre Söldner aus Dutzenden Ländern kämpfen. Zudem haben die basisdemokratischen Verwaltungsstrukturen und die Naturliebe der Bewohner einen landwirtschaftlichen Boom ausgelöst. Die neue, kleinteilige Bodenbewirtschaftung beschert ein reiches Nahrungsangebot und volle Läden.

Trotz allen Manövern der antikurdischen Kräfte gehören die zwei verbleibenden Kantone Kobane und Cizire weiterhin zu den stabilsten Regionen Syriens. Dieser Versuch, in der explosivsten Ecke der Welt mittels Demokratie und prosperierender Vielfalt die Zukunft zu gestalten, ist für uns und ganz Europa von grösster strategischer Wichtigkeit. Ohne solche Perspektiven gibt es in der Region keine Befriedung. Gerade wir direktdemokratischen Föderalisten sollten uns diesem «Helvetistan» nahe fühlen. Es braucht dringend Nothilfe für die fünf Flüchtlingslager mit je 700 Zelten und Aufbauhilfe für Schulen, Spitäler und sauberes Trinkwasser. Langfristig braucht es Hochschulen, Handel und eine agile Diplomatie.

Thomas Kessler leitete in Basel-Stadt 1991–2017 die Abteilungen Stadtentwicklung, Integration und Drogen.



Brief aus ...

Paris

Assim B. steht mit seinen Kumpels beim Grand Palais an den Pariser Champs-Élysées. Er trägt eine automatische Schusswaffe und eine Pistole; selbst der Stock an seinem Oberschenkel sieht bedrohlich aus. Assim ist ein Ordnungshüter der *Police nationale*. Sein einschüchternder Auftritt kontrastiert apart mit der romantisch-süssen Weihnachtsbeleuchtung der Bäume, deren rotbeleuchteten Äste an *tulipiers de Virginie*, an Tulpenbäume, erinnern.

Assim leistete in den letzten Wochen Überstunden en masse. Wie viele genau, weiss er nicht: «Aber wir hatten an keinem Samstag mehr frei.» Denn er musste mit Tausenden von anderen Polizisten die zornigen Demonstranten in ihren *gilets jaunes* unter Kontrolle halten. Das gelang mal besser, mal weniger gut. Acht Tote und Sachschaden in Millionenhöhe lautet die bisherige Bilanz. Kleiner Trost für Assim als *gardien de la paix*, so sein offizieller Titel: Er kann seinen Grundlohn von rund 2000 Euro aufbessern.

Assim B. wirkt zwar zufrieden, zeigt aber dennoch Verständnis für die Wut der Protestierenden: «Einige von ihnen waren sogar mal Polizisten, wie ich es bin.» Diese seien nicht die Schlimmen, «im Gegensatz zu den gewalttätigen Profiteuren», sagt Assim, der nicht mit vollem Namen in der Zeitung stehen will. Er meint mit den Profiteuren die radikalisierten Jugendlichen auf beiden Seiten des politischen Spektrums, die die Gunst der Stunde nutzten, um aus den Geschäften in der Pariser Innenstadt Kleinholz zu machen und sie vor allem zu plündern. Von einer «tiefgreifenden Katharsis, die das Land erfasst hat», schreibt der *Figaro* und konstatiert, dass sich die politischen Verhältnisse in den letzten Wochen fundamental verändert hätten: «Wir haben

eine Regierung, die sich dem Druck der Strasse gebeugt hat.» Präsident Emmanuel Macron ist so unpopulär wie vor ihm der gescheiterte François Hollande.

Derweil hat sich in Paris eine *cohabitation* eingestellt: Gewimmel auf den grossen Boulevards mit Scharen von Weihnachtskunden, viele Frauen, beladen mit drei, vier Papiertüten, auf denen die Labels der grossen französischen Marken stehen – Louis Vuitton, Dior oder Chanel. Dazwischen blitzen hin und wieder *gilets jaunes* auf. Meist sind es keine Demonstranten, sondern städtische Angestellte im beruflichen Einsatz. Die gelben Westen gehören zu ihrem berufsmässigen Outfit, damit sie im Strassenverkehr geschützt sind.

Allerorts sind Polizeikräfte präsent. Der Besucher wundert sich, wie viele Frauen und Männer dieses Land aufbieten kann, um den Bürgern ein Gefühl der Sicherheit zu vermitteln. Denn die *gilets jaunes* sind ja nur eine Form der Bedrohung, noch beängstigender sind die Wahnsinnigen wie der Attentäter von Strassburg oder Terroristen, die früher in der Hauptstadt zuschlugen –



Diffuse Forderungen: *gilets jaunes*-Demo, 8. Dezember.

Pariser Polizisten als Allzweckwaffe gegen die gesellschaftliche Bedrohung.

RIC lautet das magische Kürzel der Gelbwesten. Es steht für *référendum d'initiative citoyenne*, direkte Demokratie also. Assim will dazu nichts sagen. Vielleicht, weil er sich zur Politik aus Prinzip nicht äussert; vielleicht sind ihm die Forderungen zu diffus. Tatsächlich scheinen die Vorstellungen der Franzosen von einer direkten Demokratie noch wenig konkret. In der morgendlichen Nachrichtensendung des TV-Senders TF 2 erklärt jedenfalls ein Experte das Schweizer Modell und äussert seine Zweifel, ob dieses auf Frankreich übertragbar wäre. Tatsächlich erscheinen weitere finanzielle Zugeständnisse von Emmanuel Macron an seine Bürger erfolgversprechender – zumindest kurzfristig.

Rolf Hürzeler



Brief aus dem Silicon Valley

Köpfe, die Sie kennen sollten

Von *Simon Zwahlen* — Der bekannteste helvetische Name im Silicon Valley gehört sicher Google-Mann Urs Hölzle. Aber auch weniger prominente Schweizer bewegen vieles in der Hightech-Metropole. Bericht aus der Begegnungszone zweier Kulturen.

Diese Ausgabe der *Weltwoche* widmet sich den Persönlichkeiten, die im vergangenen Jahr etwas bewegt haben. Auch im «Brief aus dem Silicon Valley» geht es daher für einmal nicht um ein technisches Thema, sondern um die Menschen, welche die digitale Revolution vorantreiben. Genauer: um die Schweizer, die im Silicon Valley ihren Fussabdruck hinterlassen.

Die meisten Leser können vermutlich mit dem Namen Urs Hölzle etwas anfangen. 1999 fing er als Google-Mitarbeiter Nummer 8 bereits kurz nach der Gründung des Konzerns durch Studenten der Stanford University an, wo er selber auch promoviert hatte, bevor er Professor an der University of California, Santa Barbara, wurde. Seit langem gehört er als Technikchef zum Topmanagement des Milliardenkonzerns und ist für die gigantische technische Datacenter-Infrastruktur verantwortlich. Dass Google heute in Zürich mehrere tausend Mitarbeiter hat, wird intern auch mit der Fürsprache von Urs Hölzle erklärt, der die jeweiligen Vorteile der Schweiz und des Silicon Valley kennt.

Relativ bekannt aus Presse und Fernsehen ist sodann – zumindest dem Namen nach – eine ansehnliche Gruppe weiterer Schweizerinnen und Schweizer. Zu ihnen zähle ich Alain Chuard, der durch den erfolgreichen Aufbau einer Firma für Social-Media-Marketing und deren späteren Verkauf zu einer grösseren Bekanntheit gelangt ist: 2012 veräusserte er Wildfire für 450 Millionen US-Dollar an Google. Nach dem Verkauf verpflichtete er sich noch für einige Jahre als Chief Product Officer (CPO). Zurzeit sucht er neue Ideen. Über Sascha Zahnd, den globalen Einkaufschef von Tesla, habe ich in der letzten Kolumne bereits kurz berichtet. Als *direct report* von Elon Musk gehört er zu den einflussreichsten Managern des Technologiekonzerns. Weiter würde ich zu dieser Katego-

rie den Logitech-Verwaltungsratspräsidenten Daniel Borel hinzurechnen, Airbnb-Forschungschefin Anita Roth sowie Karin Schwab, stellvertretende Head Legal bei Ebay.

Dann gibt es aber auch etliche Schweizer im Silicon Valley, die in ihrem Ursprungsland zwar kaum bekannt sind, die aber dennoch eine sehr grosse Wirkung haben. Auf eine Auswahl von ihnen möchte ich den Schwerpunkt dieser klei-

dia einen der ersten Anbieter für Toilettenwerbung auf und erschloss damit ein Millionen-Business. Nach dem erfolgreichen Verkauf im Jahr 2015 übersiedelte er ins Silicon Valley, wo er als sogenannter Entrepreneur in Residence beim Stanford Research Institute der Stanford-Universität in Menlo Park verpflichtet wurde. Vergangenes Jahr gründete Borschberg die Firma OTO Systems mit Büros in San Francisco und Zürich. Dieses Artificial-Intelligence-Unternehmen entwickelt Lösungen, mit denen man bei akustischer Spracherkennung den emotionalen Zustand des Sprechenden feststellen kann, was beispielsweise für Callcenter wertvoll ist.



Die Swisscom verfolgt weltweit das Geschehen in der digitalen Welt. Ihr Netzwerk reicht von Shanghai bis ins Silicon Valley. Einer ihrer führenden Spezialisten ist Simon Zwahlen. Aus erster Hand berichtet er monatlich für die *Weltwoche* über die neuesten Trends und faszinierendsten Entwicklungen.

nen Vorstellungsrunde legen. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit – schliesslich kann es zwischen San Francisco und San José jeden Moment passieren, dass einem plötzlich ein höchst interessanter Landsmann oder eine ebensolche Landsmännin über den Weg läuft!



Der Unternehmer: **Teo Borschberg** hat unmittelbar nach seinem Studium an der Ecole hôtelière de Lausanne seine erste Firma gegründet. In Shanghai zog er mit Good Me-



Der Venture-Capitalist: **Philipp Stauffer** gehört zu den Schweizer Veteranen im Silicon Valley. Er ist hier seit Jahrzehnten in der Venture-Capital-Szene aktiv. Die Spezialität seines Unter-

nehmens Fyrfly Venture Partners sind *early stage*-Investments. Dabei handelt es sich sozusagen um die Königsklasse des Risikokapitals, da noch schwer abzuschätzen ist, ob das Geschäftsmodell tragfähig ist. Nach dem Studium an der Zürcher Fachhochschule absolvierte Stauffer einen MBA an der Wharton Business School. Zu seinen Investments gehört seit 2013 Philz Coffee, ein Pionier der sogenannten dritten Welle im Kaffeemarkt, die für die Rückkehr des Qualitätsbewusstseins steht. Ebenfalls investiert ist Stauffer bei Beekeeper, dem derzeit viel diskutierten Start-up mit Standorten im Silicon Valley und in der Schweiz.



Der Präsident: **Philipp Barmettler** ist in seinem Hauptberuf für Sales- und Marketing-Partnerschaften bei Facebook zuständig. Im Nebenamt präsidiert Barmettler die Filiale der Schweizerisch-Amerikanischen Handelskammer (Amcham) in San Francisco. Kein Wunder, kennt er sehr viele Schweizer im Silicon Valley. Er nimmt immer gerne den Telefonhörer in die Hand, um sie miteinander zu verbinden. Nach ersten Erfahrungen in Industriefirmen wie Sika oder Siemens wechselte er 2003 zu McKinsey. Drei Jahre später schickte ihn das Beratungsunternehmen nach Stamford, Connecticut. Von der Beratung wechselte er auf die aktive Seite und war zunächst erfolgreich für Hewlett Packard als Vice President Go-to-Market Strategy tätig, wo er unter anderem die Unternehmensaufteilung in HP Inc. und Hewlett Packard Enterprise bewerkstelligte.



Das Urgestein: **Herman Gyr** ist ein eigentlicher Geheimtipp. 1976 wanderte er für sein Doktorat in die USA aus und gründete zehn Jahre später sein Beratungsunternehmen. Gyr schaltet und waltet eher im Hintergrund.

Mit seiner Enterprise Development Group hilft er Firmen dabei, innovativ zu werden oder zu bleiben. Unter anderem beriet er den früheren Swisscom-CEO Carsten Schloter. Zu seinen Kunden gehören Firmen wie Apple, die Fluggesellschaft Delta oder auch die Schweizerische Post. Gyr ist der Erfinder des «Innovation Blueprint», eines Modells, um Unternehmensführer und andere Anspruchsgruppen in die innovative Transformation eines Unternehmens einzubeziehen.



Die Vernetzerin: **Gioia Deucher** hat ein Büro in San Francisco, um dessen Location sie viele beneiden. Am Pier 17 gelegen, also sozusagen ins Meer hineingebaut, befinden

sich die Räumlichkeiten von Swissnex San Francisco, wo Deucher als CEO wirkt. Ihre Organisation ist die erste Anlaufstelle für Schweizer Firmen, die etwas im Silicon Valley wollen – oder umgekehrt. Mit hervorragenden Kenntnissen über die Tech-Welt bringt ihre Organisation die Schweiz und die Bay Area einander näher. Sei es mit den vielseitigen öffentlichen Veranstaltungen von Swissnex oder mit der gezielten Verknüpfung von Unternehmen beider Seiten.



Der Essenzialist: **Cédric Waldburger** ist Head of Ecosystem Growth bei Dfinity, einem der ambitioniertesten Kryptografie-Unternehmen im Silicon Valley. Dfinity will einen Blockchain-Supercomputer entwickeln, der eine nächste Generation von Software und Services beherbergen wird. Strenggenommen kann man Waldburger trotzdem nicht dem Silicon Valley zurechnen, denn er ist ständig in Bewegung. Ermöglicht wird dies durch sein Lebensmotto, der radikalen Reduktion. Als sogenannter Essenzialist besitzt er lediglich 64 Gegenstände. In der Schweiz gehört Waldburger zu den Investoren in den Bio-Onlinemarkt Farmy und in den Lifestyle-Erotikanbieter Amorana.

Man sieht: Die Schweiz spielt im Silicon Valley in einer höheren Gewichtsklasse, als man es aufgrund ihrer acht Millionen kleinen Bevölkerung vermuten würde. Es sind oftmals gerade typisch schweizerische Werte wie Bodenständigkeit, Qualitätsbewusstsein und Präzision, die zu Erfolgsgeschichten in der Hightech-Welt beitragen und die nach meiner Beobachtung in der San Francisco Bay sehr geschätzt werden. Von den Erfahrungen ihrer Landsleute im Silicon Valley profitiert umgekehrt auch die Schweiz: Die meisten der Genannten behalten eine Verbundenheit zu ihrem Ursprungsland und tragen so den Spirit des Silicon Valley in die Schweiz.

Man sieht: Die Schweiz spielt im Silicon Valley in einer höheren Gewichtsklasse, als man es aufgrund ihrer acht Millionen kleinen Bevölkerung vermuten würde. Es sind oftmals gerade typisch schweizerische Werte wie Bodenständigkeit, Qualitätsbewusstsein und Präzision, die zu Erfolgsgeschichten in der Hightech-Welt beitragen und die nach meiner Beobachtung in der San Francisco Bay sehr geschätzt werden. Von den Erfahrungen ihrer Landsleute im Silicon Valley profitiert umgekehrt auch die Schweiz: Die meisten der Genannten behalten eine Verbundenheit zu ihrem Ursprungsland und tragen so den Spirit des Silicon Valley in die Schweiz.

Fünf Fragen



Simon Zwahlen
Head Fintech U.S. und
Vizepräsident Business
Development & Innovation
bei Swisscom in
Palo Alto, Kalifornien

Wie erleben Sie die «Schweizer Community» im Silicon Valley?

Als überaus aktiv. Viele erfolgreiche Persönlichkeiten aus der Tech-Welt pflegen ihre Schweizer Wurzeln. Es gibt etliche Schweizerklubs und viele Veranstaltungen, wo man sich treffen und vernetzen kann.

Warum entstehen in der Schweiz keine Firmen wie Google?

Im Silicon Valley hat man Erfahrungen darin, neue Geschäftsmodelle sehr rasch in die Breite zu tragen. Da fehlt es uns in der Schweiz manchmal ein bisschen an Ehrgeiz. Zudem wollen wir, dass technologisch alles perfekt ist, bevor wir an den Markt gehen – und werden dann leicht von einem Konkurrenten aus einem anderen Land überholt.

Was können wir sonst noch von unseren Expats in der Tech-Welt lernen?

Fehlerkultur! Im Silicon Valley gilt man erst etwas, wenn man unternehmerisch ein oder mehrere Male auf die Nase gefallen ist. Das bedeutet, dass man Erfahrungen gemacht hat, aus denen man lernen kann.

Kommt es auch vor, dass Sie als Schweizer im Valley für Ihre Expertise angegangen werden?

Ja, und das freut mich natürlich! (*Lacht*) In den Bereichen Mobile Security, Internet of Things und insbesondere auch Fintech wird unser Team oft für Referate eingeladen oder um Expertenmeinung gebeten. Denn gerade bei Fintech gilt die Schweiz als Spitze. Und hier mischt natürlich auch die Swisscom mit ihren Blockchain-Aktivitäten mit, so zum Beispiel mit der Blockchain-Plattform, die wir nun gemeinsam mit der Post bauen.

Welche Innovationen haben Sie für die Kunden von Swisscom ausgedacht?

Wir werden im ersten Semester 2019 ein Produkt auf den Markt bringen, bei dem wir in diesem Rahmen weltweit die Ersten sind. Die Technologie dafür haben wir im Silicon Valley entdeckt. *Florian Schwab*

Mörgeli

Fünf zu zwei im Bundesrat

Von Christoph Mörgeli

In einer Analyse der Bundesratswahlen aus konfessioneller Optik schreibt Markus Somm in der *Sonntagszeitung*: Der Niedergang des politischen Katholizismus habe seinen Tiefpunkt erreicht, indem die neue Bundesrätin Viola Amherd im Verteidigungsdepartement entsorgt wurde. Die CVP müsse wie in ihren Anfangszeiten 1891 mit dem Katzentisch vorliebnehmen, statt wie seit den fünfziger Jahren durch Lavieren zwischen links und rechts zu den Siegern zu gehören.

Markus Somm ist die Tatsache entgangen, dass der «politische Katholizismus» völlig irrelevant geworden ist. Erstmals in der Geschichte des Bundesrates stehen im Gremium nämlich fünf Katholiken zwei Reformierten gegenüber. Dass die CVP mit Amherd eine Katholikin stellt, ist selbstverständlich – ihre parteiinterne Konkurrentin Elisabeth Schneider-Schneiter hatte mit ihrem reformierten Tauschein nie die geringste Chance. Bemerkenswerter ist, dass sowohl die FDP mit Karin Keller-Sutter und Ignazio Cassis protestantenfrei regiert wie auch die SP mit Alain Berset und Simonetta Sommaruga.

Nur noch die SVP stellt demnach mit Ueli Maurer und Guy Parmelin eine Vertretung reformierten Bekenntnisses. Auch das scheint erwähnenswert, wird doch die SVP von den Schweizer Katholiken am häufigsten gewählt. Auch vertreten ihre zwei reformierten Bundesräte in gesellschaftspolitisch-ethischen Fragen die katholische Glaubenslehre weit überzeugter als ihre fünf katholischen Regierungskollegen. Und drittens bekämpft die offizielle reformierte Kirche keine Partei so ingrimmig und stinkwütend wie die SVP. So rief der 2016 aus Deutschland zugezogene reformierte Pfarrer meines Wohnortes beim SVP-Stand an der jüngsten Gewerbeausstellung aus: «Aha, die Fremdenhasser-Partei!»

Im Grunde liegt der Beginn des Niedergangs der CVP und des politischen Katholizismus bereits in der öffentlich-rechtlichen Anerkennung der katholischen Kirche in den reformierten Kantonen. Schon in den sechziger Jahren war der Kulturkampf ausgekämpft. Oder spätestens, als 1998 mit Hans-Ulrich Scherrer erstmals ein Katholik Generalstabschef werden durfte. Bis dahin traute man den Sonderbündlern nicht über den Weg. *Tempi passati!* Heute herzt und küsst Armeechef Philippe Rebord öffentlich seine neue Chefin Viola Amherd. Schliesslich steht im Dienstbüchlein des Wallisers: «römisch-katholisch».

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Der Chef bleibt der Chef

Von Peter Bodenmann — Einsatz im Innern: Papa Philippe Rebord jagt im Wallis mit seinen Pumas kleine Haschkonsumenten.



Es ist dem Walliser so lang wie breit, wer unter ihm Bundesrat oder Bundesrätin ist: Amherd (l.), Rebord.

Im Jahr 1995 wurde Adolf Ogi in das EMD strafversetzt. Er wehrte sich gegen diese Relegation in die «Nationalliga B». Und kann sich heute nicht mehr an diesen «Blödsinn» erinnern. Ein Fall für alle Hirnforscher und Lügendetektoren westlich des Urals.

Papa Philippe Rebord, der alte und neue Generalstabschef, hat etwas bewegte Zeiten hinter sich. Er liess die Frauen des Generalstabes mit Pumas ins Wallis fliegen, um mit ihnen Golf zu spielen. Aufgrund der Spesenrechnungen steht fest: Der Generalstab der besten Armee der Welt ist in Sachen Appenzeller zu kippen und zu vernichten absolute Weltklasse. Und dies auf Kosten der Steuerzahlerinnen und Steuerzahler.

Und die beste Geschichte tickt noch unter der Drogendecke. Oberstaatsanwalt Rinaldo Arnold ist der Freund von Fifa-Chef Gianni Infantino. Vielleicht. Denn obwohl Rinaldo seinem Gianni einen vertraulichen Termin beim Bundesanwalt vermittelt hatte, holte ihn Freund Gianni nicht an den Hauptsitz der Fifa. Obwohl Arnold ihn darum per Mail gebeten hatte. Nachweislich.

Verlässlicher ist da der Walliser Generalstabschef Philippe Rebord. Seine Helikopter können nicht nur die Frauen des Generalstabes ins Wallis fliegen. Nein, sie verfügen neu auch über Nachtsichtgeräte. Wer vom Büro der neugewählten Bundesrätin Viola Amherd in

Richtung Norden blickt, taucht ein in die wunderbare Welt des Natischerbergs.

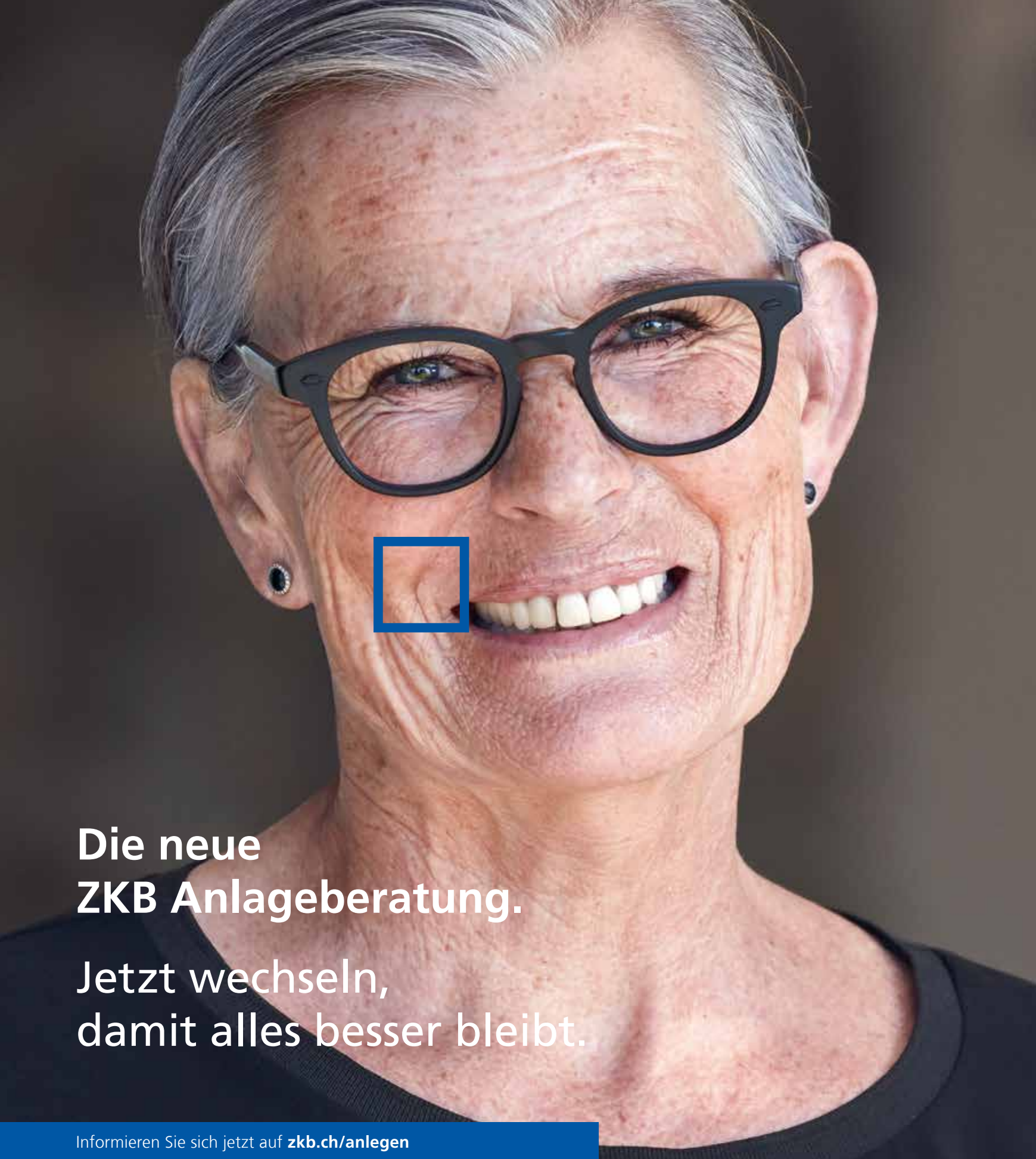
In der Logik des fanatischen Haschisch-Jägers Rinaldo Arnold liess der Walliser Philippe Rebord seine Helikopter nachts über diesem Natischerberg kreisen, um aus der Luft Hanfplantagen ausfindig zu machen. Aufgrund der Luftbilder stürmten Polizisten die Hütten der Verdächtigen. Resultat dieses Armeeeinsatzes im Innern: Arnold fand unter einem Vogelhäuschen vier Hanfstauden. Und liess diese ausreissen.

Gegenüber der NZZ bestritt der Eigentorschütze des Jahres, dass er die Pumas der Armee gegen kleine Hascher eingesetzt hatte. Der Polizeibericht hält die Wahrheit fest: «Anlässlich von Kontrollflügen ... wurde festgestellt ... , dass vermeintlich Hanfpflanzen angebaut wurden.»

Die beste Armee der Welt schreibt Geschichten, die schöner niemand erfinden könnte. Unsere Nationalbank hat dieses Jahr mehr als zwanzig Millionen Franken in kanadische Cannabis-Unternehmen investiert. Unsere Armee hat dieses Jahr in meiner Heimat vier Hanfstauden enttarnt und eliminiert.

Nach 23 Jahren EMD und VBS ist klar: Im Bundeshaus Ost regieren die Generalstäbler und nicht die Bundesräte. Dies machte Papa Rebord nach der Wahl von Viola Amherd in einem Interview mit der NZZ klar.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



**Die neue
ZKB Anlageberatung.**

**Jetzt wechseln,
damit alles besser bleibt.**

Informieren Sie sich jetzt auf zkb.ch/anlegen

Bei uns wird Ihr Portfolio täglich überwacht. Optimierungsvorschläge erhalten Sie sofort und individuell. Lernen Sie unsere neue Anlagewelt bei einem persönlichen Gespräch kennen.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank

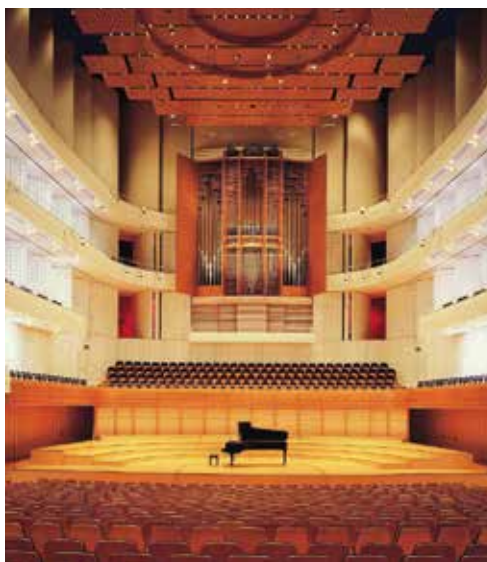


Klangrausch aus dem Reich der Mitte

Neujahrskonzert im KKL Luzern

Das Suzhou Chinese Orchestra mit seinen über 90 Musikern und seinen Solisten unter der Leitung des Stardirigenten Pang Kapang stimmt mit seinem Gastspiel am Samstag, 26. Januar 2019, um 19.30 Uhr im Konzertsaal des KKL Luzern ins Jahr des Schweins ein.

Seit seiner Premiere im Jahre 1998 werden durch «Das grosse Chinesische Neujahrskonzert» jährlich die Klänge traditioneller chinesischer Musik über die Grenzen Chinas hinaus verbreitet und sie den Besuchern aus aller Welt zugänglich gemacht. Die durch ein Expertengremium vollzogene Wahl des Orchesters für das Neujahrskonzert gewährleistet Jahr für Jahr die Übermittlung des grossen Facettenreichtums der chinesischen Musik. Die nominierten Orchester zählen zu den bedeutendsten Chinas, sind in den unterschiedlichsten Teilen des Landes beheimatet und pflegen entsprechend die ureigene Couleur ihrer Region. In der Konzertmoderation werden die Eigenheiten der traditionellen Instrumente wie Erhu oder Pipa vorgestellt und die Hintergründe der Orchesterstücke und der gesungenen Texte erläutert.



Platin-Club-Spezialangebot

Das grosse Chinesische Neujahrskonzert
Suzhou Chinese Orchestra, Dirigent: Pang Kapang

Datum:
Samstag 26. Januar 2019, 19.30 Uhr

Preise:
Kat. I Fr. 111.– (statt Fr. 138.–)
Kat. II Fr. 103.– (statt Fr. 128.–)
Kat. III Fr. 95.– (statt Fr. 118.–)
Kat. IV Fr. 79.– (statt Fr. 98.–)

Buchung:
Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» über Tel. 041 361 62 62 (Ticket-hotline) oder online mit dem Promotions-Code «Platin-Club» unter www.obrassoconcerts.ch.

Bedingungen:
Gültiges Abonnement der *Weltwoche*.
Das Angebot ist nicht kumulierbar. Es können zusätzliche Gebühren bis Fr. 9.– anfallen.

Veranstalter:
Obrasso Classic Events GmbH

www.weltwoche.ch/platinclub

Blick zurück im Glück

Von Kurt W. Zimmermann — Heute mal ein dickes Lob für die Schweizer Journalisten. Sie waren 2018 in Höchstform, mit einer Ausnahme.

Am 27. Februar 2018 wanderte der frühere Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz für über drei Monate in Untersuchungshaft. Es war der Höhepunkt des journalistischen Jahres.

Der Journalist Lukas Hässig hatte fast im Alleingang die krummen Touren von Banker Vincenz aufgedeckt. Ohne ihn wäre das alles verborgen geblieben.

Der Fall Vincenz war ein Fall unter vielen. 2018 war ein famoses Jahr für den Journalismus, falls man Journalismus als kritisches Korrektiv von politischen und wirtschaftlichen Fehlentwicklungen versteht.

Es gab, neben Vincenz, etwa die Korruption bei den Postautos, das Baukartell in Graubünden, die Winkelzüge bei der Fifa, die Dunkelkammern beim Waffenexport, die Reibereien beim Rahmenabkommen, die radikale Islamistszene, die Privatgeschäfte von Spitzenpolitikern, die Spesenexzesse der Armee, die Selbstbedienung bei welschen Regierungsräten.

All dies brachten die Journalisten ans Licht. Es waren, unter anderen, die Journalisten von *Blick*, *Tages-Anzeiger*, *Tribune de Genève*, *NZZ*, *Weltwoche*, *Walliser Bote* und *Südostschweiz*. Ohne sie wären all die Affären unter dem Deckel geblieben.

Boom-Branche

Der Recherchierjournalismus in der Schweiz ist in glänzendem Zustand. Die Königsdisziplin der Branche blüht. Der Qualitätsjournalismus floriert.

Eine Ausnahme allerdings müssen wir für 2018 machen. Über 2000 Journalisten arbeiten für das Schweizer Radio und Fernsehen. Aber es kommt wenig Enthüllendes aus dieser weitaus grössten Redaktion des Landes. Die grossen Storys des Jahres 2018 entstanden allesamt in den Newsrooms der Zeitungen. Bei der Investigation muss sich der Landesfunk dringend steigern, wenn er seine Zwangsgebühren auch publizistisch rechtfertigen will.

Die über alles erfreuliche Faktenlage steht in einem bemerkenswerten Gegensatz zur düsteren Wahrnehmungslage. In der Wahrnehmung sagt man uns täglich, wie die Qualität im Journalismus zerfällt. Medienwissenschaftler und Politiker beschreiben den aktuellen Zustand der Medien in der Art, als ob Journalisten auf der Roten Liste der gefährdeten Spezies stehen würden.

Das ist natürlich blanker Unsinn. Journalismus ist eine Boom-Branche. Es gibt fast doppelt so viele Journalisten im Land wie noch vor



Famose Fakten: Rechercheur Hässig.

zwanzig Jahren. Aber die verzerrte Wahrnehmung dieser Realität ist erklärbar.

Die öffentliche Diskussion über die Medien fokussierte zuletzt stark auf deren strukturelle Anpassungen. Im 2018 waren das etwa die Fusion der NZZ-Regionaltitel mit den Blättern der AZ Medien, die neue Zentralredaktion bei Tamedia, der Stellenabbau bei der Newsagentur SDA und der Verkauf der *Basler Zeitung*. Dazu verschwanden zwei Boulevardblätter, um die es nicht extrem schade ist, *Le Matin* und der *Blick am Abend*.

Ökonomische Entscheide in der Medienbranche münden immer in ausufernde Debatten über Inhalt und Qualität. Das unterscheidet die Medienbranche fundamental von anderen Industrien. Wenn Holcim und Lafarge fusionieren, glaubt niemand, dass ihr Zement nun schlechter wird. Wenn Heineken die Brauerei Eichhof übernimmt, glaubt niemand, dass das Bier nun schlechter wird.

Wenn aber Tamedia, die NZZ-Gruppe, die AZ Medien und Ringier Fusionen, Kooperationen und Übernahmen eingehen, dann glauben alle, dass der Journalismus nun schlechter wird. In der Medienbranche dominieren die allzeit schwarzmalenden Kulturpessimisten.

Sie sind leicht zu widerlegen. Das Schöne am Journalismus ist, dass er faktisch ist. Am Ende zählen nur die Fakten. Die Fakten für 2018 sind famos.

Extrawurst

Von Henryk M. Broder — Und immer an Churchill denken.

Sehen Sie es mir bitte nach, liebe Leser in der Schweiz, wenn ich heute von der Vorgabe für diese Kolumne abweiche. Da es die letzte in diesem Jahr ist, will ich mir eine Extravaganz erlauben und Ihnen eine Extrawurst zumuten.

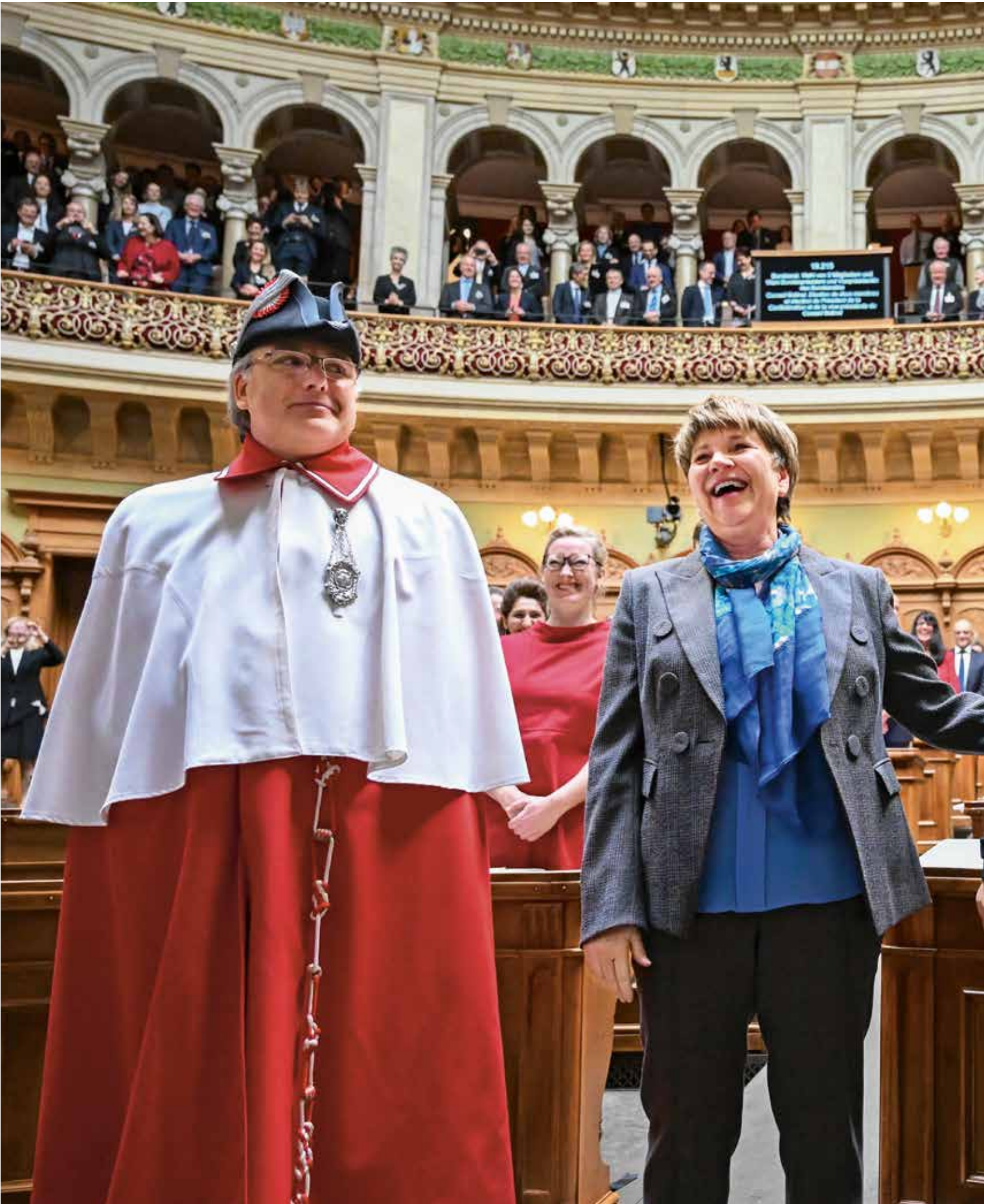


Sie haben es sicher schon vor mir erfahren. Toblerone wird seit einigen Monaten halal hergestellt, also im Einklang mit den für Muslime geltenden Speisegeboten. Trotzdem bleibe «die Rezeptur dabei unverändert», versichert das Unternehmen. Das kann man eigentlich nur so verstehen, dass Toblerone schon immer halal war, ohne dass dies öffentlich verkündet wurde. Die einen wussten es, und den anderen war es egal. Ich habe nichts gegen Halal-Speisen, so wie ich nichts gegen «koschere» Lebensmittel habe. Ich nehme sogar vegane und vegetarische Gerichte zu mir, alles ausser Tofu. Eines meiner Lieblingsessen ist Röschi mit Spinat. Toblerone allerdings wird mit sofortiger Wirkung von der Liste meiner Favoriten gestrichen.

Mir ist klar, dass der Markt seine eigenen Regeln hat. «Mit fast zwei Milliarden muslimischen Konsumenten sind Halal-Produkte drauf und dran, den Weltmarkt zu verändern», schreibt *Blick*. Das mag stimmen oder auch nicht. Der Weltmarkt verändert sich täglich. Ich jedenfalls habe keine Lust, Teilnehmer einer Appeasement-Kampagne zu sein. Ich möchte zumindest die Wahl haben, wenn ich beim Coop oder bei der Migros einkaufe. So wie ich bei vielen Produkten zwischen «laktosefreien» und «laktoseunfreien» wählen kann.

Sie haben vor beinahe zehn Jahren in einer Volksabstimmung für ein Bauverbot von Minaretten votiert. Erinnern Sie sich noch, wie Sie von allen Seiten gewarnt wurden, eine solche Entscheidung könnte furchtbare Folgen für die Schweiz haben? Für den Export von Uhren, Schokolade, Medikamenten und anderen Chemieprodukten? Touristen aus islamischen Ländern würden einen Bogen um die Schweiz machen. Nichts davon ist eingetreten.

Was haben Sie als Nächstes vor? Werden Sie Scharia-Gerichte in der Schweiz zulassen? Separate Zeiten für muslimische Frauen in öffentlichen Bädern einführen? Die Kinderehe legalisieren? Was Sie auch machen, denken Sie immer an einen Satz von Winston Churchill: «Ein Appeaser ist jemand, der ein Krokodil füttert, in der Hoffnung, es werde ihn als Letztes fressen.»



Triumph der Frauen: neue Bundesrätinnen Viola Amherd und Karin Keller-Sutter.



Wir sind 2018

- 32 **Alyssa Milano** Unterwegs mit der Erfinderin von #MeToo
- 36 **Beatles** Chris von Rohr über das legendäre «White Album»
- 38 **Auf- und Absteiger des Jahres** George Clooney, Harvey Weinstein etc.
- 40 **Ueli Maurer** Wer ist der neue Bundespräsident wirklich?
- 42 **Peter Hitchens** Jahresrückblick mit dem britischen Star-Autor
- 48 **Die klügsten Köpfe des Jahres**
- 50 **Ignazio Cassis** Gespräch mit dem Hoffnungsträger der Rechten
- 54 **Frauen des Jahres** Von Michelle Obama bis Sophie Hunger
- 56 **Fabrice Hadjadj** Der französische Philosoph über Gott und die Welt
- 60 **Michael Steiner** Treffen mit dem Schweizer Erfolgsregisseur
- 62 **Kommentare des Jahres** Was hat 2018 verändert?
- 68 **Jörg Kachelmann** Vom Strahlemann zum Buhmann und zurück
- 72 **Miss Helvetia alias Barbara Klossner** Zwischen Heimweh und Fernweh
- 74 **Cédric Wermuth** Wie der SP-Nationalrat das Land verändern will
- 76 **Clemens Fuest** Der Ökonom zur Lage der Wirtschaft
- 80 **Tamara Wernli** «House of Cards» ohne Kevin Spacey
- 82 **Niklas Nikolajsen** «Bitcoin wird die Welt verändern»
- 84 **Francine Jordi** «Die Welt braucht mehr Schlager»
- 86 **Gesten der Gegenwart** «Doppeladler», Merkel-Raute etc.
- 88 **Dani Müller** Jass-Schiedsrichter und Bankunternehmer
- 90 **Izzy** Online-Magazin am Puls der Zeit
- 92 **Peter Theiler** Schweizer Intendant an der Dresdner Semperoper
- 95 **Andreas Thiel** 2018 als Cartoon
- 96 **Ozzy Osbourne** Die britische Rocklegende ist 70 geworden
- 98 **Meng Hongwei** Chinas Vorgehen gegen den Chef von Interpol
- 100 **Andreas Moser** Der Biologe und sein TV-Erfolg mit «Netz Natur»
- 103 **Bern** Neues vom Bundeshaus-Biber
- 104 **Weltwoche-Gipfeltreffen** Von Bill Gates über den Papst bis zu Pepe Lienhard
- 106 **Antoine Konrad alias DJ Antoine** Eine Nacht mit dem Basler Musikstar

Der Tweet, mit dem alles begann

Alyssa Milano, Erfinderin von #MeToo, über Missbrauch, Opfer, Täter und das Zeitalter der Frau. *Von Amy Holmes.*

Vor etwas mehr als einem Jahr setzte Alyssa Milano einen 86-Zeichen-Tweet ab. Sie hatte die Berichte über den Missbrauchsskandal um Harvey Weinstein verfolgt. Jeden Tag wurden neue Beschuldigungen gegen den Superproduzenten erhoben, der dann als Serientäter dastand. Milano schrieb: «Wenn ihr sexuell belästigt oder missbraucht worden seid, antwortet auf diesen Tweet mit , #MeToo», drückte auf «Senden» und ging schlafen.

Am nächsten Morgen realisierte die 46-jährige Mutter von zwei Kindern (Tochter Elizabella ist vier, Sohn Milo ist sieben), dass ihr #MeToo-Tweet wie eine Bombe in den sozialen Netzwerken eingeschlagen hatte. Zehntausende Opfer von sexuellem Missbrauch hatten auf Twitter und Facebook ihre privaten, oft niederschmetternden Erfahrungen geteilt. Und so ging es immer weiter.

Angesichts des enormen Echos seien ihr die Tränen gekommen, sagte Milano in einem Interview mit Associated Press. Endlich stünden bei sexuellem Missbrauch nicht mehr die Täter im Mittelpunkt, sondern die Opfer.

Alyssa Milano, bekannt für ihre Rollen in den TV-Serien «Who's the Boss», «Melrose Place» und «Charmed» sowie kampferprobte Aktivistin und Mitglied der Demokratischen Partei, wurde zu einer der prominentesten Sprecherinnen der #MeToo-Bewegung. Bei der Anhörung von Richter Brett Kavanaugh sass sie direkt hinter ihm in der ersten Reihe.

Einen Monat später, bei der jährlichen Konferenz «Politicon» in Los Angeles, sass ich mit ihr auf einem Podium zum Thema #MeToo. Milano, in einer olivgrünen Jacke im Military-Look und mit Springerstiefeln, argumentierte überlegt und souverän. Sie liess sich nicht einmal von einem hartnäckigen Zwischenrufer aus der Ruhe bringen.

Kurz bevor sie zur nächsten Diskussionsrunde über Waffenkontrolle verschwand, konnte ich sie fragen, ob sie für ein E-Mail-Interview für die *Weltwoche* zur Verfügung stehe. Sie willigte sofort ein. Das folgende Gespräch ist Milanos erstes längeres Interview zum Thema, #MeToo für ein europäisches Presseergebnis.

Frau Milano, was brachte Sie dazu, am 15. Oktober 2017 jenen schicksalhaften #MeToo-Tweet abzusenden? Innerhalb

von sieben Stunden erhielten Sie 25 000 Antworten. 24 Stunden später war Ihre Nachricht mehr als zwölf Millionen Mal retweetet worden, 48 Stunden später war sie in 82 Ländern retweetet worden.

So viele Geschichten kamen heraus über die üblen Dinge, die Harvey Weinstein Frauen angetan hatte, aber mir war klar, dass es nicht nur um Hollywood ging. Dieses Problem gab es in jedem Bereich, überall auf der Welt. An dem Abend, als ich einige dieser Berichte las, lag ich mit meiner Tochter Elizabella (die damals drei Jahre alt war) im Bett, und ich wollte einfach nicht, dass sie in einer solchen Welt aufwächst. Mir war ganz schwer ums Herz.

In dem Moment erhielt ich von einer Freundin einen Screenshot, auf dem stand: «Vorschlag einer Freundin: Wenn alle Frauen, die sexuell belästigt oder missbraucht worden sind, bei ihrem Status

«Ich wollte einfach nicht, dass meine Tochter Elizabella in einer solchen Welt aufwächst.»

«#MeToo» schreiben, dann könnten wir der Öffentlichkeit eine Vorstellung davon geben, um was für ein riesiges Problem es sich handelt.» Das schien mir eine gute Möglichkeit zu sein, die Aufmerksamkeit von den Tätern wieder auf die Frauen und Männer zu lenken, die missbraucht worden waren. Ich sah Elizabella an und fügte dann einen Satz hinzu, mit dem ich andere aufforderte, mit «#MeToo» zu antworten. Und dann legte ich mich schlafen. Anders der Tweet – und es hat seitdem nicht aufgehört. **Sie waren eine prominente, couragierte Unterstützerin von Christine Blasey Ford, die Brett Kavanaugh beschuldigte, sie während ihrer gemeinsamen Highschool-Zeit vergewaltigt zu haben. Sie sassen bei der Anhörung im Senat vorne in der ersten Reihe. Später sprachen Sie von Ihrer «Wut» und «abgrundtiefen Verzweiflung». Sind Sie immer noch wütend und verzweifelt, dass Richter Kavanaugh bestätigt wurde (mit 50 zu 48 Stimmen)?**

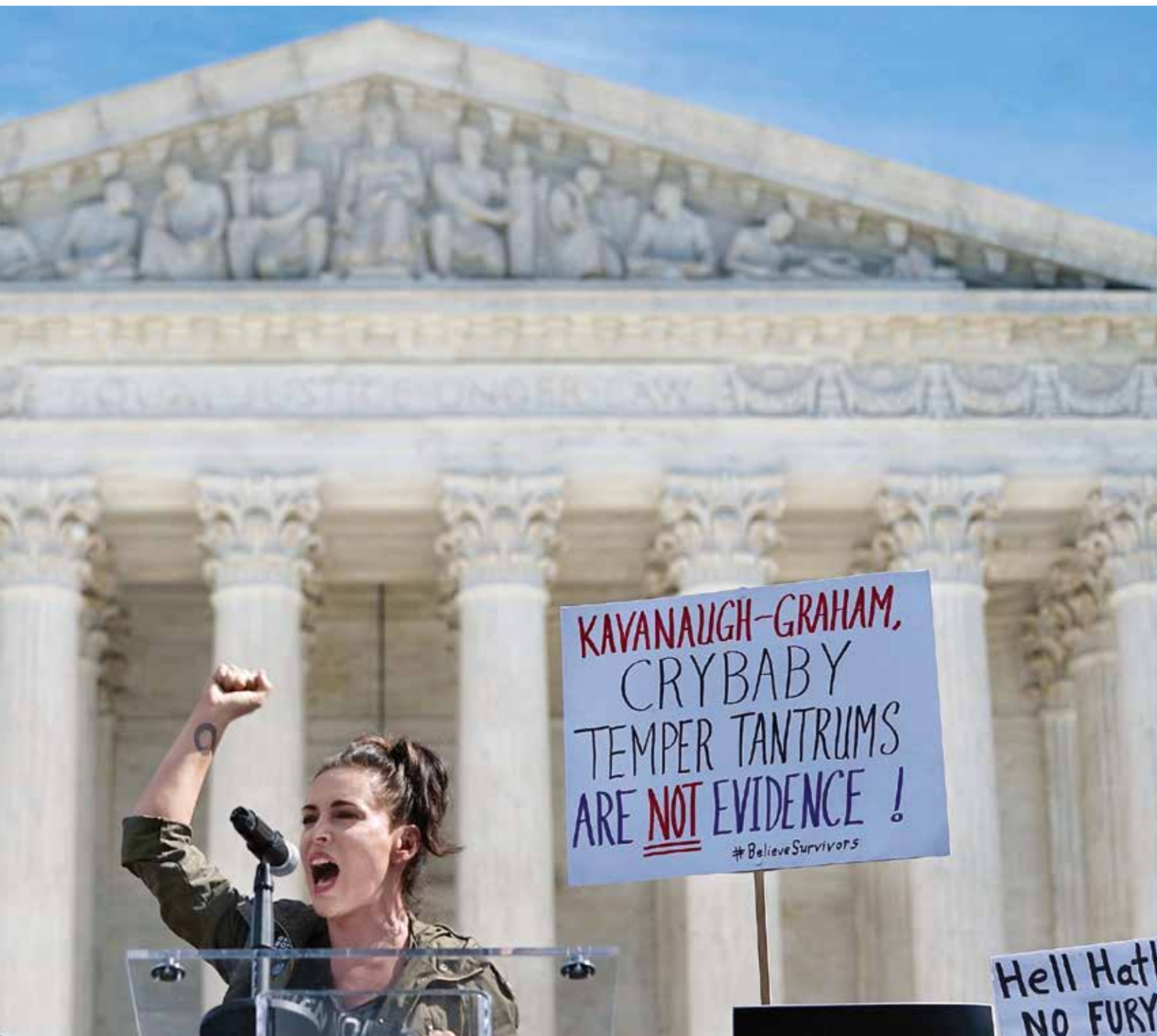
Ja, absolut. Da war eine vollkommen glaubwürdige Zeugin, die nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren hatte, die von ihrer Erfahrung mit einem mächtigen Mann erzählte, der sich



«Das ist nichts, worauf Frauen scharf sind»:

an ihr vergangen hatte. Und auch hier gab es eine Gruppe von Männern, die die Frau nach Kräften zum Schweigen bringen wollten, die sie demütigen, ihre Erfahrung kleinreden wollten.

«Ich glaube, dass sie missbraucht wurde, aber ich glaube nicht, dass sie von Kavanaugh missbraucht wurde.» So wurde argumentiert. Das ist abscheulich. Das ist feige und unaufrichtig, und es hat politische Gründe. Dieser Mann, dem mehrere Frauen glaubhaft sexuellen Missbrauch vorwarfen, wurde zu einer Zeit in den Obersten Gerichtshof berufen, da er in Fällen, die für Frauen und die Gesundheit von Frauen wichtig sind, die ausschlaggebende Stimme sein könnte. Und er



Schauspielerin und Aktivistin Alyssa Milano an einer Protestveranstaltung gegen Richter Kavanaugh in Washington.

wurde von einem Mann nominiert, dem viele Frauen glaubhaft sexuelle Übergriffe vorgeworfen haben. Ja, ich bin wütend, und ich bin entschlossener denn je. Kavanaugh wurde bestätigt. 2020 werden sie dafür die Quittung bekommen.

Was sagen Sie zu Sonia Sotomayor [Richterin am Obersten Gerichtshof, d. Red.], die Kavanaugh im Kollegenkreis willkommen hiess? In einem Interview mit David Axelrod sagte sie: «Wir neun Richter sind nun eine Familie [...] Das ist unsere berufliche Familie, sie ist genauso wichtig wie unsere private Familie.» Sie beruft sich dabei auf ihren Kollegen Clarence Thomas, der das ähnlich sieht.

Der Oberste Gerichtshof sollte unbedingt an dem Image (und hoffentlich auch an der Realität) von Unparteilichkeit festhalten. Trump attackiert die Institutionen unserer Nation. Er nimmt die Berufungsgerichte aufs Korn, wie das kein Präsident vor ihm getan hat. Er greift die Medien an. Er untergräbt das Vertrauen in genau jene Institutionen, die ihn für sein Tun zur Rechenschaft ziehen können. Ich glaube, Frau Sotomayor sieht das so, genau wie John Roberts und die übrigen Richter, und sie versucht dagegenzuhalten. Ich hoffe, Brett Kavanaugh wird seiner Aufgabe gerecht. Um unserer Nation willen hoffe ich das aufrichtig. Viele finden, dass #MeToo zu weit geht, dass allen Männern pauschal Schuld zugewiesen

wird, dass das Misstrauen zwischen Männern und Frauen vertieft wird. Pamela Anderson, Star von «Baywatch», hat eine lukrative Karriere als Sexsirene hingelegt. Sie findet: «Diese dritte Welle des Feminismus ist langweilig», die Männer würden dadurch «gelähmt». Würden Sie ihr zustimmen, dass «der Feminismus zu weit gehen kann»?

Nein, keineswegs. Wenn Frauen mehr verdienen als Männer, wenn Männer kämpfen müssen, um Zugang zur Macht zu bekommen, wenn sie die sozialen Hindernisse überwinden müssen, denen Frauen gegenüber ausgesetzt sind, während Frauen an der Macht sind und alles tun, um Männer auszuschliessen, wenn Männer aus Angst

vor den Folgen nicht über Missbrauch und Belästigung am Arbeitsplatz oder zu Hause sprechen – dann wird der Feminismus zu weit gegangen sein.

Es ist wichtig, dass Schuldige bestraft und Unschuldige freigesprochen werden, damit das klar ist. Aber wir leben in einer Zeit, in der die meisten Opfer sexueller Gewalt schweigen und die meisten Täter nicht verurteilt werden, in der Opfer beschuldigt werden und Täter nichts zu befürchten haben. In einigen Bundesstaaten haben Vergewaltiger elterliche Rechte, Opfer müssen nicht nur mit der Vergewaltigung leben, sondern bleiben an den Täter gebunden. Frauen stellen mehr als die Hälfte der Bevölkerung, aber nur 30 Prozent des Kongresses. Der Feminismus ist nicht zu weit gegangen – er ist nicht weit genug gegangen.

Brigitte Bardot sagt, dass die meisten Schauspielerinnen, die gegen sexuelle



Übergriffe protestieren, «heuchlerisch» und «lächerlich» sind und dass viele einen Produzenten anmachen, um eine Rolle zu bekommen. Hat sie recht?

Nein, ganz und gar nicht. Schauen Sie sich Harvey Weinstein und seine schrecklichen Taten an. Hören Sie sich die Geschichten von Frauen an. So viele mächtige Männer haben ihre Macht benutzt, um Frauen zu Sex zu zwingen. Hören Sie sich an, wie sich deren Übergriffe auf sie ausgewirkt haben. Das ist nichts, worauf Frauen scharf sind.

Ist es überhaupt zulässig, sexuelle Attraktivität einzusetzen, um beruflich Vorteile zu erlangen?

Die Kultur, in der Frauen diese Rolle praktizieren, muss ein Ende nehmen: dass Frauen für sexuelle Gefälligkeiten belohnt

werden. Das ist möglich, wenn in allen Bereichen mehr Frauen etwas zu sagen haben. Wenn ein Grossteil der wichtigsten Unternehmen von einer Frau geführt wird, wenn alle Hollywoodstudios von Frauen geführt werden. Wenn Frauen die Chefs sind und nicht die Männer, die sie missbrauchen. Sex

«Der Feminismus ist nicht zu weit gegangen – er ist nicht weit genug gegangen.»

an sich ist nicht schlecht. Schlecht ist es, wenn Macht dazu benutzt wird, Menschen sexuell zu manipulieren.

Hillary Clinton sagte unlängst, die Beziehung ihres Mannes zu Monica Lewinsky sei kein «Machtmissbrauch» gewesen, die 22-jährige Praktikantin sei zu jener Zeit ein erwachsener Mensch gewesen. Würden Sie sagen, dass Hillary Clinton eine geeignete Sprecherin von #MeToo ist?

Ich denke nicht, dass sie eine Sprecherin von #MeToo ist. Sie ist auch ein Opfer von Bill Clintons Verhalten. Würde ich mir wünschen, dass sie mit diesem Teil ihres Leben anders umgegangen wäre? Hätte sie sich in dieser Angelegenheit besser verhalten können? Gewiss. Das findet sie wahrscheinlich auch. Aber wir sollten uns die Wahlen von 2016 anschauen: Hillary Clinton wurde beschuldigt, ihren Mann gegen Vorwürfe des sexuellen Missbrauchs und des Machtmissbrauchs verteidigt zu haben. Donald Trump wurde sexueller Missbrauch vorgeworfen. Wir dämonisieren Hillary. Wenn sie öffentlich erklärt hätte: «Es war Machtmissbrauch», wäre sie von den Rechten wegen der Tolerierung von Machtmissbrauch massakriert worden. So sieht der Kreislauf von Viktimisierung aus.

Fänden Sie es gut, wenn Hillary Clinton 2020 wieder gegen Donald Trump antreten würde?

Es gibt viele potenzielle Kandidaten. Ich würde mir eine fortschrittliche Person wünschen, der Herz und Verstand hat. Im Moment wäre jeder besser als der amtierende Präsident. Trotzdem hoffe ich, dass weder Hillary Clinton noch Bernie Sanders kandidieren werden. Unsere Partei ist gespalten, die Risse zwischen den beiden Lagern sind noch nicht verheilt. Wir müssen einen Kandidaten finden, den alle unterstützen können, statt wieder diese Kämpfe zu führen wie 2016.

Monica Lewinsky sagt heute, sie sei nicht enttäuscht, dass Präsident Clinton sich nicht persönlich bei ihr entschuldigt hat, wie das jeder normale Mensch erwartet hätte. Sie schreibt, dass sie es für ihn selbst bedauerlich findet. «Er wäre ein besserer Mensch.» Ich verstehe die Bereitschaft, zu vergeben. Aber machen wir Frauen uns

nicht zu viel Gedanken über die privaten und öffentlichen Folgen für den Täter? Schneiden wir uns nicht ins eigene Fleisch, wenn wir davor zurückschrecken, die Gefühle des Täters zu verletzen?

Die Konsequenzen für den Täter sind mir, offen gestanden, egal. Im vergangenen Jahr sind so viele Fälle von Missbrauch ans Licht gebracht worden. Missbrauch ist verwerflich, nicht das Öffentlichmachen von Missbrauch. Haben die Leute eine Chance, ihrem Leben eine neue Richtung zu geben? Natürlich. Aber bei sexuellem Missbrauch sollte ein für alle Mal klar sein: kein politisches Amt mehr, kein Ruhm, kein Reichtum. Das Öffentlichmachen von Missbrauch hat eine abschreckende Wirkung.

Andererseits: Ist Vergebung möglich? Der Comedian Louis C. K. tritt schon wieder auf. Die britische Schauspielerin Judi Dench verteidigte kürzlich ihren «guten Freund», den zweimaligen Oscar-Preisträger Kevin Spacey [dem dutzendfacher sexueller Missbrauch vorgeworfen wird, d.Red.]. Unter welchen Bedingungen ist ein Comeback denkbar, eine öffentliche Vergebung?

Es gibt graduell unterschiedliche Formen von Missbrauch. Vergebung kann nur von den Opfern kommen. Hat jemand einen schlüpfrigen Witz gemacht, bei dem sich Leute unwohl gefühlt haben, dann soll er daraus lernen. Andere Männer sollen daraus lernen und es besser machen. Wenn sich jemand wie Harvey Weinstein verhält, dann sollte er für immer verschwinden – im besten Fall nach einem öffentlichen Verfahren, einer langen Freiheitsstrafe und einer finanziellen Entschädigung der Opfer. Noch einmal: Menschen haben eine zweite Chance verdient. Wenn sie innehalten und sich bessern. Positiven Einfluss ausüben. Aber Vergewaltiger? Und vor allem Serientäter? Sie sollten nicht anerkannt werden. Sie sollten nicht verehrt werden.

Im Dezember vergangenen Jahres haben Sie Ihren Kollegen Matt Damon angeblafft, nachdem er gesagt hatte, dass es unterschiedliche Formen von Belästigung gebe. Wie stehen Sie heute, ein Jahr später, zu Damons Ansicht, dass wir genau hinschauen und differenzieren müssen?

Matt ist vermutlich ein anständiger Kerl, der es, wie viele Amerikaner, nicht besser weiss. Er hat etwas gesagt, was ich für bedenklich und gefährlich hielt. Wir müssen Männern die rote Karte zeigen, wenn wir sehen, dass sie Frauen ein Unrecht tun. Ich habe mich totgelacht, als er Kavanaugh spielte [in der NBC-Show «Saturday Night Live», die Red.]. Kein böses Blut von meiner Seite. Juristisch und moralisch gibt es vielerlei Formen von Unrecht. Wir müssen das klarmachen, in unserem kulturellen Leben, in den Schulen, im Privaten. Und mit der unantastbaren Zu-



«Die Konsequenzen für den Täter sind mir egal»: Kavanaugh (l.), Milano.

hat. #MeToo hat sich nicht nur über nationale, soziale, sprachliche, religiöse, kulturelle und ökonomische Grenzen, sondern auch über politische Differenzen hinweg verbreitet.

Was ist Ihre Botschaft an Frauen, die in unglamourösen Jobs in unglamourösen Branchen tätig sind und nie Schlagzeilen in der New York Times machen werden?

Ich sehe euch. Ich höre euch. Ich verstehe die Geschichten, die ihr erz-

ählt. Ich trage sie in mir. Ihr habt Schlagzeilen verdient. Mehr noch, ihr habt eine Kultur verdient, die euch ehrt und euch Glauben schenkt, und eine Regierung, die euch schützt. Ich nehme das mit in jedes Interview, in jedes Gespräch mit einem gewählten Politiker. Ihr seid so wichtig.

Sie haben ein sehr emotionales Video für Ihre Tochter Elizabella aufgenommen. Sie sagen darin: «Du hast Mama Kraft gegeben» und dass Sie hoffen, dass sie «für ihre

«Woody Allen und Roman Polanski können abtreten. Ihre Karriere sollte beendet sein.»

Klugheit, ihr grosses Herz, ihre Freundlichkeit und ihr Talent» wertgeschätzt wird, und vor allem, dass «du nie #MeToo sagen musst». Sind Sie zuversichtlich, dass Ihre Kinder eine solche Welt erben werden?

Es wird viel Arbeit nötig sein. Vielleicht werden sie diese Welt erben. Sie werden sie vollenden müssen. Aber ich glaube, diese schwierigen Zeiten werden zu einer besseren Welt führen.

Sind Sie optimistisch, dass die Unterhaltungsbranche sich zum Positiven verändern wird?

Ja. Das öffentliche Blossstellen mit den entsprechenden Konsequenzen hat schon etwas bewirkt. Wir sehen mehr Hauptdarstellerinnen, mehr Regisseurinnen, mehr Drehbuchschreiberinnen – in anderen Genres als nur in rom-coms. Männer wollen nicht besser bezahlt werden als Frauen. Wir brauchen mehr davon.

Sie wurden katholisch erzogen, haben sich aber kritisch über die katholische Kirche geäussert. Sehen Sie eine Rolle für den Glauben, Religion, religiöse Institutionen, wenn es darum geht, die Ziele und Grundsätze von #MeToo voranzubringen?

Meiner Ansicht nach hat die katholische Kirche den katholischen Glauben verraten. Die

Institution hat fürchterlichen Missbrauch ermöglicht, ja sogar dazu ermutigt. Aber das geschah unabhängig vom Glauben. Was immer den Menschen Halt und Kraft gibt und ihnen ermöglicht, das Beste aus sich herauszuholen, spielt eine wichtige Rolle für die Ziele und Grundsätze von #MeToo.

Was steht für die Schauspielerin, Aktivistin, Mutter, Ehefrau und Naturgewalt Alyssa Milano als Nächstes an?

Ich engagiere mich im Kampf für die Rechte von Einwanderern, die zu uns kommen, und im Kampf gegen die Waffengewalt in Amerika, diese Epidemie. Ich werde nie aufhören, für die Opfer von sexueller Gewalt zu kämpfen. Anfang nächstes Jahr wird die Präsidentschaftswahl 2020 eingeläutet. Und im Frühling werde ich die nächste Staffel meiner Netflix-Serie «Insatiable» drehen.

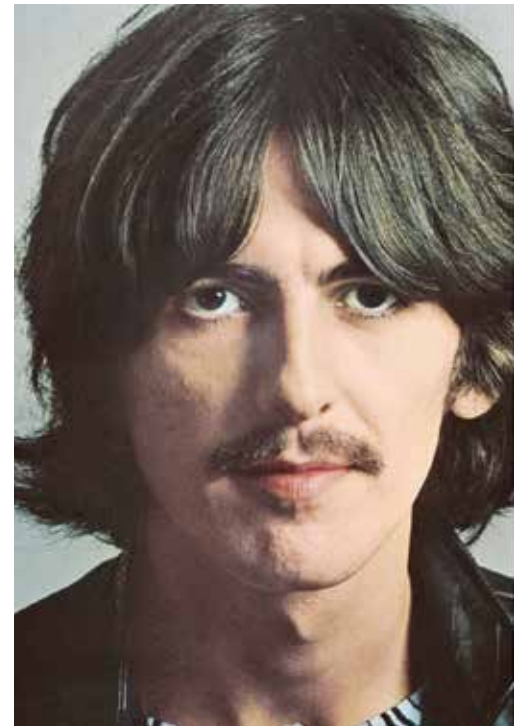
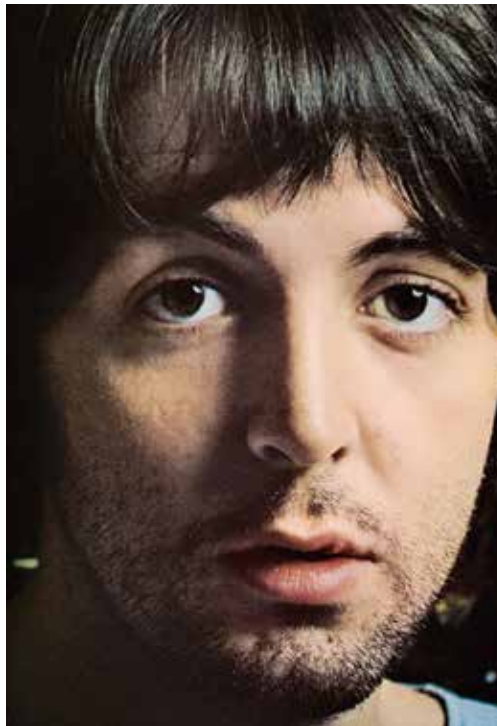
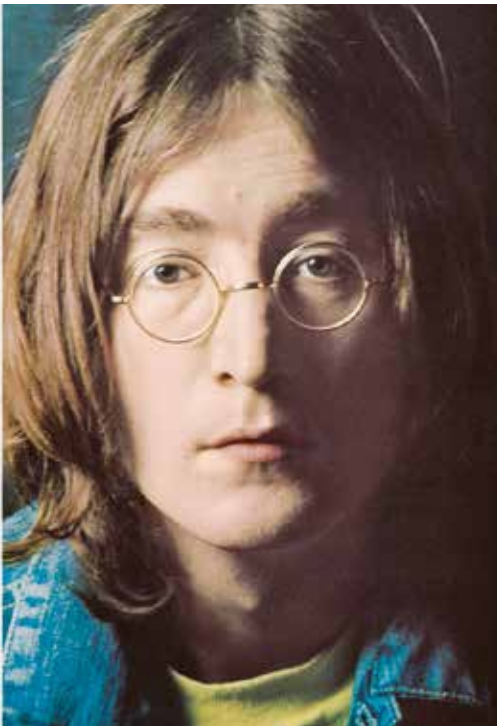
Was würden Sie den Schweizer Lesern über #MeToo und über Ihre Arbeit als prominente Sprecherin mit auf den Weg geben?

Dass #MeToo alle angeht. Dass Sie alle zählen. Dass das, was ich in Amerika tue, hoffentlich auf der ganzen Welt etwas zum Positiven verändert. Und dass wir Ihre Unterstützung brauchen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Alyssa Milano, 46, ist Schauspielerin. Mit acht trat sie im Musical «Annie» auf, mit zehn übernahm sie die Rolle der Samantha in der Sitcom «Who's the Boss». Von 1998 bis 2006 war sie in sämtlichen acht Staffeln der erfolgreichen TV-Serie «Charmed» zu sehen. Sie lebt mit ihrem Mann, dem Künstleragenten Dave Bugliari, und den Kindern Milo und Elizabella im kalifornischen Bell Canyon. 2017 wurde sie vom Time Magazine zu einer der Personen des Jahres («Silence Breakers») gekürt.





Weisse Schnee-Irrgärten überall: Die «Fab Four» John Lennon, Paul McCartney, George Harrison und Ringo Starr (v.l.), 1968.

Songs für die Ewigkeit

Es gibt auch heute keine Musikgruppe, die weltweit mehr Wertschätzung, *value* und Genie besitzt als die fabulösen Vier. Eine Liebeserklärung an das «White Album» der Beatles, diesen überirdischen musikalischen Donnerschlag. *Von Chris von Rohr*

Die Sechziger waren der absolute Höhepunkt der Popmusik. Alles schien möglich. Fast jede Woche kam was Neues, Aufregendes, und die Welt war eine andere. Es live, eins zu eins, mitzuerleben, war das Grösste überhaupt. Ich zehre noch heute davon. Klar: Nostalgie ist das Heroin der Alten, aber es ist noch sehr viel mehr.

Man muss sich das mal vorstellen. Die Beatles lancierten im einmalig beschwipsten «Summer of Love» 1967 mit «Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band» das neue Testament der Popmusik! Egal, wo man sich gerade befand auf dieser Welt, man hörte die Klänge dieser grandiosen Hippie-Symphonie. Ohne gross die Rebellenpose einnehmen zu müssen, schafften sie den Sprung von Teenie-Idolen zu ernsthaften Künstlern, jenseits des Mainstreams und der gängigen Sülzenklänge. Sie gingen voraus und zeigten allen anderen Bands den Weg. Ein epochaler Moment und eine Neudefinition im Universum der Schallplatte.

Konnte man so was im «Revolutionsjahr» 1968 überhaupt noch toppen? Das Letzte, was wir damals von den «Fab Four» hörten, waren die an Fats Domino angelehnte Nummer «Lady Madonna» und Berichte zum Tod ihres Mentors und Managers Brian Epstein. Dazu Spekulationen über Sinnsuche bei einem omi-

nösen Sabbatical-Trip zum indischen Guru Maharishi. 800 (!) Journalisten aus aller Welt folgten ihnen. Die meisten Songs des «Sgt. Pepper»-Nachfolgers entstanden da in Indien, in dieser abgelegenen, nahezu drogenfreien Umgebung. Konnte da aber wirklich das neue grosse musikalische «Om» entstehen?

Musikalischer Donnerschlag

Die Antwort bekam ich neun Monate später, genauer gesagt, an Weihnachten vor fünfzig Jahren. Da lag das Ding einfach so auf meinem Gabentisch: das brandneue Doppelalbum «The Beatles», auch «The White Album» genannt. Draussen schneite es wie der Teufel, und ich beobachtete die Schneeflocken, wie sie im hellen Lichtkegel der Laterne unweit von meinem Fenster wild herumtanzten. Ich liebte diese Stimmung. Von mir aus hätte es wochenlang so weitergehen können. So lange, bis die ganze graue, triste Welt da draussen völlig zugeschnitten gewesen wäre und man tiefe Schneisen ins Weiss hätte fräsen müssen, um noch zueinanderzufinden.

Weisse Schnee-Irrgärten überall! Ja so was sehnte es sich der rebellisch verträumte Teenager herbei ... Den Sound dazu, passend in Weiss verpackt, hatte ich ja nun. Behutsam legte ich die Nadel auf das schwarze Vinyl, und der geniale, vom Maler René Magritte inspi-



Wunderjuwel: «The White Album».

rierte dunkelgrüne Apfel auf dem Label der Platte begann sich zu drehen. Was dann aus den Lautsprechern kam, sprengte alles, was ich bis anhin gehört hatte. Der Nachfolger von «Sgt. Pepper» war ein unfassbarer musikalischer Donnerschlag. Tauchen wir ein:

Mit dem fulminanten Düsenjet-Intro geht der Opener «Back in the USSR» gleich voll ab. Da die Russen etwa zur selben Zeit mit ihren Panzern in die Tschechoslowakei einrollten, wurden die Beatles wegen des ursprünglichen Titels «I'm Backing the USSR» als Kommunisten verschrien. Deshalb änderten sie ihn und liessen sich dabei von der Chuck-Berry-Komposition «Back in the USA» inspirieren. *And*



zwei Monate später The Marmalade, die damit einen Nummer-eins-Hit landeten und viel Kohle holten. Der Refrain ist übrigens ein nigerianischer Stosseufzer und bedeutet so viel wie: «Das Leben geht weiter.»

«Wild Honey Pie» steht mit halbakustischer Gitarre, hysterischem Gesang und Geklopfe als kurzer Übergang vor dem spanischen Intro von «The Continuing Story of Bungalow Bill». Die Lyrics sind inspiriert von einem Amerikaner namens Cooke, der nach Indien reist, um sich selbst zu finden. Er haut aus dem Maharishi-Ashram ab, um einen Tiger zu erschiessen. Wieder zurück, fragt er den Meister besorgt, ob diese Tat nun schlecht für sein Karma sei. Rein zufällig bekam John Lennon diese Geschichte mit und schrieb den Soundtrack dazu. Beeindruckt hat mich die Kinderstimme, die auf Lennons Frage: *The children asked him if to kill was not a sin*, folgt. Der Schluss des Songs kommt schön locker frech daher. Sie singen: *Hey, Bungalow Bill, / What did you kill, Bungalow Bill?*, und legen darunter abgehobenes Gepfeife, Gejohle, Geklatsche und eine einsame Posaune, die langsam ausgeblendet wird.

Eric Claptons Solo

Dann mein absoluter Lieblingsong: «While My Guitar Gently Weeps». Welch ein Intro, welch eine Wehmut, welch ein Blues in a-Moll! Der perfekte Soundtrack zum grossen Weltschmerz, ebenfalls in Indien von George Harrison geschrieben. In den Abbey Road Studios brauchten die Boys satte fünf Tage, um die Nummer mit einer der ersten Acht-Spur-Aufnahmemaschinen in den Griff zu kriegen.

Da Harrison mit dem Gitarrensound und dem Einsatz seiner Bandkumpels nicht zufrieden war, holte er am letzten Tag seinen Freund als Verstärkung dazu: Der damalige Cream-

Klar: Nostalgie ist das Heroin der Alten, aber es ist noch sehr viel mehr.

Gitarrist Eric Clapton spielte dann das weinende Solo ein und motivierte auch John, Paul und Ringo, diesen Song enthusiastischer anzugehen. Ein Volltreffer. Wenn man mein «White Album» von damals untersucht, findet man an dieser Stelle einen abartigen Krater im Vinyl. Immer und immer wieder habe ich den Arm meines Plattenspielers dorthin geschwenkt – bis zum Abwinken.

Dieses Wunderjuwel wird dann vom herrlich dunklen «Happiness Is a Warm Gun» aufgefangen. Den Slogan hatte John nicht etwa aus der Drogenszene, sondern aus einem Heft der Vereinigung amerikanischer Waffenbesitzer. Glück ist eine warme Pistole. Was für eine Aussage angesichts der Tatsache, dass John Lennon zwölf Jahre später in New York

auf offener Strasse erschossen wurde. Das Lied beginnt sanft mit den Worten: *She's not a girl who misses much*, um sich dann mit verschiedenen Rhythmen zu einer grandiosen Nummer zu steigern, die John als eine seiner besten bezeichnete. Mit den Worten *mother superior* war übrigens Mutter Oberin Yoko Ono gemeint. In diesen 2:39 Minuten Musik und Text steckt viel drin: *She's well acquainted with the touch of the velvet hand*. Obwohl es für das fertige Resultat 95 (!) Anläufe im Studio brauchte, spürt man förmlich, dass die Band alles gegeben hat. Die Songelemente verschmelzen vollkommen.

Paul singt in «Martha My Dear» von seinem Hirtenhund und seiner grossen, unerfüllten Liebe zu Jane Asher. Das Ganze ist angereichert mit einem launigen Piano und mageren Strings. Produzentenguru George Martin, ein klassisch geschulter Pianist, Oboist und Arrangeur, hatte zudem die Idee, eine kleine Marschkapelle einzubauen.

«I'm So Tired» beschreibt die Schlaflosigkeit der Band. Sie wurde durch zu ausgiebiges Fasten, zu viel Meditation und die Sorgen wegen der Heirat von John und Yoko ausgelöst. Das Lied gipfelt in einem Break und der Zeile: *You know I'd give you everything I've got / For a little peace of mind*.

«Blackbird»: Sanft, locker und Bach-mässig fliegt dieses leicht im Ohr hängenbleibende Nümmerchen von Paul daher. Im *early* britischen Folkstil ist es simples Zeugnis eines Aufwachens auf tieferem Level. McCartney *at his best* mit den vieldeutigen Zeilen: *Blackbird singing in the dead of night / Take these broken wings and learn to fly / All your life / You were only waiting for this moment to arise*.

Wir fliegen von «Piggies» über das zerbrechliche «Julia», das John für seine Mutter schrieb, zu «Yer Blues», «Sexy Sadie», «Mother Nature's Son», «Revolution 1», zu «Honey Pie» – *She was a working girl / North of England way / Now she's hit the big time / In the USA* – nach «Helter Skelter», einem der ersten Heavy-Metal-Songs überhaupt – und was für einer! Beeinflusst von der The-Who-Nummer «I Can See for Miles», drischt er erbarmungslos auf dich ein. *Helter skelter* ist der britische Ausdruck für eine Achterbahn auf dem Jahrmarkt. Der hochgradig kranke Mordanstifter Charles Manson hatte seinerzeit den Titel leider etwas falsch verstanden.

Beinahe ironisch endet das weisse *masterpiece* mit der Lennon-Ballade «Good Night». Sie ist angelehnt an Cole Porters «True Love», das die Beatles in ihren frühen Hamburger Tagen im Repertoire hatten. John schrieb es für seinen Sohn Julian als Gute-Nacht-Liedchen.

Spektakel an Kreativität

Es gibt noch sehr viel mehr zu entdecken auf diesem Opus magnum der «Fab Four». Dreissig Songs, die in einem 24-Stunden-Marathon

Moscow girls make me sing and shout / That Georgia's always on ... my mind. Für mich der letzte brillante Up-Tempo-Rocker der Beatles.

«Dear Prudence» basiert auf einer nach unten laufenden, wehmütigen, chromatischen Vier-Akkord-Sequenz. Es handelt von Prudence, der Schwester von Schauspielerin Mia Farrow, die ihr Chalet in Rishikesh nicht mehr verlassen konnte, weil sie eine Meditation zu viel intus hatte. Mit einem für John Lennon ungewohnt sanften Text strahlt dieses Lied – wie auch «Cry Baby Cry» – einen speziellen Kindheits-Touch aus. Durch die wunderschöne, indisch angehauchte Gitarrenarbeit von George Harrison wird dieser Eindruck noch verstärkt. Der Song tropft, ja flockt so *peaceful* daher wie ein weisses, sanftes Schneeflockchen.

Der bluesige Midtempo-mover «Glass Onion» ist ein Puzzle aus Wort- und Soundzitatzen älterer Beatles-Songs. Johns augenzwinkernde Antwort an alle, die in seinen Liedern nach verborgenen Botschaften suchten. Schon der Anfang gefiel mir: Zwei Snare-Drum-Beats: «täsch, täsch», und los! Dazu diese James-Bond-mässigen Chords im B-Teil mit schwebenden Gitarrenfetzen von George und als krönender Abschluss das seltsame String-Outro. Eine ziemlich abgefahrene Geschichte.

Danach erklingt «Ob-La-Di, Ob-La-Da», das wie eine übermütige Tischbombe daherkommt. Ein überdrehter, spontaner Partysong – typisch britisch, mit einem jamaikanischen Ska-Beat, Honkytonk-Piano-Einlagen von Lennon und akustischer Gitarrenbegleitung. Obwohl es die kommerziellste Nummer des Albums ist, weigerten sich die Beatles, sie als Single auszukoppeln. Das machten dann

vom Produzenten und «fünften Beatle» gekannt und sorgfältig mit viel Gefühl aneinandergereiht wurden. Die Popgötter hatten sich noch einmal gegenseitig richtig gefordert und gingen sich nicht, wie bei späteren Aufnahmen, total aus dem Weg. Das Album ist ein Spektakel an Kreativität und Experimentierlaune – zum Teil roh und unfertig, aber gerade deswegen so unvergleichlich. Es ist nicht überproduziert wie der Vorgänger. Hier flossen Texte, Melodien, Stimmungen, Ausdruck und Eleganz spielerisch in einer seltenen Vollendung zusammen.

Ich war eher skeptisch, als ich hörte, dass Giles Martin, der Sohn von George Martin, eine grossangelegte Entstaubung, sprich: Remix, zum 50. Geburtstag dieses Götterwerks lancierte. Zu sehr hat sich dieses einmalige Klangbild in mir festgelegt. Ich besitze selbst drei dieser Doppelalben, von Mono über Stereo bis zu einer *remastered* Version. Meine Sorge war aber komplett umsonst. Was uns jetzt hier vorliegt, ist ein Meilenstein an Optimierung der damaligen technischen Möglichkeiten.

Mit Erstaunen hören wir, wie kraft- und freudvoll diese vier Ausnahmemusiker hier zu einem grossen Ganzen verschmelzen. Man spürt förmlich den einmaligen Drive, den eine

Diese tonale Wahnsinnsreise bringt uns an Orte, wo wir noch nie waren.

Band hat, wenn sie nahe zusammenspielt im Studio. Oder wie es McCartney beschreibt: «In diesem magischen Kreis innerhalb eines Quadrats waren all unsere Probleme von aussen wie weggeblasen.» Getrieben von einer neuen Freiheit ohne Konzept und Vorgabe von Seiten des Managements oder der Plattenfirma, jamten sich die Jungs in ihr eigenes Sound- und Song-Nirwana.

Das deutsche *Rolling Stone* formulierte es treffend: «Es ist das erste postmoderne Album der Popmusik und im Vergleich zu allen anderen Beatles-Alben am wenigsten gealtert. Es klingt eigentlich genauso heute wie 1968.»

Auf jeden Fall mein bestes Weihnachtsgeschenk ever! Ich kann es nur weiterempfehlen. Diese tonale Wahnsinnsreise bringt uns an Orte, wo wir noch nie waren. Genau der richtige Soundtrack zu diesen verrückten, kalten und hektischen Zeiten.



Chris von Rohr war siebzehn, als vor fünfzig Jahren «The Beatles – The White Album» veröffentlicht wurde, und arbeitete später als Produzent und Bassist von Krokus selbst in den legendären Londoner Abbey Road Studios.



Acht Jahre später: Hisashi Nakahara heiratet Mai.



Oscar-verdächtige Finanzlage: Clooney.

Spätes Happy End

Sie wurden von Krisen geschüttelt oder vom Glück geküsst. Das sind die Auf- und Absteiger des Jahres.

Von Michael Bahnerth

Gewinner

Hisashi Nakahara — Das ist eine Liebesgeschichte mit einem der spätesten Happy Ends der Welt. Hisashi wollte Mai heiraten, nichts anderes wollte er so sehr. Mai sagte ja, weil auch sie nichts so sehr wollte. Es war die grosse Liebe, und es war noch mehr, Seelenverwandtschaft und Freundschaft. Sie freuten sich auf den Tag ihrer offiziellen Verschmelzung, und da war nur ein ganz kleiner Schatten, der ihre Sonne beeinträchtigte: Mai vergass immer wieder das eine oder andere, und zuletzt vergass sie fast alles. Hisashi brachte sie voller Sorge ins Krankenhaus, wo Mai zuerst die Lungen versagten und dann das Herz. Mai fiel ins Koma, Hisashi in tiefe Trauer. Er litt an einer Art Liebeskummer, sie an Enzephalitis.

Drei Jahre später konnte Mai ihren Namen wieder schreiben und sagen, wie es ihr geht. Sie durfte nach Hause. Nach und nach erkannte sie alle wieder – bis auf ihren Verlobten. Sie wusste nur, dass er der Mann war, der immer an ihrem Krankenbett sass, als sie dort lag, voller Schläuche und im Nirgendwo. Sie hatte sich stets gefragt, wer das sei. Hisashi hatte ein Fotoalbum für die Hochzeit vorbereitet. «Hochzeitsfeier» hatte er hoffnungsfroh darüber geschrieben. Mai fand es und fragte, warum keine Hochzeitsbilder darin seien, sondern nur Bilder von ihr und diesem Mann vom Krankenbett. In seiner Verzweiflung über das leere Album hatte Hisashi Bilder von ihnen aus glücklichen Zeiten hineingeklebt. Aber Mai erkannte ganz allmählich das vergangene Glück und in Hisashi ihre grosse Liebe wieder. Sie heirateten, endlich, acht Jahre später. Mai muss jetzt wieder ins Krankenhaus. Sie bekommen ein Kind.

George Clooney — Noch besser, als Gott zu sein, ist wahrscheinlich nur, George Clooney zu sein. Clooney sieht besser aus, hat Sex, Werbeverträge und ist nicht Gott im Himmel, sondern in Hollywood. Ohne seine irgendwie zuckrige Präsenz hätte Nespresso nie die Weltherrschaft im Kaffeemarkt übernehmen können, so allmächtig fast ist Clooneys Strahlkraft. Clooney scheint ein Mann zu sein, der fast alles richtig macht, sieht man einmal von der Ehe mit der als mindestens kompliziert geltenden Amal ab, einer Ehe, die, und das ist der Wermutstropfen seines Jahres, gerade so schlecht sein soll wie ein B-Movie.

Clooney schien glücklicher, als seine Liebe noch Max war, ein Hängebauchschwein, und er hin und wieder mit Brad Pitt am Comersee im Rotwein baden ging. Wir verdanken ihm Filme wie «Der Sturm», «Ocean's Eleven», «Gravity» und natürlich «Syriana», für den er einen Oscar für die beste Nebenrolle erhielt. Das ist vielleicht sein einziger wirklicher Makel: dass es ein Oscar nur für eine Nebenrolle war. Seit zwei Jahren war Clooney nicht mehr im Kino zu sehen, wahrscheinlich weil sein neuester Film zu Hause läuft. Der 58-Jährige ist letztes Jahr Vater von Zwillingen geworden. Finanziell geht es Clooney oscarverdächtig, auch ohne Filme. Clooney hat sein Tequila-Unternehmen Casamigos verkauft, just etwa dann, als seine Zwillinge geboren wurden. Dieses Jahr, so hört man, wurde sein Anteil, etwa eine Viertelmilliarde Dollar, auf sein Konto überwiesen. Er soll ordentlich darauf getrunken haben.

Stormy Daniels — Sie war die Nummer eins im Pornobusiness, als sie Sex mit dem späteren Präsidenten Donald Trump hatte: Stephanie Clifford, die sich im Business «Stormy Daniels» nannte. Sie wollte ein kleines Show-up in der Trump-Reality-Show «The Apprenti-



Anderes Business: Pornostar Stormy Daniels.

ce», Trump wollte guten Sex, sie hatten einen Deal. 2006 war das. Trump im Hotelzimmer, sie kam rein, machte ihn ein wenig scharf, er zog die Hosen runter und Stormy Daniels die Hosen an: Sie nahm ein Magazin, auf dessen Titelblatt sein Konterfei war, und versohlte ihm damit den Hintern. Das ist ihre Version. Von Trump gibt es keine, weil er gar nicht in diesem Hotelzimmer gewesen sein will.

Das alles wäre so seicht und nebensächlich geblieben wie «Fifty Shades of Grey», aus Stormy Daniels wäre irgendwann für immer wieder Stephanie Clifford geworden, aber aus Trump wurde ein Präsidentschaftskandidat. Und ein Pornostar, der einem den Arsch versohlt, ist nicht gerade eine Visitenkarte für einen, der der mächtigste Mann der Welt werden möchte. Trumps Anwalt zahlte Stormy Daniels 130 000 Dollar dafür, dass sie den Mund hält, obwohl sie das nicht wollte, dann aber trotzdem tat. Man habe sie dazu genötigt, sagte sie und focht die Vereinbarung an, weil sie viel mehr Geld mit dem Erzählen der Geschichte machen könnte. Das *Wall Street Journal* bekam Wind davon und veröffentlichte die Story Anfang 2018. Das war schlecht für die Nummer eins der USA und gut für Stormy Daniels, die wieder zu einer grossen Nummer wurde. Nur in einem anderen Business. Oder auch nicht.

Verlierer

Boris Becker — Manchmal lassen die Götter ihre Lieblinge fallen, und dann landen die

Halbgötter dieser Welt umso härter auf jenem Boden, auf dem die Normalsterblichen schon immer krochen und fleuchten. Das mag im Theater des Weltenlaufs nur eine Marginalie sein, aber es ist für den, der vom Nektar des Unberührbaren eine Zeitlang naschen durfte, eine Tragödie. Der Tennisspieler und spätere Unternehmer Boris Becker, ein gealterter Held inzwischen, hatte ein Jahr ohne schützende Hand, ohne Wunder auch. Er verschlug sozusagen alle Bälle. Zuerst war das Geld des Mannes weg. 150 Millionen Euro soll er mal besessen haben, jetzt hat er vermutlich 60 Millionen Euro Schulden, etwa dreizehn Gläubiger warten diesbezüglich auf ihre Matchbälle. Im Hochsommer verliess ihn seine Frau Lilly mit dem gemeinsamen Kind unter dem Arm, und Lilly sieht jetzt viel besser aus als vorher.

Er nicht. Die legendären Becker-Hechte aus der Zeit, als er Halbgott war und der moderne Siegfried Deutschlands, haben ihm seine Hüften und Knie ruiniert. In seiner Finca auf Mallorca wohnen ungeniert Fremde, das Haus seiner Mutter könnte bald verpfändet werden. Er steht im wichtigsten Tie-Break seines Lebens, aber er liegt beinahe hoffnungslos hinten. Seine letzte Hoffnung sind nun ein Wunder und die Zentralafrikanische Republik. Becker will zentralafrikanischer Diplomat und Attaché für Sport, Kultur und humanitäre Angelegenheiten werden. Das Spiel um die diplomatische Immunität wird das wichtigste Match seines Lebens werden.

Pierre Maudet — Er fiel viel schneller, als er aufstieg, und sein Aufstieg war für die betulichen Schweizer Verhältnisse schon beinahe kometenhaft. Dann kam der 30. August, und Pierre Maudets Himmel verdüsterte sich wohl für immer: «Vorteilsnahme im Amt» lautete der Vorwurf gegen den neuen und einzigen Star der Schweizer Politik. Maudet liess sich nach Abu Dhabi einladen, das in Genf gerne neue Flughafen-Facilitys bauen möchte. Maudet entschuldigte sich, aber das wollte keiner mehr wirklich hören. Man entzog ihm, der schon als nächster Bundesrat gehandelt wurde und in der Lage gewesen wäre, Karin Keller-Sutter zu verhindern, immer mehr seiner Aufgaben, aber von sich aus

aufgeben wollte Maudet nicht. Er wollte von dem Boden, auf dem er lag, zuerst aufstehen und dann Stufe für Stufe den Weg zurück erklimmen in den kleinen Maudet-Olymp, dessen Zeus er einst gewesen war. Es sieht nicht gut aus, sein Hochmut aus früheren Tagen und seine mit einem Hauch Zweckdienlichkeit versehene Demut verfangen nicht. Seine Partei, die FDP, forderte ihn vor kurzem, aber bis jetzt wirkungslos zum Rücktritt auf. Maudet will weiterkämpfen. Es ist längst kein Kampf mehr zurück nach oben. Es ist nur noch einer, der das endgültige Verlieren auf später verschiebt.

Harvey Weinstein — Man kann sich schon die Frage stellen, was alles nicht passiert wäre, wäre Harvey Weinstein, 66, ein Mann gewesen, der sich mehr wie ein Märchenprinz verhalten hätte und nicht wie ein Metzger des Sexuellen. Einer, mit dem die Frauen so gerne ins Bett gegangen wären, dass er sie nicht so sehr hätte dorthin zwingen müssen; der ganze #MeToo-Aufschrei der von den Weinstein *and company* Genötigten wäre nie zu einem nachhallenden Gedröhne geworden, das auf ganz lange Zeit das Kennenlernen von Mann und Frau verkomplizieren wird. Denn irgendwann kommt beim Suchen nach einem paarungswilligen Pendant immer der Moment des Übergriffs, ein Schritt, der traditionellerweise dem Mann vorbehalten ist, und dann denkt der Mann: Ich will sie, sie will mich, glaube ich, auch, also küsse ich sie oder lege ihr mal die Hand auf den Hintern.

Liegt er falsch, der Mann, kann ihn das seit Weinsteins Eskapaden die Eier kosten.

Weinstein macht jetzt ein wenig auf «*mea culpa*», aber dann doch auch nicht mit grosser Leidenschaft. Es tue ihm leid, er sei in Therapie, und gelegentlich hätten die Girls die Wahrheit auch verdreht und so weiter. Weinstein ist seit diesem Jahr Ex-Filmmogul und vermutlich der Mann mit den meisten Vergewaltigungsklagen am Hals. Die jüngste ist gerade mal einen Monat alt. Weinstein sagt wie immer nichts dazu, und sein Anwalt sagt, dass diese Frau, die Schauspielerinnen Paz de la Huerta, eine «wankelmütige Persönlichkeit mit einer lebhaften Fantasie» sei. Man hätte meinen können, er rede von Harvey. ○



Wichtigstes Tie-Break: Sportidol Becker.



Stufe für Stufe: FDP-Politiker Maudet.



Ein wenig «mea culpa»: Produzent Weinstein.

Mission Sonderfall

Seine Karriere erzählt die Geschichte der Schweiz seit der EWR-Abstimmung von 1992. Jetzt wurde Ueli Maurer mit glänzendem Resultat zum Bundespräsidenten gewählt. Was bedeutet das? *Von Erik Ebnetter und Roland Vorlauffer (Illustration)*

Er war vor seiner Zeit nach Bern gekommen. Als Ueli Maurer am 25. November 1991 in den Nationalratssaal trat, um dort erstmals an einer Sitzung teilzunehmen, erblickte er noch die alte Schweiz. Auf dem Podest, unter dem raumfüllenden Gemälde von Rütliwiese und Vierwaldstättersee, sass Helmut Hubacher, der Alterspräsident – im Rat seit 1963, scheinbar unverrückbar.

Hubacher hatte als Sozialdemokrat ein Politikerleben lang gegen den Bürgerblock angekämpft, aber wenn er nun in das Halbrund vor sich schaute, formierte sich dieser Block so eindrücklich wie eh und je. Am breitesten machte sich der Freisinn, der die Schweiz prägte, seit 1848 der Bundesstaat entstanden war. Maurer gehörte zur kleinen SVP und war ein schmaler Mann. Er wird nicht weiter aufgefallen sein.

Der Nationalrat eröffnete an diesem Montag vor bald dreissig Jahren die neue Legislatur. Der Ratssekretär verlas die Eidesformel – es fielen Wörter wie Ehre, Nation und Vaterland –, und Maurer sagte, als er endlich an der Reihe war: «Ich schwöre es.» Welche Ziele mochte er sich gesetzt haben?

Maurer war ein Bauernsohn aus dem Kanton Zürich, wo der Wirtschaftsfreisinn bestimmte, wer etwas wird in der nationalen Politik. Dass er hier, an dieser Stelle, einmal mit 201 Stimmen zum Bundespräsidenten gewählt würde, war schlicht unvorstellbar. Die alte Schweiz folgte eigenen Regeln – und sie schienen für die Ewigkeit bestimmt.

Über allem thronte ein Freisinniger

Das erste Geschäft, an dem Maurer mitwirkte, war die Wahl von Hans-Rudolf Nebiker (SVP) zum Ratspräsidenten. Als Nebiker seine Antrittsrede hielt, blickte er zur Besuchertribüne, wo sein Amtsvorgänger sass, hoch über allen Nationalräten. «Es war ein Glücksfall, Ueli Bremi, dass ausgerechnet du im Jubiläumsjahr der Eidgenossenschaft Parlamentspräsident warst», sagte Nebiker. Die Schweiz hatte am 1. August 1991 den Rütlichwur von 1291 gefeiert, was eine grosse Debatte über das nationale Selbstverständnis auslöste.

Nebiker fuhr fort, das Wort immer noch an Bremi gerichtet: «Du hast als echter Freisinniger und Liberaler gehandelt und entschieden. Du hast unsere Vergangenheit nüchtern beurteilt. Du hast aber deinen Stolz, Schweizer zu sein, nie verhehlt.» Es war wie immer: Über allem thronte ein Freisinniger.



Weiss, was ihm bevorsteht: SVP-Bundesrat Maurer.

Die Politik der alten Schweiz war spektakulär stabil. Spätestens ab 1959 waren alle relevanten Kräfte in die Regierung eingebunden, und wenn ein Bundesrat zurücktrat, brauchte es fast immer nur einen Wahlgang, um dessen Nachfolger zu bestimmen. Die Zauberformel

verteilte die Bundesratssitze nach Wähleranteilen an die Parteien: je zwei Sitze an FDP, CVP und SP sowie einen Sitz an die SVP.

Es gab weitere Regeln, die niemand aufschreiben musste, damit sie wirksam waren: Zürich, Bern und die Waadt, die drei bevölke-

rungsreichsten Kantone, hatten die längste Zeit einen Bundesrat, wobei die FDP ihre Magistraten gerne in Zürich und der Waadt rekrutierte, während die SVP auf Bern setzte. Alles hatte seine Ordnung.

Am 26. August 1992, neun Monate nach seiner Vereidigung, trat Ueli Maurer im Nationalrat ein erstes Mal ans Rednerpult. Es ging um das Abkommen über den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR). Das Parlament hatte seit Jahrzehnten kein wichtigeres Geschäft behandelt, und Maurer berichtete nun von seinen ersten Erlebnissen in Bern. «Ich habe in den Kommissionen erfahren, dass eine seriöse Gesetzgebung in dieser kurzen Zeit nicht möglich ist», sagte er in den Saal, in dem Leute sassen, die teilweise schon seit Jahrzehnten hier politisierten.

Was mochten die Routiniers über den neuen Kollegen denken? Lächelten sie gönnerhaft? Wenn sie es taten, dann nicht für lange.

Ueli Maurer wandte sich an die Befürworter des Abkommens: «Glauben Sie wirklich, dass sich der EWR-Vertrag auch längerfristig von einem Vollbeitritt zur EG wird trennen lassen? Wir sind uns doch einig, dass die institutionellen Mängel dieses Vertrages keine Basis bilden, um längerfristig auf diesem Vertrag zu beharren. Hier, Frau Spoerry, wäre Ihre Antwort auch noch interessant. Dieser EWR-Beitritt wird zwangsläufig Zugzwang zu einem EG-Vollbeitritt auslösen.» Vreni Spoerry war Verwaltungsrätin der Credit Suisse, der Swissair und der Zürich-Versicherung, neuerdings auch der Nestlé – und natürlich eine Freisinnige. Sie zählte zu den einflussreichsten Menschen im Land.

Maurer steuerte keinen Weltkonzern, aber er wusste aus eigener Erfahrung, wie man eine Landi führt. «Unsere Bauern könnten das Fleisch gratis in unsere Metzgereien liefern, und der Verkaufspreis würde immer noch über dem EG-Niveau liegen. Sie spüren, wo der Schuh drückt: Unser Lebensstandard ist höher, unsere Löhne sind höher», sagte er.

Wie man diesen Lebensstandard schützen

Die Integration der erstarkten SVP in den Bundesrat dauerte sechzehn lange Jahre.

sollte, stand für Maurer ausser Frage. «Die Alternative heisst für mich: politische Unabhängigkeit, politische Selbstbestimmung und politische Souveränität.» Es war das Bekenntnis, das er in den nächsten Jahren wie ein Mantra wiederholen sollte. Das Protokoll vermerkt keinen Beifall.

Am 6. Dezember 1992 verwarfen Volk und Stände den EWR-Beitritt. Es war für die SVP der grösste Triumph ihrer Geschichte. Sie, die kleinste Bundesratspartei, hatte sich in einer historischen Abstimmung gegen FDP, CVP

und SP durchgesetzt. Vor allem für den Freisinn war es eine säkulare Niederlage.

Die FDP hatte sich immer als Wächterin des Sonderfalls verstanden, diese Position aber nach Ende des Kalten Krieges um 1990 geräumt. Nun marschierte die SVP lärmend in das verwaiste Terrain und propagierte unablässig Demokratie, Föderalismus und Neutralität. Und mittendrin: Ueli Maurer, der 1996 das nationale Parteipräsidium übernahm.

Stresstest für die Schweiz

Der Aufstieg der SVP war ein Stresstest für die Schweiz. Die CVP überzeugte ihre beiden Bundesräte, im Frühling 1999, ein halbes Jahr vor der Nationalratswahl, zurückzutreten. Es war absehbar, dass die SVP bald mehr Wähler haben würde als die CVP. Das Parlament, so das Kalkül der CVP, würde in der Erneuerungswahl keine Bundesräte abwählen, die noch kein Jahr im Amt waren. Es lief wie geplant – und doch völlig anders.

Die SVP überholte im Herbst 1999 nicht nur die CVP, sondern auch die FDP und die SP in der Wählergunst. Noch am Wahlabend reklamierte Ueli Maurer einen zweiten Sitz für seine Partei, fand damit aber im Bundeshaus kein Gehör.

Draussen, im Land, war Maurer erfolgreicher. Er gründete zwölf Kantonal- und 600 Ortssektionen und stellte die SVP auf die Basis, die sie brauchte, um als nationale Partei zwei Sitze im Bundesrat zu erhalten. Der Weg dorthin war voller Hindernisse: die Wahl von Samuel Schmid, die Abwahl von Christoph Blocher – immer wieder haderte die SVP mit den Entscheiden des Parlaments.

Am 10. Dezember 2008 schaffte Maurer mit dem knappsten Resultat, das sich denken lässt, den Sprung in den Bundesrat. Ein unfreiwilliger Sprengkandidat hatte das absolute Mehr nur um eine Stimme verfehlt. Maurer trat an das Rednerpult, an dem er einst moniert hatte, das Parlament agiere nicht seriös, und sagte: «Diese Wahl ist wirklich ein Ja zur Konkordanz.» Es klang nicht restlos überzeugt.

Die Integration der erstarkten SVP in den Bundesrat dauerte sechzehn lange Jahre. Erst mit der Wahl von Guy Parmelin im Dezember 2015 war dieser Prozess endgültig abgeschlossen. Die SVP hatte in der Zwischenzeit ihre Position als erste Partei im Land viermal behauptet, zuletzt mit einem Rekordergebnis.

Heute wacht die SVP über den Sonderfall und ist national verankert. Ihre Bundesräte stammen aus Zürich und der Waadt, den grössten Kantonen der grössten Sprachregionen. Die SVP hat das Erbe der alten FDP angebeten – nur ohne deren engmaschiges Kontaktnetz in Wirtschaft und Verwaltung.

Die Zeichen der neuen Zeit sind unübersehbar. Die Wahlen von Ignazio Cassis (FDP), Viola Amherd (CVP) und Karin Keller-Sutter (FDP) in den Bundesrat verliefen so problemlos, wie es

jahrzehntelang die Regel gewesen war. Das System hat sich wieder stabilisiert.

Das zeigte sich auch bei der Wahl des Bundespräsidenten für 2019. Der Kandidat an diesem 5. Dezember 2018 hiess Ueli Maurer, und er, der einst nur mit einem Zufallsmehr überhaupt Bundesrat geworden war, erhielt nun 201 von 246 möglichen Stimmen. Ein solches Ergebnis hatte zuletzt Jean-Pascal Delamuraz erzielt – vor dreissig Jahren. Und Delamuraz war ein Freisinniger gewesen.

Die Dankesrede, die Maurer hielt, liest sich wie das Gründungsdokument dieser neuen

«Es wäre schön, wenn wir etwas Spass und Freude und Vergnügen ausstrahlen würden.»

Konkordanz. «Wenn ich die letzten Monate oder Jahre betrachte, nicht in der Schweiz, aber rund um uns herum, habe ich das Gefühl, dass eine gewisse Entfremdung stattfindet von einer vielleicht politischen Elite und der Bevölkerung. Und das war und ist unsere Stärke: dass wir diese Gräben nicht haben.» Hatte jemals wer die Classe politique geegesselt?

Maurer, der als launisch gilt, sagte: «Es wäre schön, wenn wir gemeinsam etwas Spass und Freude und Vergnügen ausstrahlen würden, so dass auch die Leute das Gefühl haben: Hey, in Bern, da ist ein gutes Team! Die lösen unsere Probleme!» Die Parlamentarier applaudierten ihm stehend. Sogar ein Jauchzer war zu hören.

Ganz Staatsmann

Maurer sprach aber auch über das Thema, das ihn schon als Neuling im Bundeshaus umgetrieben hatte: das Verhältnis der Schweiz zur EU. «Das ist seit Jahren auf unserem Tisch, und ich hoffe nicht, dass es am Ende des nächsten Jahres immer noch auf unserem Tisch liegen wird», sagte er, ganz Staatsmann, auf Französisch. Und er fügte hinzu: «Ich hoffe nicht, dass das eine unmögliche Mission ist.» Er weiss, was ihm bevorsteht.

Die alte Schweiz, die Maurer bei seiner ersten Vereidigung im Nationalratssaal noch erlebt hatte, ist am Streit um die Europapolitik zerbrochen. Es ging und geht dabei um das grosse Ganze: um Demokratie und Föderalismus, um Unabhängigkeit und Souveränität. Nachdem Maurer als angriffiger Parteipolitiker die neue SVP mit aufgebaut und als konzilianter Bundesrat die neue Konkordanz mitbegründet hat, muss er nun in diesem ewigen Streit vermitteln. Das Ziel ist formuliert: eine Lösung bis Ende des nächsten Jahres. Noch selten stand ein Bundesrat vor einer schwierigeren Mission – und noch selten hat sich ein Bundesrat eine solche Mission über die Jahrzehnte selbst geschaffen.

Ueli Maurer ist inzwischen 68 Jahre alt. Seine Karriere ist ein einziger Sonderfall. ○

«Es ist nicht alles verloren»

Kim Jong Uns Kalkül, saudische Knochensägen, die Rückkehr des Sozialismus und Hoffnung in Afrika: Der britische Star-Autor Peter Hitchens wirft einen Blick auf die Weltereignisse 2018. Und erklärt, warum er sich nach dem Kalten Krieg zurücksehnt. *Von Hanspeter Born und Urs Gehrig*

Kaum reicht er die Hand zum Gruss, ist er nicht mehr zu bremsen. Auf den wenigen Schritten zum Café im Londoner Stadtteil Kensington gibt er Sentenzen zu Jewgeni Primakow zum Besten, resümiert seine Theorie, Europa sei «die Fortsetzung von Deutschland mit anderen Mitteln», und bekundet seine Furcht vor einem neuen, grossen Krieg.

Wer sich in die Nähe Peter Hitchens, 67, begibt, steht in geistiger Zugluft. Ergreift er das Wort, springt er im Stil eines intellektuellen Zehnkämpfers von einem Thema zum nächsten. Ursprünglich Trotzkiist, durchwanderte er das Parteienspektrum über die Labour Party nach rechts; mehrere Jahre war er Mitglied der Tory Party, bis er sich auch von dieser enttäuscht abkehrte.

Geboren wurde Hitchens in der Kronkolonie Malta, als Sohn eines Offiziers der British Navy. Gerne hätte er selbst ein Kriegsschiff kommandiert, doch ein Augenleiden durchkreuzte selbigen Plan. Stattdessen wurde er Bericht-erstatte, zuerst in der Sowjetunion, dann in den USA. Heute bietet er seine Impressionen des Zeitgeschehens in der *Mail on Sunday* feil.

Mit seinem legendären, 2011 verstorbenen Bruder Christopher Hitchens stritt er sich leidenschaftlich, auch in der Öffentlichkeit. Der Hauptunterschied zwischen ihnen sei der Glaube an die Existenz Gottes, meinte dieser einmal. Während Christopher zeitlebens Antitheist («God is not great») blieb, mutierte Peter vom Atheisten zum gläubigen Christen.

Wandel und ewige Werte sind Peter Hitchens grosse Themen. «Fragen Sie mich, was Sie wollen», sagt er nun, vor einer Tasse Tee sitzend. «Sie werden sich wünschen, Sie hätten es nie getan.»

Beginnen wir mit dem grossen Brocken: Brexit, Bittgänge nach Brüssel, endlose Debatten im Unterhaus. Bereuen Sie es nicht, die EU zu verlassen?

Ich habe nichts zu bereuen. Ich war gegen das Referendum, ich habe auch nicht abgestimmt. Ja, ich wünschte, dass Grossbritannien die EU verlässt, aber nicht auf diesem Weg.

Sondern?

Ich dachte, es könne geschehen, indem eine politische Partei den Austritt ernsthaft in ihr Programm aufnehmen würde. Dass die Partei erklären würde, wieso wir austreten wollen, wie genau wir vorgehen würden und was ihre Einwände dagegen wären. Dies ist nicht geschehen. Stattdessen hat mit dem Volksentscheid für den Brexit 2016 ein zermürbender Prozess eingesetzt, der die Konservative Partei zerstört. Ich meinte, wir brauchten eine politische Partei, der es mit der nationalen Unabhängigkeit, mit Freiheit und andern Dingen ernst ist, aber die Tory Party ist nicht diese Partei. Da habe ich mich total geirrt.

Jetzt stecken Sie fest in einer komplizierten Scheidung.

Jetzt sind wir hier, und ich bin es satt. Es überrascht mich nicht, dass es ein Schlamassel ist. Seit langem behaupte ich, die Norwegen-Option sei der gangbarste Weg für uns.

Das heisst?

Das heisst, dass wir im EWR bleiben und uns wegen des Binnenmarkts der Efta anschliessen. Dies würde bedeuten, dass wir aus dem Europäischen Gerichtshof austreten und uns von der gemeinsamen Fischereipolitik und der gemeinsamen Agrarpolitik der EU verabschieden. Wir wären dann viel freier in unseren Entscheidungen, als dies jetzt der Fall ist. Wenn wir das irische Grenzproblem so lösen könnten, wie die Norweger und Schweden es mit ihrer Grenze tun, dann

würde dies niemanden stören. Deshalb bin ich für die Norwegen-Lösung.

Die Schweiz ist für Sie kein Vorbild?

Eine Lösung wie jene für die Schweiz ist für uns unmöglich. Ihr habt Jahrzehnte gebraucht, das können wir nicht einfach nachmachen. Die EU würde einem anderen Land nie solche Zugeständnisse machen. Das ganze Brexit-Gezänk macht mich krank. Ich will,

dass das aufhört. Es gibt so viele Dinge, die mich viel mehr interessieren und die von der Brexit-Diskussion überschattet werden.

Und diese wären?

Im Moment die Gefahr eines Kriegs.

Bevor wir in diese Todeszone vordringen, noch eine Frage zu Migration und Grenzen. In Italien hat der neue starke Mann, Innenminister Matteo Salvini, im Mai dem Flüchtlingsschiff «Aquarius» mit 600 Menschen an Bord die Landung verweigert. Er sagte, Italien werde nicht länger entgegenkommen und gehorchen. Was ist Ihre Meinung dazu?

Mal sehen, ob die Italiener das durchhalten.

Ob sie tun können, was sie sagen. Das Mittelmeer ist für Europa das geworden, was die mexikanische Grenze für die USA ist. Es ist fast unmöglich, es abzuriegeln. Der kapitale Fehler, dessen man sich in diesem Zusammenhang bewusst werden muss, ist der wahnsinnige Krieg, den Grossbritannien und Frankreich gegen Libyen geführt haben.

Mit Obama auf dem Rücksitz, von hinten führend.

Dieser Krieg schlägt, was die Dummheit angeht, wahrscheinlich sogar den Irakkrieg. Die Öffnung der europäischen Südgrenze hat zu einer Massenemigration aus Afrika und auch aus dem Mittleren Osten geführt. Ich wünschte, es wäre nicht geschehen. Was mich beunruhigt, sind gewisse konservative Kreise in Europa, die müssig von «Zurückschlagen» schwätzen und Feindseligkeiten heraufbeschwören. Da bin ich sehr argwöhnisch.

Was schlagen Sie vor?

Wir müssen gezwungenermassen lernen, damit zu leben. Zivilisierte Mittel, um die Situation rückgängig zu machen, existieren nicht. Bei der gegenwärtigen Lage im Mittelmeer ist es mehr als zweifelhaft, dass die Einwanderung gestoppt werden kann – bestenfalls wird sie verlangsamt. Meine ganze politische Haltung fusst auf der christlichen Religion. Fragen Sie Ihr Gewissen. Was kann man tun, wenn man sich an die Regeln der Bergpredigt halten will? Was? Wenn man wichtige Entscheidungen trifft, ist deshalb eines wichtig: sicherzugehen, dass diese richtig sind. Ihre Folgen sind nämlich oft irreversibel. Ganz Europa ist ein Haufen voller irreversibler Fehler.

Als Reaktion auf die bisherige Einwanderungspolitik beobachten wir den Aufstieg von Populisten. In Italien, Österreich und Ungarn sind diese am Ruder. Sind sie so schlimm, wie oft behauptet wird?



Publizist Hitchens, 67.

«Wenn die USA politisch instabil werden, dann haben wir das Schlamassel.»



«Es gibt kein Entrinnen»: US-Präsident Trump (r.) und Nordkoreas Diktator Kim Jong Un.



«Europa ist ein Haufen voller irreversibler Fehler»: Merkel, Macron, Flüchtlingsschiff «Aquarius» (v.l.).



«Eine Katastrophe, und das Ende ist nicht abzusehen»: ukrainische Grenzsoldaten bei Mariupol.

Die Entwicklung macht mir Angst. Es macht mir Angst, wenn Leute sich anschreien. Ich kenne die Geschichte gut genug, um zu wissen, dass dies böse enden kann. Man öffnet Leuten dieser Art die Tür, und wie endet das? Man glaubt, sie kontrollieren zu können. Vergegenwärtigen Sie sich bloss all diese Figuren, von denen man glaubte, sie seien kontrollierbar.

Populisten treten in vielen Formen auf. Nehmen wir Boris Johnson hier in Grossbritannien. Ist er in Ihren Augen ein gefährlicher Populist?

O, Sie meinen Al Johnson? Sein wirklicher Name ist Alexander. Seine Familie nennt ihn Al. Boris ist ein Bühnename. Al Johnson ist amüsant, geistreich, ein cleveres Leichtgewicht.

Clever genug, um Premierminister zu werden?

Oh ja. Ich würde ihn nicht abschreiben.

Typisch für 2018 ist, dass Nationen ihre Interessen wieder über alles stellen. Trump macht es mit «America first» vor. Was geschieht mit dem Völkerrecht und den Menschenrechten, wenn alle zuerst an sich selbst denken?

Richtig, absolut. Ich verabscheue Donald Trump. Ich halte ihn für einen Tölpel und Rüpkel, aber es lässt sich nachvollziehen, warum er sagt, was er sagt. Er nimmt sich die alten industriellen Gebiete der USA vor. Diese sind durch den Freihandel verwüstet worden. Man sieht, wieso Trumps Angebot, dem Niedergang ein Ende zu setzen, verlockend ist. Nur glaube ich nicht, dass er die Macht hat, seine Versprechen einzuhalten. Dies ist etwas, das mich am populistischen Denkansatz beängstigt. Am Anfang klingt alles gut und schön, aber was geschieht, wenn die Anhänger enttäuscht werden?

Was geschieht dann?

Länder, deren Bevölkerungen von Populisten enttäuscht worden sind, laufen Gefahr, instabil zu werden. Wenn die USA politisch instabil werden, dann haben wir das Schlamassel. Die USA haben bisher unglaublich Glück gehabt. Doch ihr Präsidialsystem bietet nicht unbedingt einen leichten Ausweg aus der Krise, in der sie sich gegenwärtig befinden. Das ist sehr beunruhigend. Zur Zeit des Kalten Kriegs hatte ich nie Angst. Für mich war es undenkbar, dass eine Seite je ihre Nuklearwaffen benützen würde. Aber heute fürchte ich mich.

Sie sehnen sich zurück nach dem Kalten Krieg?

Der Kalte Krieg war in Ordnung. Der Kalte Krieg war grossartig.

Nun fürchten Sie sich vor einem heissen Krieg. Wo könnte er ausbrechen?

In der Ukraine. Dort ist der «Reibepunkt». Die meisten Leute wissen nicht, dass die US-Navy in der Ukraine ein Kommando-

und Kontrollzentrum aufbaut. Wenn ich darauf hinweise, dass das EU-Assoziierungsabkommen mit der Ukraine von 2013 politische und militärische Klauseln enthält, werde ich von Radoslaw Sikorski, dem früheren polnischen Aussenminister, angegriffen. Er weiss nicht einmal, dass es diese Klauseln gibt. Und der Ehrgeiz der Ukraine, der Nato beizutreten, besteht unvermindert weiter.

Was genau beunruhigt Sie in Bezug auf die Ukraine?

Sagen wir es so. Ein Teil des Problems mit der britischen Geschichtsschreibung liegt darin, dass sie anglozentrisch ist. Vieles im Ersten Weltkrieg geschah in den Feldern von Flandern, aber ein grosser Teil des Kriegs spielte sich im Osten ab. Worum ging es? Um die Ukraine. Und als es 1939 wieder losging, verlagerte sich das Kriegsgeschehen rasch in die Ukraine, auf die Krim und in den Kaukasus.

Das ist alles lange her. Wieso ist die Ukraine immer noch ein Brennpunkt?

Wegen der Nato-Expansion. Ein aussergewöhnlicher Fehler. Der US-Senat hatte für die Ausdehnung der Nato gestimmt. Riesensummen sind ausgegeben worden. Erraten Sie, von wem? Von den Waffen- und Flugzeugherstellern. Diese fürchteten um ihre Märkte, und deshalb wünschten sie die Expansion der Nato. Einen wirklichen politischen Grund dafür gab es nie. Wie wir heute wissen, stand diese Expansion in direktem Widerspruch mit Versprechen, die den Russen am Ende des Kalten Kriegs gegeben worden wären. Eine Katastrophe, und das Ende ist nicht abzusehen.

Welches war 2018 die grösste Dummheit?

Meiner Meinung nach ist in Syrien viel Dummes geschehen.

Die US-Luftoffensive im April, zusammen mit Frankreich und Grossbritannien?

Ohne dass es Beweise dafür gab, dass die Assad-Regierung chemische Waffen gegen ihr eigenes Volk einsetzte.

Sie zweifeln daran?

Zweifel sind erlaubt. Ich sage: Wer dies für wahr hält, soll mir die Beweise zeigen. Ich habe keine gesehen.

Wenn wir schon bei Beweisen sind: Wer hat die Ermordung von Jamal Khashoggi im saudischen Konsulat in Istanbul Anfang Oktober befohlen?

Das wissen wir nun wirklich.

Alle zeigen mit dem Finger auf den saudischen Kronprinzen Mohammed bin Salman, aber die Beweise liegen nicht, für alle ersichtlich, offen auf dem Tisch.

Sagen wir es so: Ich glaube nicht, dass die Gewaltentrennung ein zentraler Teil der saudischen Verfassung ist. Wenn am saudischen Königshof etwas getrennt wird, dann wahrscheinlich mit der Knochensäge.

Wenngleich Mohammed bin Salman schwer unter Beschuss steht, begrüsst Putin ihn jüngst am G-20-Gipfel mit High-Five-Handschlag und einem Grinsen. Was sagen Sie dazu?

Putin ist eine düstere Erscheinung. Er ist von einer Organisation [dem Geheimdienst, die Red.] ausgebildet worden, die den Zynismus zu einer Kunstform gemacht hat. Wie kann jemand überrascht sein, dass er in der Ausübung der Macht zynisch ist? Was mich mehr beschäftigt, ist die frömmliche Heuchelei anderer Weltleader, die es Saudi-Arabien erlauben, sich so aufzuführen, wie es dies tut. Nicht bloss im Konsulat in Istanbul, sondern auch im Jemen-Krieg. Wir tun so, als ob es Leute mit sauberen Händen gäbe, die also nicht zynisch sind.

Auch 2018 wurde die Welt immer vielfältiger. Man sagt uns, dass es nicht zwei, sondern mehrere Geschlechter gibt. Schwer zu sagen, wie viele. Haben Sie eine Ahnung?

Ich habe beschlossen, abzuwarten, bis sich der Nebel lichtet.

Facebook bietet 60 Geschlechtsoptionen an: «Cisgender man», «Cisgender male», «Cis man», «Cis male» und so weiter.

Pech für mich, dass ich so früh geboren wurde. Zu meiner Zeit gab es bloss zwei. Ich habe nichts gegen Diversität, aber, hey, ich bin 67.

Sollte man sich diesem Genderwahnsinn nicht widersetzen?

Ich wüsste nicht, wie. Ich lache einfach darüber. Dies ist ein Sieg der Ideologie. Wer sich ihr in den Weg stellt, wird von Elefanten zerstampft.

Also einfach aufgeben?

Der politische Kampf über die kulturelle, sexuelle und moralische Revolution ging

«Riesensummen sind ausgegeben worden. Erraten Sie, von wem?»»

vor Jahrzehnten verloren, Mitte der 1960er Jahre – während jener Phase, in der die formell christlichen Länder jede ernsthafte Unterstützung für die lebenslange Ehe aufgaben. Alles danach ist eine Folge davon. Der Genderwahnsinn, die gleichgeschlechtliche Ehe: Sie sind keine Angriffe auf die heterosexuelle Ehe, sie sind die Folge von deren Kollaps. Das ist alles lange her.

Und sie haben mit dem Niedergang des Christentums zu tun?

Der Niedergang des Christentums in Europa war die Folge des Ersten Weltkriegs. Ich halte den Ersten Weltkrieg für das grösste Ereignis seit dem Fall des Römischen Reichs, nicht im Sinne von grossartig, sondern von seiner Grössenordnung her und wegen seiner Folgen. Er war ein Massenselbstmord des Christentums. Die letzte Episode des eu-

ropäischen Christentums war der berühmte Waffenstillstand, als deutsche und britische Truppen an der Front gemeinsam Weihnachten feierten und am nächsten Tag wieder zurück in die Schützengräben stiegen und aufeinander schossen.

Am 11. November trafen sich die Führer der Welt in Paris, um dem Ende des Ersten Weltkriegs zu gedenken. Kommentatoren meinten, die Weltlage heute erinnere an jene vor hundert Jahren. Wir leben wieder in Ungewissheit, Autokraten und Nationalisten erheben ihre Häupter.

Wer so etwas behauptet, reduziert den Ersten Weltkrieg auf eine Art freudsche Studie. Das war er nicht. Das Deutsche Reich beschloss, in Russland Land zu gewinnen, und um dies tun zu können, musste es zuerst Frankreich zerschlagen. Dies tat es dann auch. Ich halte mich an den Historiker Fritz Fischer, der darlegte, dass Deutschland den Krieg als einen Akt gewollter Politik angefangen hatte. Es war kein Naturereignis wie ein Erdbeben oder ein Gewitter, es war ein bewusster Akt menschlichen Willens.

Kehren wir zurück in die Gegenwart. Eben ist Frankreich wieder von einem Terroranschlag heimgesucht worden. Wo stehen wir im Krieg gegen den Terror?

Es ist ein Krieg, der nicht zu gewinnen ist. Deshalb dient er als ständige Ausrede. Wie der ständige Krieg in George Orwells «1984». Es herrscht immer Krieg, und dies dient als Vorwand für die Einschränkung bürgerlicher Freiheiten, die Ausweitung der Sicherheitsdienste, und der Krieg rechtfertigt Formen der Aussenpolitik, die sonst nicht akzeptabel wären. Ich gebe zu, dass wir einer existenziellen Bedrohung durch islamistische Terroristen gegenüberstehen. Sie können schreckliche Dinge tun, aber wir fügen uns durch unsere Gegenreaktion weit grösseren Schaden zu, als sie es tun.

Was tun also?

Das Einzige, was den Islamisten die Stirn bieten könnte, wäre die religiöse Alternative, das heisst das Christentum. Ich ziehe das Christentum intellektuell und moralisch dem Islam vor. Aber dies kann man nicht sagen, ohne sich dazu zu bekennen, nicht wahr? Das heutige Europa ist völlig säkular, und die Vereinigten Staaten, obschon sie einen Anstrich von Christentum haben, sind ebenfalls grundlegend säkular orientiert.

Nun aber zu etwas Erfreulichem. Nach einem wilden Wortgefecht reichten sich im Juni der amerikanische Präsident Donald Trump und der nordkoreanische Diktator Kim Jong Un überraschend die Hand. War das der Anfang einer friedlichen Zukunft. Oder hat Kim Trump ausgetrickst?

Weiss ich nicht. Vor einigen Jahren besuchte ich Nordkorea und kam zum Schluss, dass es ein verzweifelt Land ist, in dem die meisten



«Herzzerreissender Optimismus»: Mütter mit ihren Schulkindern im südafrikanischen Durban.



«Das Brexit-Gezänk macht mich krank»: May.



Zynismus als Kunstform: Putin (r.), bin Salman.

Menschen die meiste Zeit betrunken sind, was wahrscheinlich die einzige Möglichkeit ist, das Leben dort zu ertragen. Leben Sie an einem Ort, an dem es hin und wieder Überschwemmungen gibt?

Ja, an der Aare.

Dann wissen Sie, dass nach einer Überschwemmung Lachen in Bodensenken verbleiben, aus denen das Wasser nicht ausfliessen kann. Nordkorea ist eine solche isolierte Wasserlache. Es gibt kein Entkommen. Es kann die Japaner nicht um Hilfe angehen, weil die Koreaner wegen der Besetzung im Zweiten Weltkrieg diese fürchten und hassen. Die Nordkoreaner wollen China nicht, weil sie Angst haben, von China geschluckt zu werden. In der Wiedervereinigung mit Südkorea sehen sie keine Zukunft. Südkorea seinerseits fürchtet sich vor einer enormen Welle von ausgehungerten Flüchtlingen, falls es die Grenzen öffnen würde. Wovor Nordkorea panische Angst hat, ist eine amerikanische Intervention.

Wird Kim je seine Nuklearwaffen aufgeben?

Es gab eine Zeit, als Tyrannen unversehrt abtreten und sich mit ihrem Geld in die Schweiz absetzen konnten. Aber dann begannen wir, sie strafrechtlich zu verfolgen. Weshalb, um Himmels willen, sollte ein Tyrann, der zu Hause souveräne Immunität genießt, heute abtreten?

China ist die stille Weltmacht, der Riese, der aufgewacht ist. Es breitet seinen Einfluss über ganz Europa und andere Kontinente aus. Ist China eine Gefahr für die Welt?

China ist eine Gefahr für die Welt. Es exportiert Korruption, und es besteht kein Zwei-

fel daran, dass es durch seine Aktivitäten, vor allem in Afrika, im Begriff ist, alle westlichen Versuche, Korruption zu bekämpfen, zunichtemachen. Die Deals, die die Chinesen anbieten, scheinen anfänglich attraktiv, aber am Ende erschweren sie den andern das Leben. Ich glaube nicht, dass China je ein stabiles, freies Land wird. Seine Philosophie oder seine Natur, glaube ich, wird dies nicht zulassen. Was passieren könnte: Seine inneren Probleme nehmen derart zu, dass es wieder in einer Art Bürgerkrieg und Chaos versinkt. Dies ist für China die wahre Gefahr.

Drehen wir den Globus in Richtung Afrika. Was war 2018 die wichtigste Nachricht aus dem Schwarzen Kontinent?

Afrika ist eine enorme Tragödie.

Keine Hoffnung?

Tatsache ist, dass die Afrikaner, alle, Hoffnung haben. Wenn Sie nach Afrika reisen zu all den grässlichen Orten, in all die abscheulichen Slums, sind Sie verblüfft. Die Türen der jämmerlichen Hütten öffnen sich, und heraus kommen wunderschön herausgeputzte, sauber gekleidete Mädchen und machen sich auf den Weg zur Schule. Wie schaffen sie das? Ich bewundere die afrikanischen Mütter und ihren herzzerreissenden Optimismus.

Können wir ihnen irgendwie helfen?

Es gibt viele Leute, die politische Karriere gemacht haben, indem sie vorgaben, für die Armen zu sprechen.

In den USA regt sich eine sozialistische Bewegung. Und in Grossbritannien ist Jeremy Corbyn bei den Jungen sehr populär. Erleben wir ein Comeback des Sozialismus?

Der Sozialismus ging durch eine Transmutation. Die Sowjetunion hatte ihn auf eine

gewisse Weise eingefroren. In jener Zeit begriffen einzig sehr gescheite Leute wie Antonio Gramsci [Mitbegründer der Kommunistischen Partei Italiens, 1891–1937, d. Red.], dass das sowjetische Experiment gescheitert war. Er verstand, dass die Linke, wenn sie gedeihen wollte, einen anderen Weg finden musste, der hauptsächlich über eine Kulturrevolution führen würde. Ich glaube, dass es Gramsci war, dessen Ideen schliesslich in den Eurokommunismus mündeten. Die grossen kommunistischen Parteien von Frankreich und Italien, die den Eurokommunismus vertraten, sind heute mehrheitlich von der Bildfläche verschwunden. Der Eurokommunismus ist Teil der Politik der sozialistischen und sogar der christdemokratischen Parteien Westeuropas geworden.

Sie waren selbst einmal Trotzki.

Ja, in den 1960er und 1970er Jahren. Dinge, die mir damals ein wenig extrem erschienen, sind heute Teil der Politik der konservativen britischen Regierung. Ich denke, einer der grossen Triumphe des Sozialismus bestand darin, dass er sich in etwas anderes umwandelte. Die proletarische Revolution war für den Sozialismus nicht essenziell. Die ganze sowjetische Ära hat der sozialistischen Sache nur Schaden gebracht. Sozialisten mussten sich ständig für die Sowjetunion entschuldigen. Heute müssen sie dies nicht mehr tun.

Wie stehen die Chancen, dass das Vereinigte Königreich eine sozialistische Regierung erhält?

Sehr gut.

Was ist los mit Europas führenden Damen? Theresa Mays Posten wackelt. Die Macht der «eisernen Lady» der europäischen Politik, Angela Merkel, schwindet.

>>>



Lechzen nach Kritik: Banksy-A(u)ktion «Girl with Balloon» bei Sotheby's in London.



Comeback des Sozialismus: Ocasio-Cortez.

Merkel war nie eine «eiserne Lady». Ich hielt sie immer für überschätzt. Sie ist ein wandelnder Kompromiss, und deshalb stieg sie auf in ihre Führungsposition. Die Kommentatoren schreiben alle diese speichelleckerischen Artikel, in denen sie Merkel als die neue Margaret Thatcher feiern. Was für Ideen hat sie denn? Wofür steht sie?

Ist der wandelnde Kompromiss nicht die Kunst des Überlebens?

Nicht, meiner Meinung nach. Wenn du einen guten Kompromiss willst, gehst du doch nicht in eine Sitzung und bietest einen Kompromiss an, oder? Du willst, dass der andere sich bewegt. (Lacht) Dies ist meine Meinung, ich weiss nicht, wie Sie dies tun.

Sie sind keinen Deut besser als Putin...

Nein, bin ich nicht. Andererseits können Sie unbesorgt Ihren Kaffee weitertrinken. Sie dürfen sich ziemlich sicher fühlen.

Sie haben Ihr Büro hier im Northcliffe House, benannt nach einem der grössten Zeitungsmagnaten aller Zeiten. Wie sehen Sie eigentlich die Zukunft der Medien?

Die Zeitungen verlieren allmählich ihre Macht. Dies hat sich über lange Zeit abgezeichnet. Leute unter vierzig lesen kaum mehr Zeitungen. Und doch sind Zeitungen eigentlich einzigartig, weil sie Regierungen zur Rechenschaft ziehen können, wie dies kein anderes Medium zu tun imstande ist. Thomas Jefferson sagte bekanntlich: «Ich hätte lieber Zeitungen und keine Regierung als eine Regierung ohne Zeitungen.» Ich bin ganz auf Jeffersons Seite. Wie lange werden die Politiker noch vor uns Angst haben? Weil sie so schwer von Begriff sind, wird es wahr-

scheinlich noch eine Weile dauern, bevor sie es merken, aber früher oder später werden sie es realisieren.

Heute haben die Politiker mehr Angst vor Facebook als vor den Zeitungen. Stimmt's?

Ich weiss nicht, was Facebook tun kann. Twitter ist eine andere Sache. Twitter hat Macht. Twitter ist ein elektronischer Mob, und dies macht Angst.

Ist Trump dank Twitter gewählt worden?

Nein, Trump ist gewählt worden, weil die Demokratische Partei die einzige Person auf

«Merkel war nie eine «eiserne Lady». Ich hielt sie immer für überschätzt.»

der Welt nominiert hat, die ihn nicht schlagen konnte.

Wir haben über Weltpolitik geredet, aber es gab auch anderes, das die Welt 2018 bewegte. Im Oktober hat sich «Girl with Balloon», ein Werk des mysteriösen Banksy, das an einer Auktion bei Sotheby's in London einen Preis von einer Million Pfund erzielte, selbst geschreddert und zerstört. Was sagt uns dies über die heutige Kunstszene?

Ich sage Ihnen mal etwas über zeitgenössische Kunst, das ich von jemandem erfahren habe, der im Kunsthandel sehr involviert ist. Und ich sage es nicht, weil ich mich über meinen Einfluss wichtig machen will. Ich habe keinen Einfluss, aber ziemlich viele Leute lesen mich als «rechten Kommentator». Also: Leute wie Banksy oder Damien Hirst lechzen danach, von mir und meiner Zeitung [Mail on Sunday, d. Red.] angegriffen zu werden, weil es sich in der Kunstwelt

lohnt, von konventionell denkenden Leuten angegriffen zu werden. Solche Kritik steigert das Ansehen und den Preis ihres Kunstwerks. Nachdem ich dies erfahren hatte, schwörte ich mir hoch und heilig, dass ich nie wieder diese Art von Kunst kritisieren würde.

Damien Hirst muss also seinen ausgestopften Fisch ohne Ihr Zutun verkaufen?

Ja. Ich will diesen Typen nicht helfen, ihren Mist zu verkaufen. Das Leben eines konservativen Kommentators besteht mitunter darin, nicht auf Provokationen zu reagieren.

Das Jahr neigt sich dem Ende zu. Gibt es etwas, worauf Sie sich freuen?

Weihnachten. Ich liebe Weihnachten über alles.

Traditionelle Weihnachten mit allem Drum und Dran, mit Weihnachtsliedern?

Ich liebe Weihnachtslieder.

Singen Sie sie?

Ich bin nicht sicher, ob «singen» das richtige Wort ist. Ich mache mit. In meiner Heimatstadt haben wir eben erst etwas Wunderbares erlebt, in der Universitätskirche, St Mary the Virgin, im Zentrum von Oxford. Seit 1939 hat die Kirche, Sie könne sich vorstellen, weshalb, eine deutsche lutherische Gemeinde. Jedes Jahr am Adventssonntag gibt es einen gemeinsamen englisch-deutschen Gottesdienst, an dem die deutschen und englischen Adventslieder gesungen werden.

Und Sie singen auf Deutsch?

Ja. Das Lied heisst «Nun komm, der Heiden Heiland» [von Martin Luther, d. Red.]. Kennen Sie es? Es ist wunderschön.

Also ist nicht alles verloren?

Du lieber Himmel, nein. Es ist nicht alles verloren. ○



THE
ILLUSIONISTS
DIRECT FROM
BROADWAY

WEIHNACHTSWETTBEWERB FÜR MAGISCHE MOMENTE!

Gewinnen Sie eines von drei exklusiven Samsung-Hall-Gold-Packages für «The Illusionists» und geniessen Sie in Begleitung von drei Freunden die Magiershow als unsere VIPs. Tauchen Sie ein in die Welt von Illusionen und verblüffender Magie.

Das Package beinhaltet:

- 4 Sitzplatztickets der 1. Kategorie für «The Illusionists» am Freitag, 3. Mai 2019, 20 Uhr in der Samsung Hall Zürich
- Ein Apéro riche vor der Show inkl. Getränke für 4 Personen
- Member-Eingang
- Reservierter Parkplatz in der hauseigenen Tiefgarage (max. 2 PKWs)

Wie nehmen Sie teil? Schreiben Sie bis am 3. Januar 2019 eine E-Mail mit Ihrem Namen und dem Betreff «Weltwoche» an: promotion@samsunghall.ch

**Viel Glück und zauberhafte Weihnachtsmomente wünscht Ihnen
Ihr Samsung Hall Team**

Teilnahmebedingungen:

Teilnahmeberechtigt sind alle Personen mit Wohnsitz in der Schweiz, die bis am 3. Januar 2019, 23.59 Uhr per E-Mail teilgenommen haben. Unter allen Teilnehmenden verlost die Eventpark AG (Samsung Hall) 3 Samsung-Hall-Gold-Packages für je 4 Personen wie aufgeführt. Der/Die Gewinner/-in wird am 4. Januar 2019 persönlich benachrichtigt. Der Gewinn kann weder übertragen, umgetauscht, noch bar ausbezahlt werden. Wir haben keinen Einfluss auf eine Verschiebung oder einen Ausfall der Show. Bei Absage der Show entfällt der Gewinn. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Von der Teilnahme ausgeschlossen werden Personen, die sich mit unerlaubten Hilfsmitteln Vorteile verschaffen, z. B. Mehrfachteilnahmen. Die erhaltenen Personendaten werden nach Abschluss des Wettbewerbs gelöscht.

Die klügsten Köpfe des Jahres

«Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles.» Dieses Goethe-Zitat traf 2018 trotz Wirtschaftswunderjahr nicht ganz zu. Hier fünf Intellektuelle, die nicht nur über Geld nachdenken.
Von Christoph Mörgeli

Yuval Noah Harari, 42, Historiker — Nimmt man den Erfolg seiner Bücher als Gradmesser, gehört Professor Harari zu den Grössten unter den lebenden Schriftstellern (siehe *Weltwoche* Nr. 8/18 und Nr. 49/18). Ursprünglich Militärgeschichtler, lehrt der Autor von Büchern in Millionenauflagen im Grunde die gesamte Universalgeschichte an der Hebräischen Universität Jerusalem. Mittlerweile ist er aber zum bevorzugten Influencer eines weltweiten linksliberalen Publikums aufgestiegen und hat 2018 ein weiteres umfangreiches Werk veröffentlicht: «21 Lektionen für das 21. Jahrhundert». Entgegen der Meinung mancher Kritiker geht es darin um mehr als billigen Alarmismus einer bloss rabenschwarzen Apokalypse, den Untergang, Jobverluste und die Zerstörung jedes Liberalismus beschwörend. Yuval Harari ist nämlich überzeugt, dass die drei Menschheitsgeisseln Krieg, Krankheit und Hunger überwunden werden können. Beunruhigend hingegen ist Hararis Voraussage, dass durch Globalisierung und Digitalisierung, durch Informations- und Biotechnologie eine «Klasse der Nutzlosen» entstehe. Bedenklich stimmt auch seine tiefe Demokratieskepsis nebst der Überhöhung der Eliten oder seiner höchst anfechtbaren biologischen Weltansicht. Hararis Sätze gleichen Paukenschlägen und dröhnen im Kopf nach, manche sitzen wie ein Schlag in die Magengrube. Der Mann mit dem grossen, eindrücklich geformten Kopf und dem schwächlichen Körper sieht selber irgendwie aus wie ein mögliches menschliches Zukunftswesen. Er ist ausserdem Veganer, Tierfreund und ziemlich esoterisch angehaucht. Yuval Harari nimmt manches schwerer als andere, indem er sagt: «Das Leben ist anstrengend. Ich bin ausserdem schwul und Israeli, auch das kann anstrengend sein.»

Elisabeth Badinter, 74, Philosophin — Als im März dieses Jahres die 85-jährige Holocaust-Überlebende Mireille Knoll aus mutmasslich antisemitischen Gründen in Paris ermordet wurde, erhob auch Elisabeth Badinter ihre Stimme – und diese ist in Frankreich ausserordentlich einflussreich. Sie kritisierte sehr deutlich, dass aus falscher politischer Korrektheit der in den städtischen Vororten herrschende islamische Antisemitismus kein Thema sein dürfe, und kam zum bitteren Schluss: «Die Täter waren keine Rechten, sondern Muslime. Die Linke sah also keine Notwendigkeit, dagegen zu protestieren.» Die Philosophieprofessorin an der elitären Pariser Ecole polytechnique hat-

te eigentlich gar nie arbeiten müssen, hatte ihr Vater doch die Publicis Groupe S.A. gegründet, als deren Verwaltungsratspräsidentin sie noch heute amtiert. Für diesen Werbedienstleister mit 10 Milliarden Euro Umsatz arbeiten heute 77 000 Angestellte. Seit ihrem 22. Lebensjahr ist Elisabeth, geborene Bleustein-Blanchet, verheiratet mit dem Sorbonne-Rechtsprofessor und Ex-Politiker Robert Badinter, der 1981 als sozialistischer Justizminister mit einer bewegenden Rede die französische Todesstrafe beendete. Die Mutter von drei Kindern profilierte sich als überzeugte Feministin mit soziologischen, historischen und philosophischen Studien zu Themen wie Mutterliebe, weiblichem Ehrgeiz, Geschlechterrollen und Männlichkeit. Badinters neuestes Buch, «Maria Theresia. Die Macht der Frau», zeigt die Autorin als souveräne Kennerin des 18. Jahrhunderts und einer Monarchin, die wie Badinter selber Macht, Intellekt, Charme und Mutterrolle in sich vereinigt.

Rainer Zitelmann, 61, Unternehmer — Wenn jemand auch 2018 in Deutschland gegen den Strom schwamm, war es dieser erfolgsverwöhnte Buchautor und Unternehmer. Mit seiner jüngsten Veröffentlichung, «Der Kapitalismus ist nicht das Problem, sondern die Lösung» setzte Zitelmann 2018 einen markanten Gegen-

China ist mit seinem enormen Potenzial auf geistige Eliten angewiesen.

akzent zur Grossen Koalition von CDU und SPD, die immer weiter in Richtung Mitte-links taumelt. Ohne trockenes Theoretisieren und abseits jeder verbohrten Ideologie unternimmt der Autor eine Zeitreise durch fünf Kontinente. Unterhaltsam, spannend und durchaus mit Humor schildert Zitelmann eindrückliche Beispiele und lässt uns erkennen, warum nicht der Kapitalismus ein Missstand ist, sondern dass staatliche Eingriffe in den Kapitalismus die Missstände erst verursachen. Mit Wucht und überzeugenden Argumenten wird der erratische Mythos erschüttert, die Finanzkrise vor zehn Jahren sei die Folge einer entfesselten Marktwirtschaft gewesen. Wer so spannend schreibt, hat auch eine spannende Biografie: Der Frankfurter Pfarrerssohn Rainer Zitelmann war in seinem «früheren», jugendlichen Leben schon leidenschaftlicher Schreiber – da-

zu aber auch Maoist und Marxist. In seiner Dissertation (mit «summa cum laude» ausgezeichnet) entlarvte Rainer Zitelmann Hitler als Revolutionär und brach darauf radikal mit seiner bisherigen Weltanschauung. Er wurde liberalkonservativer Journalist für verschiedene Verlage, dann Kommunikationsberater, zunehmend erfolgreicher Immobilienunternehmer



Yuval Noah Harari



Élisabeth Badinter,

«Worte des Erfolges».

und Multimillionär. Vor zwei Jahren erlangte er in Wirtschaftswissenschaften seinen zweiten Doktor, nachdem er seine Werke «Setze Dir grössere Ziele!», «Reich werden und bleiben» oder «Worte des Erfolges» publiziert hatte. Zitelmann wagt es, wissenschaftlich fundiert den gesellschaftlichen Nutzen der vielgeschmähten «Reichen» aufzuzeigen, was mittlerweile bereits einer Provokation gleichkommt. Den selbstbewussten Bodybuilder und Selfmade-man plagen keine Selbstzweifel, auch wenn der FDP-nahe Intellektuelle von linken Kritikern immer wieder in die Ecke der «neuen Rechten» geschoben wird.

Chang Ping (Zhang Ping), 49, Journalist — China hat ein durchaus gespaltenes Verhältnis

zu seinen Intellektuellen. Einerseits ist das Land mit seinem enormen Potenzial auf geistige Eliten angewiesen, andererseits wittert die Regierung gerade bei den führenden Köpfen ständig Kritik und Opposition. Der hartnäckige Journalist, Schriftsteller und politische Kommentator Chang Ping nahm für seine unbeugsame Haltung gegenüber der herrschenden Kommunistischen Partei und ihren Funktionären schwere Nachteile und schliesslich das politische Exil in Kauf. Er gehört aber nach wie vor zu den wichtigsten kommentierenden Stimmen des Landes der Mitte. Unerschrocken spricht und schreibt Chang Ping über chinesische Tabuthemen wie Demokratie, Medienzensur, Frauenrechte, Regierungsversagen, Nationalismus beziehungsweise den Umgang mit

Chinas Minderheiten wie den Tibetern. So sicher es ist, dass die gegenwärtige chinesische Regierung manches gut und richtig macht, so klar steht auch fest, dass in China von Medienfreiheit keine Rede sein kann. Chang Ping verlor 2008 seine Funktion als stellvertretender Herausgeber der Wochenzeitung *Southern Metropolis Weekly*, weil seine kritische Sicht des Tibet-Problems von der politischen Führung als «separatistisch» verurteilt wurde. Trotzdem übte er weiterhin hartnäckige Kritik und verlor seine Funktion endgültig, wurde aber 2011 als Chefredaktor zur Internet-Zeitschrift *iSun Affairs* in Hongkong berufen. Man verweigerte ihm indessen das nötige Visum, so dass er die Gelegenheit dankbar wahrnahm, Zuflucht im Wohnhaus des früheren Nobelpreisträgers Heinrich Böll in Langenbroich zu finden. Heute lebt Chang Ping mit seiner Familie in Düsseldorf; er selber betätigt sich weiterhin als gefragter Kommentator Chinas in den Medien der westlichen Welt.

Frances H. Arnold, 62, Biochemikerin — Die diesjährige Nobelpreisträgerin ist die personifizierte Widerlegung des Vorurteils, Frauen und Naturwissenschaften könnten es nicht miteinander. Die Professorin am weltberühmten Caltech (California Institute of Technology) ist eine absolute Spitzenforscherin im Bereich der «gerichteten Evolution» (*directed evolution*) und die fünfte Frau auf der Liste der Chemie-Nobelpreisträger. Sie teilt diese Auszeichnung des Jahres 2018 mit zwei anderen Wissenschaftlern. Frances Arnold arbeitet seit den frühen achtziger Jahren an Katalysatoren, die in der Chemie Reaktionen beschleunigen können, welche der Herstellung von Heilmitteln genauso wie jener von Plastik dienen können. Weil Katalysatoren aber oft auch Giftstoffe enthalten, setzte sich die Amerikanerin zum Ziel, möglichst giftfreie, umweltfreundliche zu erzeugen. Sie arbeitet mit Enzymen beziehungsweise deren Mutationen, die gewissermassen die Katalysatoren unseres Körpers sind. Statt der natürlichen Evolution setzte die Forscherin zielsicher auf die gerichtete Evolution. Solcherart optimierte Enzyme erzeugen weniger unerwünschte Nebenprodukte und benötigen weniger umweltschädliche Schwermetalle. Arnolds kalifornischer Forschungsgruppe ist es gelungen, aus Zucker Isobutanol herzustellen – und damit Biokraftstoffe und umweltfreundlicheren Plastik. Die Enkelin eines US-Generals und Pazifikkriegs-Helden und Tochter eines Kerntechnikern protestierte in ihrer Jugend gegen den Vietnamkrieg und rebellierte gegen ihre militärfreundliche Familie. Danach absolvierte Frances Arnold eine erstaunliche Laborkarriere als Chemieingenieurin und Biochemikerin. Daneben hält sich die dreifache Mutter mit Tauchen, Wandern und Radfahren fit für immer neue Taten in ihrem berühmten Labor in Pasadena. ○

Rainer Zitelmann



Chang Ping (Zhang Ping)



Frances Hamilton Arnold



«Rechsteiner ist Blochers bester Mann»

Ignazio Cassis schlägt eine volksnähere Note in der Aussenpolitik an. Wie lebt es sich als Freisinniger in einem SP-dominierten Departement? Und gilt der Tessiner zu Recht als Hoffnungsträger der Rechten im Kampf gegen das Rahmenabkommen? Von Katharina Fontana, Philipp Gut und Ruben Wytttenbach (Bild)

Der Aussenminister empfängt nach der Bundesratssitzung in seinem Berner Büro. An der Wand hängt eine Weltkarte, auf der die diplomatischen Aussenposten auf allen Kontinenten markiert sind, der Blick zu den hohen Fenstern hinaus geht auf die Aare und die Alpen. Seit Ignazio Cassis vor gut einem Jahr sein Amt antrat, hat sich viel bewegt in der Schweizer Aussenpolitik. Der Uno-Migrationspakt und der Rahmenvertrag mit der EU sind die Aufregertemen der Saison. Cassis scheint die Klippen umschiffen zu wollen, indem er zuerst einen innenpolitischen Konsens herstellt. Etwas unklar blieb, wo er selbst steht. Im Gespräch mit der *Weltwoche* öffnet sich der schlaue Tessiner.

Herr Bundesrat, Sie sind wirken entspannt und heiter. Stimmt dieser Eindruck?

Es ist so, ich fühle mich wohl und bin zufrieden. Es fehlt nicht an Herausforderungen und Turbulenzen, die Arbeit ist spannend.

Das kann man auch von der Weltlage sagen, von Amerika über Europa und Russland bis in den Nahen und Fernen Osten tut sich Hochinteressantes. Welche Entwicklungen faszinieren und beschäftigen Sie persönlich?

An erster Stelle stehen selbstredend die Beziehungen zur Europäischen Union. Das ist, nebenbei bemerkt, der Hauptgrund, warum ich überhaupt dieses schöne Departement bekommen habe, ohne dass sich jemand anders vorgedrängt hätte. (*Lacht*) Daneben ist es der harte protektionistische Wind, der neuerdings bläst...

Vor allem über den Atlantik?

Ja. Der Traum eines grenzenlosen Weltmarkts ist dieses Jahr in die Ferne gerückt, das gibt mir zu denken. Das dritte Megathema ist die Uno, die sich zu einer Riesemaschine entwickelt hat und neue Wirksamkeit und Effizienz sucht. Wir müssen die Bemühungen des Uno-Generalsekretärs unterstützen, die Organisation wieder fit zu machen. Die Uno ist namentlich für kleine Länder wie die Schweiz unverzichtbar.

Sie sind in Ihrem ersten Amtsjahr durch mehrere erfrischend undiplomatische Äusserungen aufgefallen, haben das Uno-Hilfswerk für Palästinenser kritisiert, die EU als zu zentralistisch und den französischen Staatspräsidenten Emmanuel Macron als Ikone der Grande Nation bezeichnet. In Italien wurden Sie wegen Ihrer

Aussagen gar mit Lega-Chef Matteo Salvini verglichen. Provozieren Sie gerne? Oder waren das etwas naive Anfängerfehler?

Mit Naivität hat das nichts zu tun, sondern mit Authentizität: So redet Ignazio Cassis. Ich bin kein Chefdiplomat, sondern Politiker: Dieser Unterschied ist für mich zentral. Die meisten meiner ausländischen Kollegen sind Botschafter, die am Ende ihrer Karriere noch zum Aussenminister ernannt werden. Die beherrschen die Kunst des «Nichtgesagten». Ich bin hier als Bundesrat.

Ihr Departement gilt als links und ideologisch. Es scheint, dass Sie Dogmen des EDA hinterfragen und den Betrieb etwas aufmischen. Wie gross ist der interne Widerstand gegen Sie?

Jedes Departement hat seine Geschichte, das ist normal. Und man kann sicher nicht bestreiten, dass die SP im EDA stark vertreten ist. Diplomaten würden das vielleicht nicht so unverblümt sagen, aber das ist nun einmal eine Realität.

«Micheline Calmy-Rey hat dem EDA sehr erfolgreich ihren Stempel aufgedrückt.»

Wie stark färbt die parteipolitische Schlagseite auf die Arbeit des EDA ab? Spüren Sie, dass eine SP-Doktrin dominiert?

Meine Vorgängerin Micheline Calmy-Rey hat dem EDA sehr erfolgreich ihren Stempel aufgedrückt. Das hat sie hervorragend gemacht. Würde ich derselben Partei angehören wie sie, wäre ich hochzufrieden. Das war ihr gutes Recht: Als Bundesrat soll man in seinem Departement etwas bewegen können, sonst kann man ja gleich die Verwaltung regieren lassen.

Aber aus Ihren Worten kann man schliessen, dass es für Sie als freisinnigen Departementschef im EDA schwierig ist?

(*Lacht*) Sagen wir es so: Es ist sicher kein Sonntagsspaziergang, aber dennoch sehr anregend. Ich könnte Ihnen einige spannende Anekdoten erzählen.

Wir hören gerne zu – erzählen Sie!

Nur so viel: Vielen EDA-Mitarbeitern ist gar nicht bewusst, dass sie einer bestimmten Weltanschauung folgen. Sie passen sich der Mehrheit an und kommen auf diese Weise beruflich vorwärts. Diesen Herdentrieb zu brechen, das ist sehr schwer. Gleichzeitig merke ich aber,

dass es auch Mitarbeiter gibt, die die Dinge gerne einmal von einem anderen Standpunkt aus ansehen. Und wenn sie dafür die notwendige Anerkennung erhalten, wird es immer mehr von ihnen geben.

Es bilden sich Keimzellen des Widerstands?

Sie können das so nennen. Das ist aber keine Spezialität des EDA, auch andere Departemente sind parteipolitisch geprägt; wenn Karin Keller-Sutter Anfang Jahr das Justiz- und Polizeidepartement übernimmt, wird sie kaum ein freisinniges Bollwerk vorfinden. Als Bundesrat muss man mit den Leuten zusammenarbeiten, die bereits da sind. Man kann als Departementschef nicht einfach Leute entlassen und andere einstellen, die einem politisch näherstehen; ausgenommen ist der engste Stab. Das hat auch sein Gutes: Die Verwaltung mag einen mitunter zwar bremsen, im Gegenzug kann man auf sehr viel Know-how zugreifen. Zudem ist das System so stabiler, und Stabilität ist ein wichtiger Standortfaktor der Schweiz.

Kommen wir zu Ihrem wichtigsten Geschäft, dem Rahmenabkommen mit der EU. Ganz einfach gefragt: Warum braucht die Schweiz ein Rahmenabkommen?

Wegen einer Milliarde Franken pro Tag. So hoch ist der wirtschaftliche Austausch mit der EU.

Würde ein Nein zum Rahmenabkommen das Ende der Bilateralen einläuten?

Ja. Das heisst, ich selber würde das nicht so sehen, doch die EU sieht das so.

EU-Kommissar Johannes Hahn sagt, er sei davon ausgegangen, dass der Bundesrat – und insbesondere Sie als sein Verhandlungspartner – voll hinter dem Vertragsentwurf stünden. Nun sehe er sich getäuscht. Treiben Sie ein Doppelspiel?

Die Verhandlungen wurden stets innerhalb des vom Bundesrat beschlossenen Mandats geführt. Der Textentwurf enthält im Bereich der Personenfreizügigkeit Elemente (z. B. verkürzte Meldefrist, risikobezogene Kontrolle), die nicht verhandelbar waren und die als Angebot der EU zu verstehen sind.

Es fällt auf, dass Sie fast nur über den Lohnschutz reden, ob man die Acht-Tage-Regel vielleicht durch eine Vier-Tage-Regel ersetzen kann. Zu den institutionellen Änderungen, wie der Pflicht zur Übernahme von EU-Recht, die ja ungleich wichtiger sind, äussern Sie sich dagegen kaum. Betreiben Sie da nicht Camouflage? >>>



«Wir können stolz sein auf das, was wir sind»: Außenminister Cassis.

Keineswegs. Es ist einfach so, dass sich unterschiedliche Gruppen an unterschiedlichen Dingen stossen: Bei der SVP ist es die dynamische Rechtsübernahme, bei einem Teil der SP und den Gewerkschaften ist es der Lohnschutz. Doch was nützt es, Lohnschutz zu betreiben, wenn es am Ende keine Jobs mehr gibt? Immerhin haben wir nun endlich einen Vertragstext, für Spekulationen oder Fake News ist kein Platz mehr. Als ich vor einem Jahr das Amt angetreten habe, gab es keinen Abkommens-text. Wir haben uns in der Schweiz fast fünf Jahre lang gestritten über etwas, was niemand gesehen und niemand gelesen hatte! Das erinnert mich an die Figur des Bösewichts Voldemort in «Harry Potter»: «Der, dessen Namen nicht genannt werden darf».

Es waren aber nicht nur Gespenster, die man an die Wand gemalt hat. Was von links wie von rechts befürchtet worden war, dass die Schweiz die roten Linien bei den flankierenden Massnahmen oder der Unionsbürgergerichtlinie nicht einhalten kann, ist eingetreten.

Es stimmt: Wir konnten nicht alle Punkte durchbringen. Es ist so in jeder Verhandlung. Es war auch so bei den Bilateralen I und II. Das Gesamtergebnis muss stimmen. Und wer will, wird immer Gründe finden, das Rahmenabkommen abzulehnen.

Dank des Vertragstextes soll es nun keine Fake News mehr geben, sagen Sie. Doch ist die Zusicherung des Bundesrates, die Schweiz müsse sich nicht dem Europäischen Gerichtshof (EuGH) unterstellen und keine «fremden Richter» akzeptieren, nicht auch Fake News? Die Lösung mit dem Schiedsgericht ist doch weitgehend eine Farce.

Sie können mir sagen: Das Glas ist halbleer, und ich sage Ihnen, es ist halbvoll – wir haben beide recht. Wir müssen akzeptieren, dass die EU auf ihrem Territorium die Handelsregeln durch ihre eigenen Richter beurteilen lassen will. Auch sie will keine «fremden Richter». Möchte die Schweiz am EU-Binnenmarkt teilnehmen, wird sie sich an die europäische Rechtsprechung halten müssen. Die EU hat uns immerhin gewisse Ausnahmen zugestanden, so zum Beispiel bei der Voranmelde- oder der Kautionspflicht: Diese sind gegen die Dynamisierung und den EuGH «immun». Das Schiedsgericht wird stets dann zum Zug kommen, wenn es um gemeinsames Recht geht. Aber es ist klar: Wir wollen vor allem in den EU-Binnenmarkt exportieren, und dort gilt das EU-Recht, insofern wird der Europäische Gerichtshof eine bedeutende Rolle spielen. Es ist der Preis, den man zahlen muss, um erleichterten Zugang zu einem Markt mit mehr als 500 Millionen Verbrauchern zu haben.

Ein Blick in die Zukunft: In welcher Form könnte sich das Volk dereinst zum Abschluss des Rahmenabkommens äussern? Gäbe es ein fakultatives Referendum oder, wie bei der EWR-Abstimmung 1992, ein obligatorisches mit Volk und Ständen?

Diese Frage kann ich heute nicht mit Sicherheit beantworten. Das Rahmenabkommen hat sicher Verfassungsniveau, und man tendiert dazu, solche Verträge dem obligatorischen Referendum zu unterstellen. Klar ist auf jeden Fall, dass das Volk wird mitreden können.

Machen wir einen halben Schritt zurück. Es scheint, dass Sie einen neuen, demokratischen Stil in die Schweizer Aussenpolitik bringen. Heissumstrittene Fragen – Rahmenabkommen, Migrationspakt – sollen im Inland breit diskutiert werden. Das lässt zwei Deutungen zu: Sie handeln aus Überzeugung – oder aus Entscheidungsschwäche.

Ich handle einfach nach dem Motto «Aussenpolitik ist Innenpolitik». Für mich war zen-

«Es stimmt: Wir konnten nicht alle Punkte durchbringen. Es ist so in jeder Verhandlung.»

tral, dass der Bundesrat das Rahmenabkommen nicht einfach schicklich beerdigt. Das wollte er übrigens auch nicht, zumal viel erreicht wurde. Jetzt müssen wir unbedingt einen demokratischen Reifeprozess ermöglichen. Den Kantonen, Parteien, Sozialpartnern und dem Parlament die Gelegenheit geben, sich zu den heiklen Punkten des Abkommens zu äussern, damit wir eine konsolidierte Haltung erreichen. Was den Migrationspakt angeht: Ich will nicht, dass wir bei der Uno in New York eine Schweiz darstellen, die es so nicht gibt, eine Schweiz mit Zuckerguss sozusagen. Wir können stolz sein auf das, was wir sind, wir müssen uns im Ausland nicht anders präsentieren. Der Migrationspakt ist ein gutes Beispiel dafür, wie die Aussenpolitik hier den Draht zur Innenpolitik verloren hat. Und nicht nur in der Schweiz! Man hätte merken sollen, dass man eine so brisante Sache nicht unter dem Tisch halten und durchschmuggeln kann, sondern breit diskutieren muss. Das darf nicht mehr vorkommen.

Wo stehen Sie persönlich punkto Rahmenvertrag? Möchten Sie ihn unterschreiben?

Nein, heute nicht, denn wir haben bei den flankierenden Massnahmen und der Unionsbürgergerichtlinie keine Einigung erzielt. Eine Unterschrift ist erst dann denkbar, wenn die laufenden Konsultationen ein positives Resultat ergeben.

Was sagt die EU dazu, dass die Schweiz nicht paraphiert?

In Brüssel hat man natürlich eine gewisse Mühe, das zu verstehen.

Ihre Europapolitik des Aufschubs freut die Rechte. Was haben Sie der SVP vor Ihrer Wahl in den Bundesrat alles versprochen?

Entgegen all den Gerüchten, die dazu zirkulieren: Ich habe klar gesagt, dass ich für die Konsolidierung und Weiterentwicklung des bilateralen Wegs eintrete und dass in der Europapolitik sicher der grösste politische Unterschied zur SVP liegt. Ich habe nie etwas anderes versprochen als das, was im FDP-Programm steht.

Ob freiwillig oder nicht: Sie sind im Moment Blochers bester Mann.

Ich würde sagen, Paul Rechsteiner ist im Moment Blochers bester Mann.

Vielleicht freut sich die Rechte ja zu früh. Das Ziel Ihrer Konsultationen ist doch, die Linken ins Boot zu holen.

Es wird sicher einfacher sein, mit der Linken eine Allianz zu finden als mit der SVP. Die Volkspartei sieht ihre Daseinsberechtigung ja gerade darin, eine weitere Integration in die EU zu verhindern. Ich warte nun, dass SP und Gewerkschaften endlich ihre Forderungen zum Lohnschutz vorlegen. Die Linke hat europapolitisch in den letzten Monaten ja einen bemerkenswerten Schwenker vollzogen und sich von der feurigen EU-Beitritts-Befürworterin zur EU-Skeptikerin entwickelt. Plötzlich stellt sie die EU als libertären Klub dar – dabei ist die Union viel sozialer ausgestaltet als alle anderen Marktregionen der Welt.

Ein Dossier, das Sie von Ihren Vorgängern geerbt haben, ist die Kandidatur für einen Sitz im Uno-Sicherheitsrat. Was bringt es der Schweiz, wenn sie über militärische Einsätze mitentscheidet?

Die Schweiz gehört heute zu den bedeutendsten Mitgliedern der Uno, auch in finanzieller Hinsicht. Der Bundesrat ist der Meinung, dass die Schweiz eine wichtigere Rolle in der Weltpolitik spielen soll. Es ist klar, dass diese Idee nicht alle gleichermassen begeistert.

Sie selber, sind Sie begeistert?

Ich sehe mehr Vor- als Nachteile. Selbstverständlich sollten wir die Sache mit Zuversicht angehen.

Als italienischsprachiger Student in Zürich, so erzählten Sie einmal, fühlten Sie sich diskriminiert, weil Tessiner nicht als richtige Schweizer angesehen wurden. Wie sieht das heute im Bundesrat aus?

Im Bundesrat gilt die Regel, dass jeder in seiner Sprache sprechen kann, doch wie üblich gehen die Tessiner dabei vergessen. Das ist von den anderen aber nicht böse gemeint, und deshalb stört es mich nicht. Deutsch und Französisch sind die benutzten Sprachen. Sich ständig in anderen Fremdsprachen auszudrücken, ist anspruchsvoll, öffnet aber immer auch verschiedene Blickwinkel.

Sie wurden als Vertreter der italienischen Schweiz gewählt. Was können Sie konkret für die Tessiner tun, damit sie sich in der Bundesverwaltung nicht mehr als vernachlässigte Gruppe fühlen?

Allein die Tatsache, dass es mit mir einen italienischsprachigen Bundesrat gibt, hat dem Italienischen einen unglaublichen Auftrieb gegeben. In meinem Departement werden Notizen plötzlich auf Italienisch geschrieben, es gibt eine grosse Nachfrage nach Italienischkursen. Ich selber musste gar nichts unternehmen.

Der Bundesrat wird wahlweise als Wohlgefühl-WG oder als verkrachter Haufen geschildert. Wie nehmen Sie das Innenleben der Regierung wahr?

Ich finde es bewundernswert, dass eine Vollkoalition seit so vielen Jahren funktioniert. Wir gehen jeden Mittwoch ins Bundesratszimmer mit um 180 Grad verschiedenen Vorstellungen. Und doch finden wir Kompromisse und gehen oft zusammen Mittag essen. Die Spannung löst sich, wir gehen freundschaftlich auseinander. Dass wir diese riesigen Meinungsunterschiede nicht gewaltsam austragen, hat mit der Kraft der Institutionen zu tun. Die Menschen spielen eine Rolle, aber sie sind zum Glück klein gegenüber der Stärke unserer Institutionen.

Hat die Konkordanz eine Zukunft?

Diese Frage stelle ich mir manchmal. Was passiert, wenn der Wohlstand zurückgeht und die gewalttätigen Auseinandersetzungen um die Schweiz herum zunehmen? Und doch kann ich mir gar nichts anderes vorstellen als die Konkordanz. Sie ist eine Stärke der Schweiz, die wir bewahren müssen!

Es gibt unterschiedliche Vorstellungen darüber, wie heftig im Bundesrat gestritten werden soll. Eine vielleicht auch problematische Glanzzeit war die Ära von Pascal Couchepin und Christoph Blocher, als es oft richtig krachte. Gibt es so am Ende bessere Entscheide? Oder ist ein eher auf Harmonie angelegter Diskussionsstil förderlicher? Welches ist da Ihre Erfahrung?

Die NZZ hat mich im Wahlkampf als «knallharten Softie» betitelt. Manchmal bin ich im Gremium auch sehr direkt. Ich habe eine andere Kultur, und das ständige diplomatische Sprechen, obwohl alle wissen, wo der andere eigentlich steht, finde ich mühsam. Ich bin als FDPler gewählt worden und scheue es nicht, als solcher aufzutreten. Umgekehrt habe ich auch kein Problem mit anderen Meinungen: Wir Liberalen haben immer auch den Verdacht, dass die anderen recht haben könnten. Es braucht schon Begründungen, warum man eine bestimmte Meinung vertritt. Die Bundesräte sind keine Heili-

gen, die im luftleeren Raum über dem Planeten schweben und ihre unendliche Weisheit kundtun. Es sind sieben Männer und Frauen, die aus verschiedenen Ideenfamilien kommen und dafür gewählt worden sind. Manchmal muss man eine Kröte schlucken, manchmal siegt man. Aber wir müssen vor allem ehrlich miteinander sein. Schmutzige Spiele hinter den Vorhängen liegen nicht drin, die Lecks bei geheimen Dokumenten zum Beispiel müssen wir stoppen. Die Häufigkeit solcher Lecks ist ein Indikator dafür, wie ruhig oder unruhig das Klima im Bundesrat ist.

Was erwarten Sie von den beiden neuen Frauen im Bundesrat?

Mit Karin Keller-Sutter habe ich schon als Fraktionschef zusammengearbeitet, ich glaube, von unseren Charakteren her werden wir gut miteinander auskommen. Auch mit Viola Amherd habe ich bereits im Nationalrat gut zusammen gearbeitet. Sie ist solid und wird entlang ihrer Ideen politisieren.

Das gibt einen kurvenreichen Weg.

Das haben Sie jetzt gesagt. *(Lacht)*

Letzte Frage: Welche Ziele möchten Sie im nächsten Jahr unbedingt erreichen?

Im Departement haben wir uns drei Ziele gegeben: Erstens, eine aussenpolitische Vision 2028 zu entwickeln. Welche Gefahren, welche Chancen wird die Schweiz in zehn Jahren vorfinden? Entsprechend gestalten wir dann den Vorschlag für die neue aussenpolitische Strategie des Bundesrates. Ein zweites wichtiges Ziel ist die internationale Zusammenarbeit. Dort wollen wir unter anderem die Kooperation mit dem Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) und die Rolle der Privatwirtschaft stärken. Das dritte Ziel lautet, die Ausbildung im Departement zu verbessern, damit die Mitarbeiter besser verstehen, worum es geht. Wir sind in einer öffentlichen Verwaltung, aber das Verständnis für politische Prozesse ist noch nicht optimal.

Was ist Ihr persönlicher Wunsch für das neue Jahr?

Vielleicht, die Agenda etwas weniger zu strapazieren. Es ist nicht nachhaltig, in diesem Tempo zu leben. Ich bin jetzt fast immer jeden Tag bis zehn, elf Uhr abends unterwegs, meist auch am Wochenende. Das kann nicht zehn Jahre dauern. Es war der Fehler des Anfängers, allen zuzusagen, so interessant die Treffen im Einzelnen sind. Nach Weihnachten sieht meine Agenda schon etwas weniger schrecklich aus.

Also mehr rote Linien in Ihrer Agenda.

(Lacht) Ich muss wieder etwas Zeit für mich haben, joggen, ein Bier trinken mit Freunden. Man kann nicht nur «die Funktion» sein. Zu Beginn ist die Begeisterung gross, das Adrenalin pumpt, aber das ist auf Dauer nicht haltbar. Man muss den richtigen Ausgleich finden. Dass ich Arzt bin, hilft mir dabei.

Mein
MONDOVINO
WEINCLUB



Der Weinclub für Geniesser

Tauchen Sie ein in die Welt von Mondovino und profitieren Sie von exklusiven Weinen, Aktionen und den Tipps von Jan Schwarzenbach, Master of Wine.

mondovino.ch/vorteile



coop

Für mich und dich.

Unbedingt selbstbewusst

Eine Torschützenkönigin, die ehemalige First Lady, ein älplerischer Granitschädel und Akronym-Politikerinnen, die an die Macht drängen: Das sind die Frauen des Jahres.

Von Claudia Schumacher

Die Überlebende: Nadia Murad — Drei Monate als Gefangene des Islamischen Staates gefoltert, verprügelt und permanent vergewaltigt: Nadia Murad, heute erst 25 Jahre alt, hat Unglaubliches überlebt. Nun hat sie den Friedensnobelpreis für ihr Engagement gegen sexuelle Gewalt als Kriegswaffe erhalten.

2014 lebte Murad noch mit ihrer jesidischen Familie in einem kleinen Ort namens Kodscho im Norden Iraks – bis im August die Truppen des IS einfielen, Frauen und Kinder gefangen nahmen und ansonsten jeden abschlachteten, der nicht sofort zum Islam übertrat. Männer wurden geköpft, und viele von denen, die flüchten konnten, verdursteten unterwegs. Mädchen wurden als Beute genommen und dienten den IS-Männern als Belohnung, zur Triebabfuhr. Murad brachten sie nach Kurdistan. Noch heute sind Tausende Jesiden auf der Flucht oder in Gefangenschaft.

Als Murad ihren Peinigern entkommen konnte, hielten bereits die Kameras auf ihr Gesicht: Sie wurde gestützt und schrie wie ein verwundetes Tier in den Himmel, ganz blass, von der Sonne geblendet, japste nach Luft, als hätte sie sich aus einem Sarg befreit. Heute lebt sie in Deutschland und kämpft als Uno-Sonderbotschafterin gegen den IS und für Jesiden und Frauen auf der ganzen Welt, die als Kriegsoffer sexuelle Gewalt erleiden.

Die Stürmerin: Ada Hegerberg — Nun haben all die kleinen Fussballnarrinnen der Welt ein glamouröses Vorbild: Mit der Norwegerin Ada Hegerberg erhielt erstmals eine Frau den Ballon d'Or. Ein Sexismuskandal folgte auf dem Fusse: Der Moderator fragte die Sportlerin im goldenen Kleid, die zufällig auch schön ist, ob sie twerken könne – also: mit dem Hintern wackeln. Was die Stürmerin gewohnt cool parierte, mit einem knochentrockenen: «No.» Während dieser absurde Minidialog weltweit diskutiert wurde, wies Hegerberg vor allem darauf hin, dass es ein fantastischer Tag für den Frauenfussball gewesen sei und sie sich riesig über die Auszeichnung freue.

Ada Hegerberg hat mit ihren 23 Jahren fast 300 Tore geschossen. 2014 wechselte sie vom norwegischen Verein Kolbotn IL zum französischen Meister Olympique Lyon. Bereits im ersten Olympique-Jahr gewann sie das sogenannte Double aus Meisterschaft und Pokal. In ihrer zweiten Saison gewann sie das Triple: Als Torschützenkönigin mit 33 Toren in 21

Spiele – mehr Tore als Ronaldo im selben Jahr – holte sie wieder die Meisterschaft und den Pokal, und Lyon gewann darüber hinaus die Uefa Women's Champions League im Elfmeterschiessen gegen den VfL Wolfsburg.

Die Ausnahmespielerin verhalf Olympique in diesem Jahr zum dritten Mal zum Sieg der Champions League, woraufhin ihr Vertrag bis 2021 verlängert wurde – ein Novum in der Geschichte des Frauenfussballs.

Die Kanzlerkandidatin: AKK — Manchmal kann ein komplizierter, emanzipierter Doppelname einer Frau viel Spott einhandeln – und ein cooles Akronym. Beides geschehen im Fall der neuen CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer, deren Nachname für ausländische Politiker kaum aussprechbar sein wird, sollte sie eines Tages Kanzlerin werden. AKK hingegen: Das klingt mächtig, fast martialisch. Siegreich war AKK gegen den schneidigen Friedrich Merz – wenn auch nur mit einem knappen Sieg in der Stichwahl.

Dass eine Frau die Macht an eine Frau weitergibt, ist historisch. Dass AKK mehr als ein Abklatsch Merkels ist, wird sie beweisen müssen. AKK gilt als Vertraute der Kanzlerin und stützt deren Kurs in der Flüchtlingspolitik. Auch im Auftreten erinnert die Katholikin aus dem Westen an die protestantische Pasto-

Dass eine Frau die Macht an eine Frau weitergibt, ist historisch.

rentochter aus dem Osten: Beide Frauen wirken zutiefst uneitel, geerdet und unbedingt selbstbewusst. Gleichzeitig ist es schwierig, einem Menschen mit solchen Charaktereigenschaften die Eigenständigkeit absprechen zu wollen. AKK strahlt eine zentrierte Kraft aus – auch ohne Merkel-Raute vor dem Bauchnabel.

Die Berufspolitikerin trat mit neunzehn Jahren der CDU bei, engagierte sich zunächst bei der Jungen Union und glitt direkt nach dem Studium der Politikwissenschaften in eine Karriere als Vollzeitpolitikerin. Im Saarland arbeitete sie im Innenministerium, dann im Kultusministerium sowie im Arbeits- und Sozialministerium. Sieben Jahre lang war sie saarländische Ministerpräsidentin und seit Februar 2018 Generalsekretärin der CDU bis zu ihrer Wahl zur Vorsitzenden. Als Katholi-

kin ist AKK in manchen Fragen konservativer als Merkel, was sich etwa in harten Äusserungen gegen die Ehe für alle zeigte (als Nächstes komme die «Heirat unter engen Verwandten oder von mehr als zwei Menschen»). Mit ihrem Mann, einem Bauingenieur, hat AKK drei Kinder, um die sich Herr Karrenbauer mittlerweile als Hausmann kümmert.

Die Neu-Bundesrätin: Karin Keller-Sutter — 1988 kandidiert eine 24 Jahre alte Frau mit militärisch kurzem Haar in Wil für den Gemeinderat – und verliert. Vier Jahre später versucht sie es erneut. Und gewinnt. Mit sehr gutem Ergebnis: 1235 Stimmen. Im Wahlkampf liess sich KKS, Karin Keller-Sutter, damals in der *Wiler Zeitung* mit ihrem Hund ablichten, dazu tat sie den Ausspruch: «Wie mein Hund lasse auch ich mir keinen Maulkorb anlegen!» Damals sah sie ein bisschen aus wie die junge Sinéad O'Connor. Heute hängt ihr eher das Image einer Helene Fischer an: eine kontrollierte Leistungsmaschine ohne offenkundige Fehlritte, kühl und perfekt.

Bedenkt man, wie oft Spitzenpolitikerinnen Angriffen auf ihr Äusseres ausgesetzt sind, wird ihre betonierte Schönheit verständlicher: als Schutzpanzer. Zu einer Freisinnigen passt ihr heutiger Stil allemal. Auf manche wirkt so viel Perfektion in Auftritt und Rede fast unheimlich. Einen glatten Aufstieg hat sie hingelegt: Gemeinderätin, Kantonsrätin, Regierungsrätin, Polizeichefin, Ständeratspräsidentin – Bundesrätin und Justizministerin ab kommendem Januar, Dossier: Migration und Asylwesen. Berühmt wurde KKS als «eiserne Asyl-Lady», die sich für das neue Asyl- und Ausländergesetz engagierte, einen konsequenten Vollzug in ihrem Kanton durchsetzte und Integrationsvereinbarungen mit Ausländern einführte. Für ihre Härte wurde sie kritisiert – zuletzt scheute KKS alle Kommissionen, die mit Ausländerpolitik zu tun hatten. Es ist noch unklar, welche Überzeugungen sie 2019 als Justizministerin vertreten wird.

Als Keller-Sutter damals ins Wiler Stadtparlament gewählt wurde, sagte sie, es sei ihr ein Anliegen, «dass Parteizwiste in den Hintergrund gestellt werden». Als sie nach ihrer Wahl zur Bundesrätin Mitte Dezember am St. Galler Hauptbahnhof gefeiert wurde, sagte sie, eine «Bundesrätin des Dialogs» wolle sie werden. Kommunikation gehört zu den Stärken der gelernten Dolmetscherin. Wegbegleiter ihrer Anfangsjahre sagten ihr aufgrund ihrer Eloquenz schon damals eine grosse Karriere voraus.



Michelle Obama



Karin Keller-Sutter



Sophie Hunger



Nadia Murad



Annegret Kramp-Karrenbauer



Ada Hegerberg

Witz, Charme und Klasse: Leistungsträgerinnen 2018.

Präsidentin der Herzen: Michelle Obama — «I'm gon' always be the best thing you never had», singt Beyoncé in einem Lied: «Ich werde immer das Beste sein, das du niemals hattest.» Das trifft die Gemütslage der grossen Fan-Gemeinde Michelle Obamas. Viele wünschen sich die coole Anwältin und frühere First Lady im Präsidentenamt, doch sie erteilt eine klare Absage: «Ich möchte keine Präsidentin sein. Es war nie mein Weg, Politik zu machen. Es ist einfach passiert, dass ich jemanden geheiratet habe, dessen Leidenschaft die Politik ist. Nur weil er das mag, heisst das nicht, dass auch ich das mag», sagte sie während der Promo-Tour zu ihrer gerade erschienenen Autobiografie «Becoming – Meine Geschichte» – die im Handumdrehen zum Bestseller des Jahres avancierte.

Darin schreibt Obama über so Intimes wie Eheberatung und eine Fehlgeburt. In Chicago sprach sie vor mehr als 20 000 Menschen mit

Moderatorinnenlegende Oprah Winfrey. Das Haar Hollywood-glamourös, dazu grosser Schmuck und ein Zweiteiler ganz in Weiss: Glamour vom Scheitel bis zu den High Heels, so plauderte Obama aus dem Nähkästchen. Ihre Geschichte vom armen, schwarzen Mädchen, das First Lady wurde, ist eine moderne Aschenputtel-Story. Mit Obama als Selfmade-Aschenputtel, das bereits erfolgreiche Anwältin mit je einem Abschluss von Princeton und Harvard war, als es dem Praktikanten Barack begegnete. Auf ihrer Buchtour scheint Obama, die Weltbestsellerautorin und Netflix-Produzentin, endgültig in der Rolle aufzugehen, in der sie gelegentlich schon im Weissen Haus glänzte: als Popstar mit Witz, Charme und Klasse.

Die Verwunschene: Sophie Hunger — Die eigenwilligste Musikerin der Schweiz tourte in diesem Jahr mit «Molecules», ihrem neuen Album, durch Europa – die Konzerte waren

reihenweise ausverkauft. Hunger hat in Frankreich, Deutschland, den Niederlanden, aber auch in Grossbritannien eine Fan-Gemeinde, die sie fast kultisch verehrt – und natürlich in der Schweiz.

Wer sie einmal getroffen hat, merkt, dass das Knistern ihrer Musik mit einem spannungsreichen Charakter einhergeht. Die Frau lebt den Widerspruch: Sie singt wie ein hypersensibles Mädchen, aber wenn sie erzählt, klingt sie eher wie ein rauer Bursche. Sie macht diese streichelzarte, verträumte Musik, gibt dann aber Abend für Abend Konzerte wie eine zuverlässige Schwerstarbeiterin. «Das Geschlecht Hunger, die Linie meiner Mutter», sagt sie selbst über ihre Robustheit auf Tour, «kommt aus Graubünden. Wir sind Walser, unausrottbare Naturen mit älplerischem Granitschädel.» Wenn sie und die Bandkollegen feiern, sei sie immer die Letzte, die das Licht ausmacht. ○

«Es ist gut, dass es uns gibt»

Fabrice Hadjadj hat jüdische Eltern, trägt einen arabischen Namen und ist zum Katholizismus konvertiert. Er zählt zu den führenden französischen Philosophen, lebt aber mit seiner Frau und seinen acht Kindern in der Schweiz. Ein Gespräch über die beiden Themen, die ihn bewegen: Gott und die Welt. *Von Jürg Altwegg*

Den ersten Termin musste er platzen lassen: Ein Lehrer war ausgefallen, als Direktor des renommierten Bildungsinstituts Philanthropos übernahm er selbstverständlich dessen Lektionen. Fabrice Hadjadj, 47, bezeichnet sich als «französischen Juden mit einem arabischen Namen und katholischem Glauben». Er hatte in Paris politische Wissenschaften studiert. Er ist mit der Freiburger Schauspielerin Siffreine Michel verheiratet, das Paar hat acht Kinder im Alter zwischen acht Monaten und fünfzehn Jahren. Fabrice Hadjadj hat mehr als fünfzehn Essays veröffentlicht, die in verschiedene Sprachen übersetzt worden sind. Auch ein paar Theaterstücke hat er geschrieben. Kürzlich veröffentlichte er eine CD mit eigenen Songs, gelegentlich gibt er Konzerte. Für das erste Interview mit einer deutschsprachigen Zeitung nahm er sich einen ganzen Nachmittag Zeit.

Herr Hadjadj, was erzählen Sie Ihren Kindern unter dem Christbaum?

Weihnachten ist ein Fest, an dem sich die ganze Welt vor einem Kind verneigt und schweigt. Es besteht die Gefahr, dass die Erwachsenen selber kindisch, ja richtig infantil werden. Man zündet Kerzen an, alles wird dekoriert, in Weiss und Rosa und mit Zucker überzogen. Man reduziert die Kindheit auf eine Art Einfalt. Aber Weihnachten ist etwas ganz anderes.

Erzählen Sie.

Drei Tage nach der Geburt von Jesus kam es zum Massaker der Unschuldigen, der von Herodes angeordneten Tötung aller männlichen Kleinkinder in Bethlehem. Unser Weihnachtskitsch wird dem nicht gerecht. Das Kreuz ist schon in der Krippe präsent. In der mittelalterlichen Malerei sind die Windeln wie ein Leichentuch dargestellt. Das auszudrücken, überfordert unsere Fähigkeiten heute. Wir sind zum Stammeln verurteilt. An Weihnachten ist es ganz besonders schwierig, zu den Kindern zu sprechen.

Wie erlebten Sie Weihnachten als jüdisches Kind?

Wir begingen nicht einmal Chanukka, das jüdische Fest des Lichts. Mein Vater verkleidete sich einfach als Weihnachtsmann und brachte mir Geschenke. Es war ein Akt des Konsums. Heute, als Katholik, sage ich: Man muss das Weihnachtsfest feiern.

Warum eigentlich?

Ein Fest ist ein Bekenntnis zum Leben. Die Weihnacht ist der Geburtstag, der alle anderen Geburtstage rechtfertigt. Und zum Fest gehört immer dieses tiefe Bewusstsein: Es ist gut, dass es uns gibt.

Das hätten Sie auch im Judentum finden können.

Ich bin ja nicht einfach vom Juden zum Christen geworden. Meine Eltern waren Maoisten. Zu Hause lasen wir nicht die Thora, sondern Literatur, die meist antiklerikal war, Emile Zola zum Beispiel, aber auch Karl Marx. Sehr schnell habe ich mich für Nietzsche interessiert, dem ich sehr viel verdanke. Er hat den «Antichrist» geschrieben. Über diese Dichter und Philosophen, die das Christentum bekämpften, bin ich zum Christentum gekom-

men. Später entdeckte ich den katholischen Schriftsteller Léon Bloy: Es gibt einen Katholizismus, der nicht fade ist – dem eine gewaltige Kraft innewohnt.

Lasen Sie auch die Bibel?

Wenn man Schriftsteller werden will, ist man unweigerlich mit diesem Buch der Bücher konfrontiert. Die Bibel ist das Fundament der Literatur. Man kann keine Seite von Proust lesen, ohne sie im Hinterkopf zu haben. Bei den Propheten habe ich die Gewalt und die Macht des Wortes entdeckt. Vor allem wurde mir bewusst, dass sich die Kritik an der Religion in der Religion selber befindet. Die Kritik aus ihrem Innern ist radikaler als jene der Atheisten.

Das unterscheidet das Christentum vom Islam?



«Nichts kann eine Konversion erklären»: Autor Hadjadj.

Ja, das Christentum und das Judentum. Ihre Selbstbeziehung unterscheidet sie vom Islam. Bei beiden handelt es sich um Religionen, die ihr eigenes Scheitern voraussagen. Sie machen die Pose des triumphierenden Eroberers unmöglich und bieten keine Lösungen an.

Bereits als angehender Schriftsteller waren Sie mit Michel Houellebecq befreundet.

Wir kennen uns seit 1993, noch bevor er «Ausweitung der Kampfzone» schrieb – und vor meiner Bekehrung. Houellebecq wohnte in einer Sozialwohnung und hatte ein katholisches Magazin mit Messetexten und Gebeten für den Morgen und den Abend abonniert. Er war, was ich damals nicht wusste, Katechumene, er trat der Kirche gegen den Willen seiner Eltern bei.

Wie dachten Sie über seinen Hang zum Religiösen?

Ich spottete darüber. Wir stritten über Paulus, und ich warf ihm alle Klischees an den Kopf: von Paulus dem Frauenverächter, dem Erfinder des Antisemitismus – ein Glamour-Apostel ohne jeden Sinn für soziale Gerechtigkeit. Wir haben kürzlich

wieder mehrere Abende miteinander verbracht.

Worüber redeten Sie?

An einem Abend trank Michel viel Whisky. Dann holte er seine Bibel hervor und las mir mit Tränen in den Augen den ersten Brief des Johannes vor. Michel verfügt über eine fast kindliche Sensibilität. Eine Revolte gegen den Tod treibt ihn an. Es ist für ihn unerträglich, dass ein Freund stirbt.

Sie wollten beide Schriftsteller werden.

Wir machten die Literaturzeitschrift *Objet perdu*. Houellebecq kam von der Sozialkritik, er kannte die Welt der Arbeit. Ich stand unter dem Einfluss von Heidegger, mich beschäftigte die Frage der Technik. Wir machten ein Heft über das Ende der menschlichen Gattung: Sie verschwinde durch Auslöschung oder Mutation. Ich war noch kein Christ, aber mich beschäftigte bereits das Verschwinden des Menschen. Davon handeln Houellebecqs «Elementarteilchen» und «Die Möglichkeit einer Insel».

Sie haben keine Romane geschrieben?

Doch. Mein erster hatte den Titel «Silence H», H wie mein Name, natürlich in Anlehnung an den K. von Kafka. H war eine leicht weiche Figur, gekennzeichnet von einer grossen inneren Leere. Im Roman verliebt sich H in eine Zirkusdompteurin und entdeckt einen Kinderhandel für genetische Manipulationen, bei dem Monstren produziert, verkauft und auf Jahrmärkten oder im Zirkus gezeigt werden. Nach meiner Taufe im Alter von 27 Jahren habe ich drei Romane verbrannt.

Warum wurden Sie Katholik?

Weil die Vögel singen und die Frauen schön sind. Nichts kann eine Konversion erklären. Es handelt sich um ein Ereignis, das geschieht. Es ist nicht voraussehbar, es gibt keine ausschliessliche Kausalität. Im Nachhinein ist sie eine Evidenz. Ich war ziemlich eifrig, wie viele Konvertiten. Heute bin ich gelassener.

Und ein besserer Mensch geworden?

Ich weiss es nicht. Ich habe sehr viel bekommen, das Beste, ich stehe in der Pflicht. Ich begehe keine fleischlichen Sünden mehr, aber vielleicht andere und subtilere, die schlimmer sind. Man muss jeden Tag wachsam bleiben und seine Lektion in Demut bekommen. Meine Taufe setzt sich in meiner Ehe fort, die genauso wichtig ist.

Was verdanken Sie der Ehe?

In der Ehe habe ich den Bezug zur Wirklichkeit gefunden, den ich immer suchte. Meine literarische Leidenschaft, meine intellektuellen Fähigkeiten hätten mich in die Abstraktion führen können: zu einem Leben in der Welt der Ideen, ohne Bezug zur Realität. Heute bin ich Vater von acht Kindern, durch sie spricht Christus zu mir. Ich glaube an eine weltliche und fleischliche Spiritualität. Ein Priester hat ein Bild von Maria – wer verhei-

ratet ist, hat seine Frau. Ich brauche an Weihnachten keine Krippe, ich muss das Jesuskind nicht bewundern. Vor meiner Heirat betete ich oft, fast wie ein Mönch. Ich tue es immer noch, aber sehr viel weniger intensiv.

Wie hat die Ehe Ihr Leben sonst noch verändert?

Meine Frau ist Schauspielerin und jedes Jahr einen ganzen Monat lang abwesend. Ich

«Weihnachten ist ein Fest, an dem sich die ganze Welt vor einem Kind verneigt und schweigt.»

kümmere mich allein um die Kinder und koche für sie. Ich mache alles ausser der Wäsche. Der Wickeltisch ist für mich einer der wichtigsten Orte dieser Welt. Hier erlebe ich Momente der Gnade und der reinen Lebensfreude. Ich könnte einen Essay über die Spiritualität beim Windelwechseln schreiben.

Sie sind einer der wenigen katholischen Intellektuellen. Wollen Sie sich, wenn die Kinder grösser sind und Sie mehr Zeit haben, stärker in die Kirche einbringen?

Nein, denn mich stört es, wenn Laien die Aufgaben der Priester und die Macht in den Kirchen übernehmen wollen. Wir brauchen das nicht. Wir sind als ganz normale, durchschnittliche Katholiken wichtig. Wir beten vor dem Essen. Warum eigentlich nicht vor dem Beischlaf? Ich glaube, dass es im Bereich der weltlichen Spiritualität ein Bedürfnis gibt. Da sehe ich für die Kirche eine grosse Zukunft.

Wie sehen Sie denn Ihre Rolle?

Ich arbeite. Wenn man mir eine Frage stellt, versuche ich, eine Antwort darauf zu finden. Wenn man mir keine Frage stellt, lässt mein Nachdenken nach.

Im französischen Wahlkampf brachte man Sie mit François Fillon in Verbindung. Sie schreiben im konservativen *Le Figaro*.

Als Fillon die Vorwahl gewann, entdeckte man hinter ihm die rechtskatholische Vereinigung Sens commun. Sie ist mir eher suspekt. Die *Libération* machte eine Titelgeschichte: «Achtung, Jesus kehrt zurück». Die Zeitung präsentierte mich als den «Meisterdenker» von Fillon, mit dem ich aber nichts zu tun habe. Sein Wahlkampfteam wollte mich darauf in die Kampagne einbinden, was ich ablehnte. Ich stehe nicht rechts.

Sie sind auch kein Linker.

Auch nicht. Aber Katholiken können heute nur in rechten Zeitungen schreiben. Bei der *Libération* habe ich Schreibverbot, man hält mich für einen reaktionären Faschisten. In *Le Monde* konnte ich einmal zu einem konkreten Thema Stellung nehmen. Beim *Figaro* bin ich willkommen, und deshalb identifiziert man mich fälschlicherweise mit seiner politischen Linie. >>>

Sie plädieren für die Auferstehung des Politischen.

Im 18. Jahrhundert wurde das politische Bewusstsein der Menschen über den Begriff der Demokratie erweitert. Gleichzeitig begann die Reduktion der Politik auf die Ideologie. Nazismus und Kommunismus übernahmen die Rolle der Religion. Hitler war ein grosser Ästhet, er liebte Wagner, Shakespeare war ihm lieber als Goethe, übrigens zu Recht.

Und gleichzeitig setzte er seine mörderischen Pläne um ...

Aber er wollte eben nicht nur mit der Gestapo und den Gaskammern regieren, sondern auch mit den Berliner Philharmonikern und der Architektur. An seinem Todestag sollte das Radio die Musik von Anton Bruckner, dem Katholiken, senden. Die Uniformen der Nazis waren klasse: Hugo Boss. Hitler wollte das Volk wie eine Materie formen. Er hat die SA und die SS nach den Mustern der Technik fabriziert. Die Ideologisierung und die Technokratie haben die Politik zerstört. Auch das Europa von Brüssel hat sich nicht vollständig vom Hitlerismus losgelöst. Ein weiterer Faktor der Zerstörung ist die Macht der multinationalen Konzerne. Viele Politiker sind Marionetten der Hochfinanz, und das kann man auch in Frankreich beobachten, am besten bei Macron.

Zelebrieren die *gilets jaunes* die Auferstehung des Politischen?

Sie symbolisieren den Tod der Politik.

Weshalb?

Es handelt sich um eine echte Volksbewegung ausserhalb der Parteien. Aber die Auferstehung des Politischen kann nicht auf der Strasse erfolgen. Sie muss aus neuen Beziehungen zwischen den Menschen

«Wir beten vor dem Essen. Warum eigentlich nicht vor dem Beischlaf?»

in ihren Gemeinschaften, in ihren Familien entstehen. Die Gelbwesten sind Menschen, die ihren Platz in der Gesellschaft verloren haben. Sie verkörpern dieses Frankreich an den Rändern nicht nur in geografischer und sozialer Hinsicht, sondern sie haben tatsächlich kein Lebenszentrum, kein Zuhause und keine Zugehörigkeit mehr. Martin Heidegger hat das auf den Begriff der Heimatlosigkeit gebracht.

Heidegger?

Er bleibt trotz seiner Nazi-Verstrickung ein grosser Denker. Man findet das Thema der Heimatlosigkeit auch bei Chesterton, der beschreibt, wie die Menschen ihr Zuhause verloren haben. Aber sie wussten, dass sie Irrende waren. Um sich im Exil zu



Tod der Politik: *gilets-jaunes*-Demonstrant.

fühlen, muss es ein Zuhause geben. Man kehrt im Leben nicht unbedingt wie Odysseus nach Hause zurück. Äneas hat ein neues Vaterland begründet. Abraham verlässt sein Land, um ein neues zu finden.

Und die Gelbwesten?

Gilets jaunes sind Warnwesten, die man anziehen muss, wenn man am Strassenrand verloren ist und riskiert, überfahren zu werden. Auf die das Licht reflektierende Streifen genäht sind, damit man uns in der Dunkelheit der Nacht sieht. Sie signalisieren, dass es einen Unfall gab – und man sich vor einem weiteren Unfall schützen will. Es ist ein Bild, das unsere Welt illustriert. Von der Heidegger in seinem letzten Interview im *Spiegel* sagte, dass nur ein Gott sie retten könne.

Was sagt der Katholik und Philosoph Fabrice Hadjadj zum Zustand dieser Welt?

Wir befinden uns in einer tiefen Verzweiflung, die aus dem Bewusstsein unserer Endlichkeit entstanden ist. Klimakatastrophe, atomare Bedrohung, Kollaps des Systems – politisch, sozial, kulturell. Wir glauben nicht mehr an die Versprechen des Fortschritts aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die uns Hoffnungen auf eine perfekte Gesellschaft machten.

Was glauben wir stattdessen?

Die politischen und sozialen Utopien verlaufen heute in zwei Richtungen: Animalismus und Transhumanismus, also die Rückentwicklung zum Zustand des Tiers und das Upgrade zum Cyborg. Dazwischen gibt es keinen Platz mehr für den Menschen. Macht es Sinn, die Schimpansen zu retten, wenn wir selber zu Robotern werden? Das sind die Gegenwartsfragen.

Und was ist die Aufgabe der Politik?

Sie muss für das Gemeinwohl und den Frieden kämpfen: dass wir die Luft ohne Gefahr einatmen können – dass wir uns treffen, einen Kaffee, ein Bier trinken und unter Freunden diskutieren können. Im Bürgerkrieg ist das nicht mehr möglich. Wer eine Familie hat, weiss, was Politik ist. Man kann sich für die Welt engagieren, ohne sich abzuschotten, global – aber von einem Platz aus, den man zu verteidigen wünscht.

Was müssen wir tun? Kinder zeugen?

Um die Politik zu beleben, müssen wir die Hoffnung erneuern. Die Katastrophe wird immer deutlicher, der Humanismus funktioniert nicht mehr. Ich darf es noch einmal mit Heidegger sagen: Um weiter an den Menschen glauben zu können, muss man daran glauben, dass er von Gott erschaffen wurde. Und dass Gott Mensch geworden ist. Das Christentum verehrt den Menschen als Gottheit, ruft ihm aber auch permanent die Bedingungen der einfachen menschlichen Existenz in Erinnerung.

Wie lauten diese Bedingungen?

Oben und unten sind eng miteinander verknüpft. Unten ist die Sexualität. Wenn man sich ihr ohne Beschränkung hingeben will, also ohne Kondom, ohne Aufpassen, kann das zu einem Kind führen, das uns mit der Zukunft, den höchsten und letzten Dingen konfrontiert. Mit einem Kind feiert man Geburtstag. Es fördert – ich kann mich nur wiederholen – dieses tiefe Bewusstsein: Es ist gut, dass es uns gibt.

Sie erwähnten, dass Michel Houellebecq grosse Angst vor dem Tod habe. Wie ist das bei Ihnen? Hilft Ihnen Ihr Glaube, diese Angst zu unterdrücken?

Es wäre nicht gut, sich von der Angst vor dem Tod zu befreien. Ich habe darüber sogar ein Buch geschrieben. Auf einer Autobahn ist es weise, den Tod zu fürchten. Auch Christus hatte Angst vor dem Sterben: weil er die Trennung von Seele und Körper fürchtete. In der Angst widerspiegelt sich alles, was wir nicht wissen. Diese Obskurität des Übergangs ist von Gott gewollt. Auch mir erscheint der Tod als Skandal.

In welchen Momenten bedrückt Sie dieser Skandal am stärksten?

Am meisten fürchte ich heute den Tod meiner Kinder, die mich noch brauchen. Als Gott von Abraham verlangte, seinen Sohn zu opfern, wollte er mehr als dessen Leben, Abraham selber war alt. Als Gott der Menschheit seinen einzigen Sohn gab, gab er ihr mehr als sich selbst. Das Evangelium hat mich gelehrt, dass wir nicht alles unter Kontrolle haben können. Ich habe heute keine Angst mehr vor der Angst.

Fabrice Hadjadj, geboren 1971, leitet das renommierte Bildungsinstitut Philanthropos bei Freiburg i. Üe.

Ihr Immobilienraum?



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 2'395'200.- Bezug nach Vereinb.
www.ufdeforch.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Attika-Wohnung
2110 **Wetzlar**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 1'900'000.- Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete 4'400.- p.Mt., Kauf 1'952'000.- Bezug nach Vereinb.
www.lagovista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete 2'600.- p.Mt., Kauf 1'145'000.- Bezug nach Vereinb.
www.ridere-bachenbuelach.ch



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis 1'765'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.bellesterrasses.ch



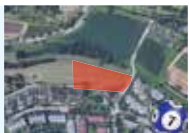
3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.duo-dietikon.ch



4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Miete 3'300.- p.Mt., Kauf 1'278'600.- Bezug nach Vereinb.
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2019/20
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



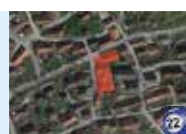
3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 340'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.ammuelibach.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhaus
8476 **Unterstemmheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'174'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.heerenweg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch




3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.leuberg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattdamm**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'790'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.mira-birchwil.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können? Melden Sie sich bei unserem Chef  ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.



«Ich liebe Wohlstandsprobleme»

Nach fünf Jahren Abwesenheit ist Michael Steiner zurück im Filmgeschäft – und landet gleich wieder einen Hit. Der Erfolgsregisseur über Dreharbeiten im jüdischen Milieu, darüber, weshalb er nie für SRF arbeitet, und über das Rauchen von E-Zigaretten. *Von Rico Bandle und Linda Pollari (Bild)*

Manchmal ist Zürich ein Dorf. Da verabredet man sich mit Michael Steiner, dem Regisseur des aktuellen Kinohits «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse», zum Mittagessen, und wer sitzt noch da? Thomas Meyer, der die Buchvorlage und das Drehbuch geschrieben hat. Der Schriftsteller begrüsst uns. «Weshalb machst du das Interview nicht mit mir?», scherzt er. Wir wechseln ein paar Worte, lassen ihn dann mit seiner charmanten Begleitung alleine.

Der Film ist so etwas wie das Comeback des Michael Steiner. Sie sind wieder da!

Vielleicht. Ich habe das nie so gesehen.

Wie konnte es passieren, dass jemand wie Sie fünf Jahre lang keinen Film macht? Ursula Meier, die grandiose Regisseurin von «Home» und «Sister», ist auch seit Jahren verschwunden.

Das ist tatsächlich seltsam. Ich kann nur für mich sprechen. Mein letztes Projekt, ein Film über das Schweizer Paar in Taliban-Geiselhaft, ist leider an der Finanzierung gescheitert. Ansonsten hatte ich schlicht keine Angebote. Bis mir Turnus Film «Wolkenbruch» anbot.

Jener Michael Steiner, der mit «Mein Name ist Eugen» (2005), «Grounding» (2006) und «Sennentuntschi» (2010) schon drei Mal die Jahreshitliste der meistgesehenen Schweizer Filme anführte, kriegt keine Angebote? Auch nicht von SRF?

Leider nein.

Liegt das an Ihrem Ruf? Haben SRF und die Produktionsfirmen Angst, mit Ihnen würden die Kosten aus dem Ruder laufen?

Keine Ahnung. Die letzten Filme habe ich immer innerhalb des Budgets gedreht, darankann es also nicht liegen. Ich würde sehr gerne mehr drehen, zum Beispiel einen «Tatort», das wäre das richtige Format für mich. Mit «Spital in Angst» (2001) habe ich schon einmal einen erfolgreichen TV-Thriller gemacht.

Weshalb klappt das nicht?

Die Schweizer Filmszene ist ein Klüngel, jeder kennt jeden. Ich halte mich, soweit es geht, da raus, gehe selten an Branchenanstöße, dränge mich nie auf. Ich warte einfach darauf, dass hoffentlich irgendwann das Telefon klingelt. Vielleicht ist das aber ein Fehler.

Auch beim völlig missglückten Bankenzweiteiler von Bettina Oberli letztes Jahr



«Ich dränge mich nie auf»: Regisseur Michael Steiner, 49.

auf SRF dachte ich mir: Weshalb nur hat man diesen Stoff nicht Michael Steiner gegeben?

Das wäre spannend gewesen. Ich hatte ja eine Fortsetzung von «Grounding» entwickelt, da wäre es ebenfalls um das Bankenthema gegangen. Doch auch dieses Projekt scheiterte. Das lag aber an einem Produzenten, der den Mut nicht aufbrachte, dieses heikle Thema mit Chuzpe anzugehen.

Nun aber haben Sie nach langer Zeit wieder einen Film im Kino. Wie gespannt warteten Sie nach dem Start auf die ersten Kinozuschauerzahlen?

Ich fieberte die ganze Zeit darauf hin. 35 000 Zuschauer waren es nach dem ersten Wochenende, das übertraf sämtliche Erwartungen. Auch jetzt schaue ich noch alle zwei Tage auf die Zahlen.

Nun sind Sie schon bei über 200 000 Eintritten, Sie werden mit «Wolkenbruch» zum vierten Mal den erfolgreichsten Schweizer Kinofilm eines Jahres produziert haben.

Es freut mich wahnsinnig, dass wir mit diesem doch sehr speziellen Film den Geschmack des Publikums so getroffen haben. Die Einschätzung von anderen Produzenten und SRF, das den Film mitproduziert hat, lag bei maximal 60 000 Zuschauern.

Hatten Sie Bedenken mit dem Film? Dass ein Nichtjude eine Komödie dreht, die im jüdischen Milieu spielt, ist ja nicht ohne Risiko. Im Sinne von: Ein Schwarzer darf «Nigger» sagen, ein Weissler nicht.

Eine gute Story ist eine gute Story, egal, welche Religion oder Kultur sie betrifft. Wenn Steven Spielberg «Die Farbe Lila» verfilmt, beschwert sich ja auch niemand darüber, dass Spielberg kein Afroamerikaner ist. «Wolkenbruch» ist eine universelle Geschichte, die auch in einem anderen Milieu spielen könnte. Selbstverständlich habe ich mich in der Vorbereitung intensiv mit dem Judentum befasst und viel recherchiert, das mache ich aber bei jedem Film.

Wäre eine Komödie dieser Art im strenggläubig muslimischen Milieu denkbar?

Im englischsprachigen Raum gibt es das schon, deswegen: ja.

Gab es Pointen, die Sie rausgestrichen haben, weil Sie fanden, sie seien zu heikel?

Nein. Das Buch von Thomas Meyer ist feinfühlig geschrieben, die Figuren hat man irgendwie alle gern. Das war wichtig für mich, wir wollten uns ja über niemanden lustig machen und niemanden blossstellen.

Dass die wunderschöne Studentin Laura mit dem verklemmten orthodoxen Juden Motti anbandelt, funktioniert im Buch sehr gut, da die Schönheit der Frau auch

bloss eine Einbildung des Mannes sein könnte. Im Film muss man die Studentin aber zeigen. Da entsteht schnell ein Glaubwürdigkeitsproblem.

Das war tatsächlich eine der ganz grossen Schwierigkeiten. Ich habe sehr lange gebraucht, um die richtige Darstellerin für Laura zu finden. Thomas Meyer schwebte eher ein erotischerer Frauentyp vor. Ich wollte aber eine bodenständige, lebenslustige Frau, die angezogen ist von der Exotik dieses Mannes, der noch nie etwas mit einer Frau hatte und Jiddisch spricht. Sie findet diese Aspekte an ihm interessant, dadurch wird diese Beziehung auch im Film glaubwürdig.

Die jiddische Sprache wird im Buch nur mit einzelnen Wörtern angedeutet, im Film spielt sie eine grosse Rolle, zum Teil wird richtiges Jiddisch gesprochen.

Das war mir wichtig. Ich bin fasziniert von dieser Sprache – gerade auch, weil sie so nahe beim Schweizerdeutsch ist. Anfänglich wollten mich die Produzenten davon abhalten, den Film auf Jiddisch zu drehen. Sie fürchteten, das Jiddisch werde die Zuschauer vergraulen. Für mich aber war klar: In der Geschichte geht es um einen Mutter-Sohn-Konflikt, deswegen muss die Muttersprache Jiddisch gesprochen werden. Punkt.

Beim Jiddisch ist der Film authentisch, beim Deutsch nicht. Anstatt Schweizerdeutsch reden die Leute in Zürich Hochdeutsch.

Der Grund dafür ist einfach: Die Kombination Jiddisch/Schweizerdeutsch passt nicht. Ich hab's ausprobiert. Die beiden Sprachen tönen ähnlich und eben doch nicht, so dass es fürs Ohr unangenehm wird. Zudem ist das Buch ja auch auf Hochdeutsch geschrieben, und Thomas Meyer ist ein hervorragender Dialogautor. Weswegen eine so gute Vorlage ändern?

Das Buch hat kein Happyend, der Film auch nicht. Wie gross war die Versuchung, dies zu ändern?

Null. Gegen Ende des Films, nachdem Motti zu Hause rausgeschmissen worden ist und auch Laura nichts mehr von ihm wissen will, geht Motti ins Hotel. Die Hotel-Szene habe ich mit Joel Basman, dem Darsteller von Motti, am Tag vor dem Dreh noch geändert: Er hat im Hotelzimmer einen Zusammenbruch, die ganze existenzielle Tiefe seiner Situation wird deutlich, viel mehr als im Drehbuch. Joel ist brillant für solch drama-

tische Szenen. Es gibt nur wenige Schauspieler in der Schweiz, die das können.

Ein Film in einem Minderheiten-Milieu, da hat man wohl keine Mühe, genügend Subventionen zu erhalten.

Die öffentliche Finanzierung war einfach, das stimmt, dafür war die private umso schwieriger. Wir hatten Probleme, Spon-

soren zu finden. Das Thema ist den Firmen zu heikel, da bestehen grosse Berührungsängste. Der Film war aber nicht so billig, auch wenn er zeitgenössisch ist. Die Kostüme aufzutreiben, war sehr aufwendig, ebenso war die Maske gefordert, vor allem wegen der Bärte. In Tel Aviv hat uns der Serviceproduzent gesagt: «For orthodox Jews we usually take hipsters.» Das war ein guter Tipp. In der Statisterei sind wir somit ein Hipster-Film geworden.

Sie haben fünf Jahre auf den Philippinen gelebt, sind vor zwei Jahren zurückgezogen. Wie hat sich der Blick auf die Schweiz verändert?

Wir leben eigentlich im Paradies. Wir haben als Bewohner der Schweiz ein Riesenglück.

Alles funktioniert, inklusive Staat. Aber nach ein paar Monaten im Land ist man auch wieder im Mötzli-Groove. Dagegen kann man nichts tun. Ständig ertappe ich mich dabei, wie ich mich aufrege, weil zum Beispiel das Tram zwei Minuten Verspätung hat. Das sind Wohlstandsprobleme, und es ist gut, dass wir die haben.

Gut?

Ja. In den zwei Jahren, seit ich zurück bin, habe ich die Wohlstandsprobleme lieben gelernt. Wenn ich Leute über Nichtigkeiten klagen höre, finde ich mittlerweile: «Schön, dass du ein solches Wohlstandsproblem haben kannst, das freut mich für dich.» Jeder Mensch hat einen gewissen Grad an Unzufriedenheit in sich. Das gehört zum Wesen des Menschen. Deshalb ist es ein gutes Zeichen, wenn in einem Land die Leute Wohlstandsprobleme haben. Diesbezüglich gehören wir zur weltweiten Spitzenklasse. Das finde ich grossartig! So, jetzt muss ich eine rauchen. (Steiner nimmt eine elektronische Juul-Zigarette aus der Jackentasche)

Das sieht ja aus wie ein Memory-Stick für den Computer. Ist das noch rauchen?

Ja. Ich bin Kettenraucher, rauche aber dank diesem Gerät nur noch zwei bis drei Tabak-Zigaretten pro Tag – jeweils nach dem Essen.

Fühlen Sie sich besser?

Sehr sogar. Wenn man weniger Teer reinzieht, ist man doch etwas fitter. ○



Blitzstart: «Wolkenbruch».

«Eine gute Story ist eine gute Story, egal welche Religion sie betrifft.»

Was bewegt

Im historischen Vergleich war 2018 erstaunlich ruhig. Der Weltwirtschaft geht es gut, das Wachstum ist robust trotz Börsenschwächen und Handelskriegswarnungen. Die Schweizer Landesregierung ist weniger sozial-etatistisch unterwegs als auch schon. Die Geschlechterdebatte läuft auf Hochtouren.



Die alten Erfolgsrezepte sind abhandengekommen: Regierungschefs Trump (l.) und Putin.

Ausland

Nationalismus, so weit das Auge reicht

Von Hansrudolf Kamer

Historische Analogien, meist im alarmierenden Sinn, prägten das zu Ende gehende Jahr. Der Erste Weltkrieg, hundert Jahre nach dem Waffenstillstand, diente düsteren Warnungen vor wachsendem Nationalismus. Die Präsidentschaft Trump gab Anlass zu Vergleichen mit dem Tod der Weimarer Republik. Und dann war da das tumultuöse Jahr 1968, das als Schablone der Gegenwart vorgehalten wurde.

Die Geschichte ist eine Fundgrube, man findet immer etwas. Ähnlichkeiten verleiten gerne zu Übertreibungen. Im historischen Vergleich war 2018 erstaunlich ruhig. Der Weltwirtschaft ging es gut, das Wachstum war robust trotz Börsenschwächen und Kassandrarufern über Handelskriege. Die amerikanische Notenbank korrigierte zögernd das Zinsniveau, um etwas Normalität in die Wirtschaft zu bringen. Ihr europäisches Pendant konnte dies nicht wagen.

Das Jahr begann mit Protesten gegen das theokratische Regime im Iran, die sich schnell ausbreiteten. Sogleich wurden die grossen Unruhen von 2009 heraufbeschworen. Der Aufstand fand nicht statt. Die Machthaber reagierten flexibel. Der Druck von aussen, nach dem amerikanischen Ausstieg aus dem Nukleardeal,

bewirkte aber keinen Zusammenschluss im Innern. Die Junta in Teheran ist angezählt.

Tauwetter entwickelte sich auf der koreanischen Halbinsel. In direkten Gesprächen wurde die Teilnahme Nordkoreas an den Olympischen Spielen im Süden vereinbart. Daraus entstand Sonnenschein, nachdem kurz zuvor ein neuer Krieg gedroht hatte. Vor seinem Treffen mit Trump holte sich Kim Jong Un Rückendeckung beim chinesischen Staatsführer Xi Jinping. Aus der ganzen Gipfelshow resultierte ein Versprechen Nordkoreas, auf die vollständige Denuklearisierung der Halbinsel «hinzuarbeiten». Worin das «Hinarbeiten» besteht, war unklar, aber die Lage beruhigte sich. Keine weiteren Raketenstarts oder Atomversuche – das entsprach den Interessen aller Beteiligten, inklusive Chinas.

Das Reich der Mitte hat ein gutes Jahr hinter sich. Es regte sich zwar bei den Nachbarn Widerstand gegen das Ausgreifen im Südchinesischen Meer, und das Säbelrasseln im Handelsstreit mit Amerika könnte noch Probleme schaffen. Xi Jinping, die «zentrale Führungsperson», konsolidierte seine Machtstellung; er kann das Präsidentenamt nun über das Jahr 2023 hinaus behalten. Die flächendeckende Kontrolle über

die Bevölkerung nahm zu, die neuen Technologien bieten dazu exzellente Hilfsmittel.

In zwei gelenkten Demokratien fanden Wahlen statt, die im Sinn der Machthaber ausgingen. In der Türkei gelangte Erdogan an sein Ziel und die beschlossenen Verfassungsänderungen traten in Kraft. Erdogan ist nun – wie Trump, Macron, Putin – Präsident mit erweiterten Befugnissen. Seine reale Macht war und ist aber nicht vom Buchstaben des Gesetzes abhängig.

In Russland gewann Putin mit 76 Prozent der Stimmen die Präsidentschaftswahl; das wäre für sowjetische Verhältnisse ein schlechtes Ergebnis gewesen, doch Russland ist nicht die Sowjetunion. Putin, ein Nationalist, wie er im Buche steht, bewirtschaftete den Nationalstolz. Schritt für Schritt versuchte er wieder, den Grossmachtstatus seines Landes auszubauen. Die neue Brücke über die Strasse von Kertsch, die Russland mit der Krim verbindet, wurde eröffnet. Es dauerte nicht lange, bis der Zugang zum Asowschen Meer für drei ukrainische Kriegsschiffe gesperrt wurde. Europa übte sich in verbaler Entrüstung. Amerika wollte seine Waffenlieferungen an die Ukraine ausweiten – mehr nicht.

Bei den US-Kongresswahlen kam es zu einem normalen Ergebnis. Die Demokraten erzielten im Repräsentantenhaus erhebliche Sitzgewinne, hatten im Senat aber keine Chance. Die innenpolitische Konfrontation in Amerika war intensiv, manchmal hysterisch. Weil die Präsidentschaftswahlen 2020 bereits mitspielen, wird sie noch schärfer und konfuser werden.

Europa blieb unter Druck. Spanien wechselte die Regierung von rechts nach links, Italien in die entgegengesetzte Richtung. Prompt suchten die Mittelmeerflüchtlinge spanische Häfen auf, während Italien dichtmachte. In Frankreich schwoll eine neue Protestwelle schnell an, ausgelöst durch eine unnötige Steuererhöhung im Zeichen des Klimaschutzes. Sie richtete sich dann aber gegen Präsident Emmanuel Macron persönlich, seine nur schlecht kaschierte Arroganz. Er schien ratlos, krebste zurück und verlor seine Aura als europäischer Reformler.

In Britannien schlitterte die Tory-Regierung unter Theresa May in die Brexit-Krise – unfähig, einen vernünftigen Modus für den Austritt aus der EU zu bewerkstelligen. May missachtete erneut Grundsätze politischen Handelns und verlor Unterstützung in Partei und Unterhaus.

Auch ihre europäischen Verhandlungspartner zeichneten sich nicht durch strategisches Denken aus. Die EU blieb reformunwillig, in ihrer bürokratischen Regulierungswelt gefangen. In Deutschland musste Angela Merkel nach zwei miserablen Landtagswahlen den Parteivorsitz abgeben. Die CDU war im Sinkflug und hätte die Weichen auf Erneuerung stellen müssen. Merks Nachfolgerin, die Parteisekretärin Annegret Kramp-Karrenbauer, markiert jedoch Kontinuität – sie ist auch keine Charismatikerin – und steht vor einer gespaltenen Partei, der die alten Erfolgsrezepte abhandengekommen sind.

Während Merkel und Macron vor den Gefahren des Nationalismus warnten, betrieben die Grossen auf der Welt genau das: «America, China, Russia first». Noch-Kanzlerin und Jupiter-Präsident konnten die Schrift an der Wand nicht lesen.

Inland

Bodenhaftung

Von Katharina Fontana

Das Jahr 2018 endet, politisch gesehen, in Minne. Die Schweiz hat Anfang Dezember in einer unspektakulären Wahl zwei neue Bundesrätinnen gekürt. Dass die Verteilung der Departemente unter den sieben offenbar nicht einmütig erfolgte und die beiden Neuen, CVP-Frau Viola Amherd und die Freisinnige Karin Keller-Sutter, mit dem unbeliebten Verteidigungs- und dem ebenfalls wenig begehrten Justizdepartement vorliebnehmen müssen, muss kein schlechtes Omen für das neue Gremium sein. Unbefriedigter Ehrgeiz kann dazu beitragen, dass sich die Zukurzgekommenen vermehrt in die Geschäfte der Amtskollegen einmischen und dort mitreden wollen.

Berset und die AHV

Ein Lichtblick aus bürgerlicher Sicht ist, dass die Landesregierung weniger sozial-etatistisch unterwegs ist als in früheren Zeiten. Seit der Wahl des Freisinnigen Ignazio Cassis vor einem Jahr werden die Akzente im Bundesrat nun leicht anders gesetzt – man wünscht sich mehr davon. Im Parlament allerdings spürt man vom Rechtsrutsch der eidgenössischen Wahlen 2015 nach wie vor wenig. Die Auseinandersetzung um das CO₂-Gesetz, bei FDP und SVP in der Wintersession gemeinsam gegengesteuert haben, ist eher die Ausnahme als die Regel. Übers Ganze gesehen, haben die Bundespolitiker auch 2018 deutlich mehr reguliert als wirklich nötig und sind selbst in Bereichen schwach geworden, wo sie zuvor lange Rückgrat bewiesen hatten – etwa, was die Einführung einer «Lohnpolizei» für Unternehmen angeht. Zahlreiche Veränderungen geschehen fast unbemerkt: Dass der Bund dieses Jahr neu zum obersten Koordinator für Velowege geworden ist, ist zwar nur eine Petitesse, zeigt aber exemplarisch, wie wenig das Föderalismusprinzip heute noch gilt.

Am meisten sorgen sich die Schweizerinnen und Schweizer laut Credit-Suisse-Sorgenbarometer derzeit um die Zukunft der Altersvorsorge. Trotz der alarmierenden Perspektiven der Rentenfinanzierung ist es dem federführenden SP-Magistraten Alain Berset auch dieses Jahr nicht wirklich gelungen, Fortschritte zu erzielen. Sicher, das Dossier ist dornenvoll, schon andere Bundesräte vor ihm sind gescheitert. Doch findet Berset nicht bald eine Strategie, wird er wohl als jener Sozialminister in die Annalen eingehen, der die AHV ins finanzielle Desaster hat schlittern lassen.

Einiges getan hat sich in der Europapolitik. Den mittlerweile berühmten Reset-Knopf hat

»» Fortsetzung auf Seite 64

Sport

Comeback des Jahres

Eigentlich war Lucien Favre gar nie weg. Zwischen 2016 und 2018 trainierte er den OGC Nice in der Ligue 1 des amtierenden Weltmeisters Frankreich. Was nach seinem spektakulären Engagement in der Bundesliga bei Borussia Mönchengladbach wie ein Rückschritt anmutete, war für den heute 61-jährigen Romand der perfekte Ort, um seine Karriere nochmals richtig zu lancieren. An der Côte d'Azur führte er den Abstiegs-kandidaten in den Dunstkreis der nationalen Spitze und auf internationalem Rasen bis in die Gruppenphase der Europa League. Nebenbei gelang ihm etwas, das sich sonst niemand zutrauen würde: Er resozialisierte den notorisch verhaltensauffälligen italienischen Scharfschützen Mario Balotelli.

Schon nach der ersten Saison in Nizza erreichte Favre der Lockruf aus der Bundesliga – von Borussia Dortmund. Auf der Suche nach alter Stärke ortete der Champions-League-Sieger von 1997 den Schweizer als Wunschkandidaten. Es war für alle Beteiligten ein reizvoller Gedanke: Hier der Klub mit den stimmungsgewaltigsten Fans, dem imposantesten Stadion und dem Flair für offensives Spektakel, da Favre, der wie kein Zweiter kunstvolles Passspiel mit organisatorischer Perfektion verbindet. Als Spieler ein Mann für die filigranen Zauberticks, etablierte er sich im Trainer-

Metier als und detailversessener Perfektionist. Schon zu seiner Zeit in Zürich war Favre am Morgen der Erste im Büro und am Abend der Letzte, der ging. Er interpretierte seine Arbeit stets als mehr als nur einen technischen Auftrag: Er interessierte sich für die Geschichte des Klubs, war offen für Gespräche mit Zuschauern und Fans. Gleichzeitig zog er klare Grenzen. Passte es nicht in seine Agenda, sagte er alle Interviews ab.

Der richtige Ton

In Dortmund übertrifft Lucien Favre die kühnsten Erwartungen. In der Champions League war der Klub schon vor der letzten Runde der Gruppenphase für die Achtelfinals qualifiziert. In der Bundesliga mischt er die Hierarchie auf. Der 3:2-Sieg gegen Dauermeister Bayern München war ein deutliches Zeichen, dass die Ablösung keine Momentaufnahme ist. Im Zentrum des Erfolgs steht Favre. Der Schweizer traf in dem Klub, der sich in der Vorsaison als Vierter nur dank der besseren Tordifferenz für die Champions League qualifiziert hatte, sofort den richtigen Ton. Heimspiel für Heimspiel jubeln ihm 81 000 Fans zu. Doch Favre wäre nicht Favre, wenn er sich dadurch den Kopf verdrehen liesse. Bis Jahresende hat er sich selber ein Interviewverbot auferlegt. *Thomas Renggli*



Lucien Favre.

Aussenminister Cassis trotz vollmundiger Ankündigung zwar nicht gedrückt. Und wie souverän die Verhandlungen mit Brüssel unter seiner Ägide geführt wurden, wissen nur die Direktbeteiligten. Doch immerhin liegt jetzt einmal der Vertragstext zum Rahmenabkommen vor. Und dieser bringt Wahrheiten an den



Findet er die Strategie? SP-Bundesrat Berset.

Tag, die für den Bundesrat höchst unbequem sind. Die von ihm gezogenen roten Linien beim Lohnschutz, bei der Unionsbürgerrichtlinie oder den Sozialversicherungen sind für die EU schlicht irrelevant. Die Lösung mit dem vermeintlich unabhängigen Schiedsgericht ist über weite Strecken eine Farce, da faktisch fast immer der Europäische Gerichtshof die letzte

Instanz sein wird. Das ernüchternde Ergebnis lässt erahnen, was auf die Schweiz zukäme und wie wenig sie ihre eigenen Positionen halten könnte, sollte sie sich immer stärker der EU annähern.

2018 war auch der Moment der Wahrheit für die politische Linke: Sie musste sich endlich eingestehen, dass sich ihre EU-Euphorie nicht mit den eigenen Grundwerten verträgt. Die

Europäische Union ist kein sozialer Verband, sondern richtet ihr Augenmerk in erster Linie auf den freien Binnenmarkt – Protektionismus zum Schutz der Arbeitnehmer hat da so gut wie keinen Platz.

Wert der Volksmitsprache

Viel zu reden gab im ablaufenden Jahr die SRG. Sie wurde nach einem an vielen Dogmen rüttelnden Abstimmungskampf an der Urne bestätigt. Doch auch wenn die «No Billag»-Initiative im März eine krachende Niederlage erlitten hat, hat die Debatte um Sinn oder Unsinn des mit Gebührgeldern finanzierten Rundfunks die SRG immerhin ein bisschen mehr Bescheidenheit gelehrt. Ebenfalls wuchtig bachab geschickt wurde jüngst die Selbstbestimmungsinitiative. War das eine Absage des Volkes an die direkte Demokratie? Wohl kaum. Wenn man sieht, was derzeit in den umliegenden Ländern, allen voran Frankreich, passiert, wo sich die kleinen Leute auf der Strasse Gehör verschaffen müssen, wird einem der Wert der Volksmitsprache einmal mehr bewusst. Die direkte Demokratie zwingt unsere Politiker dazu, am Boden zu bleiben. Auch wenn sie hin und wieder gerne abheben und Jupiter spielen möchten.

Wirtschaft

Fintech vor der Vertrauensfrage

Von Beat Gygi

In der Schweizer Finanzbranche drängen sich die jungen Wilden durch die Reihen der etablierten Banker in den Vordergrund, treten ihnen auf die teuren Schuhe. Schlag auf Schlag ging es diesen Herbst. Im Oktober erhielt die junge Firma Crypto Fund als erstes Krypto-Unternehmen der Schweiz die Bewilligung von der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma) als Vermögensverwalter und trat damit in die Profiligen der traditionellen, regulierten Fondsmanager ein. Im November brachte die Fintech-Firma Amun AG als Weltpremiere den ersten Kryptowährungskorb an die Schweizer Börse SIX. Damit erhält das breite Publikum Zugang zu diesen Produkten, und die SIX punktete als Digital-Expertin. Ebenfalls im November ging der «Crypto Franc» der Firma Swiss Crypto Tokens an den Start, der quasi den Franken mit einer Kryptowährung verbindet. Alle drei Firmen stammen aus der Zuger Gegend.

Was geschah derweil in Zürich? Die Grossbank UBS hat den Konzernhauptsitz an der Zürcher Bahnhofstrasse nach aufwendigen Renovationsarbeiten wieder eröffnet. Die

Führung zieht in neue Räume mit beeindruckender architektonischer, künstlerischer und handwerklicher Qualität. Und so lange ist es nicht her, dass die Zürcher Kantonalbank auch an der Bahnhofstrasse ein vollständig renoviertes Hauptgebäude wieder in Betrieb genommen hat. Warum stecken die Banken immer noch Hunderte von Millionen Franken in Mauern, Glas, Stahl, Holz, Gips, Farben, Lampen und schöne Kleider, wenn doch die Zukunft des Banking vor allem über Daten, Computer und Kommunikationsnetze laufen wird?



Die Antwort der Banken lautet: Deswegen. Wem vertrauen die Kunden ihr Geld, ihre Daten, ihre Privatsphäre eher an: einer Bildschirm-Eingabemaske, hinter der komplexe Netze mit Spezialisten, Computern, Algorithmen sowie Optimierungs- und Beglaubigungsprogrammen stecken oder aber einer Bank mit Zehntausenden von Angestellten, zahlreichen Filialen, einem bekannten Chef und vielleicht einem persönlichen Berater?

Wer nüchtern überlegt, wird sich sagen: Das Computernetz mit den Spezialisten ist wohl meistens schneller, günstiger und schlauer im Erfüllen meiner Wünsche als der Marmor-Glas-

Block mit hochbezahlten Angestellten in Häusern – aber was passiert im schlimmsten Fall? Traue ich eher dem raffinierten Netz oder der grossen Firma? Wichtigste Grundlage des Bankgeschäfts ist Vertrauen, und nun hat in der Vertrauensproduktion ein spezielles Seilziehen eingesetzt zwischen Grossbanken und Fintech-Unternehmen. Die einen sagen: Wir sind so gross, dass wir nicht untergehen, auch wenn es stürmt. All die Millionen, die wir investieren, sind ein Signal dafür, dass wir am Markt bleiben wollen. Die anderen sagen: Wir sind technisch so effizient, einfach und sicher, dass wir das Gleiche bieten wie Banken, aber ohne unnötige Kosten.

Sympathie für die jungen Wilden

Ein zentraler Teil des Netzmodells ist die Blockchain-Technologie, ein elektronisches Beglaubigungsverfahren, das Geschäftsvorgänge gleichzeitig auf Tausenden Computern wie ein verschlüsseltes Protokoll speichert und deshalb nicht manipulierbar sein soll. Der Bundesrat hat dieser Tage Sympathie für die jungen Wilden gezeigt: Mit einer neuen Regulierung will er «bestmögliche Rahmenbedingungen schaffen, damit sich die Schweiz als ein führender, innovativer und nachhaltiger Standort für Fintech- und Blockchain-Unternehmen etablieren und weiterentwickeln kann». Die Vertrauensfrage kann also zugespitzt werden: Blockchain oder Marmor-Glas-Block?



Elektroschock: SRG-Chefin Wappler.

Medien

610 Kilometer entfernt

Von Kurt W. Zimmermann

Es war ein Missverständnis. Das Missverständnis entstand aufgrund einer Luftlinie von 610 Kilometern.

Als Nathalie Wappler im November neue Direktorin des Deutschschweizer Radios und Fernsehens wurde, gab sie der NZZ am Sonntag ihr einziges Zeitungsinterview. Sie sagte darin zwei Sätze, die den Journalisten des Landesfunks wie ein Elektroschock in die Knochen fuhren.

Wappler sagte: «Wir müssen ein Programm machen, das informiert, aber nicht polarisiert. Wir müssen keinen Meinungsjournalismus machen.»

Alles beim Alten

Das war harmlos. Wappler formulierte eine Selbstverständlichkeit der öffentlich-rechtlichen Medien. Wer als Journalist im Dienst der Allgemeinheit steht und von ihr bezahlt wird, hat sich politischer und parteilicher Meinungsmache zu enthalten.

Dennoch brach nun in den Radio- und TV-Redaktionen die helle Aufregung aus. Die eher linksorientierten Journalisten der SRG interpretierten in die neue Chefin hinein, sie wolle ihnen ihren heissgeliebten «kritischen Journalismus» austreiben. Radiochefin Lis Borner und TV-Chefredaktor Tristan Brenn mussten die aufgebrachte Belegschaft beruhigen. Sie hätten mit Wappler telefoniert, beschwichtigten beide, und die habe ihnen versichert, es bleibe alles beim Alten.

Das Theaterstück lehrt uns zweierlei. Erstens: Die neue Radio- und TV-Direktorin ist eine kluge Frau. Zweitens: Es bleibt darum alles beim Alten.

Society

Geldverbrenner unter sich

Anfang Oktober kommt die Welt für ein paar Tage respektive Abende in unsere Stadt. Dann findet das Zurich Film Festival (ZFF) statt, und man muss aufpassen, dass man nicht gerade unterwegs ist oder erkältet und die glanzvollsten Augenblicke des Jahres verpasst. Gaststar am Abendessen, zu dem Tommy Hilfiger, Nadja Schildknecht, Karl Spoerri und Daniel Grieder ins «Razzia» einluden, war dieses Jahr Johnny Depp.

Der 55-jährige Amerikaner ist ein grosser Schauspieler. Und ein grosser Geldeinnehmer: Für einen einigermaßen guten Film – zum Beispiel «The Tourist» (mit Angelina Jolie, 2010) – kassiert er angeblich 20 Millionen Dollar, für einen Kassenschlager à la «Pirates of the Caribbean» (etwa für Folge 4, 2011) sogar 35 Millionen (Quelle: *Vanity Fair*). So sind in den letzten achtzehn Jahren um die 700 Millionen zusammengekommen.

Jack Sparrows Dampfer

Ein für die meisten Menschen unvorstellbares Vermögen. Dennoch soll er pleite sein respektive hohe Schulden haben. Er ist nämlich auch ein Weltklasse-Geldverbrenner. Seine *cash-burn rate* liegt bei 2 Millionen Dollar – im Monat. Er besitzt vierzehn Residenzen, darunter vier Karibikinseln. Um diese zu erreichen, braucht's eine Jacht (den Nachbau eines alten Dampfers, der wohl auch Captain Jack Sparrow gefallen würde), deren Acht-Mann-Besatzung 300 000 bis 400 000 Dollar im Monat kostet). Oder das: Eine einzige Rechnung bei seinem liebsten Weinhändler betrug eine Million. Wenn er Schmuck kauft, etwa bei Fred Leighton, gibt er 500 000 Dollars aus für ein Stück. Sodann muss er, auch er, Steuern zahlen. Sowie seine Scheidungen. Und seine Agenten behalten 5 Cent von jedem Dollar, den er macht.

Eineinhalb Stunden nachdem er, *fashionably late*, zum Dinner im Zürcher Seefeld gekommen war, haute er wieder ab. Allerdings nicht, ohne auf dem Weg aus dem Restaurant mit ein paar Leuten ein paar Worte zu wechseln, unter anderen mit Ihrem Korrespondenten (das heisst, ganz ehrlich, mehr

mit dessen Ehefrau). Mich, immerhin, fragte er – und war dabei schwer zu verstehen, seine Aussprache undeutlich –, wo Tommy, der Gastgeber, stecke. «Dort drüben», sagte ich. Und wollte ihm bei dieser Gelegenheit Urs Rohner zeigen («Urs who?»).

Well, Urs, *the man*, der zwar viel weniger verdient als Sie, Johnny – bloss vier Millionen Franken im Jahr. Der aber viel, viiiieel mehr Geld verbrannt hat. Wenn auch nicht sein eigenes. Sondern das von Aktionären der Credit Suisse (CS), deren Präsident er seit sieben Jahren ist. Und in dieser Zeit verantwortlich war, dass der CS-Aktienkurs um 70 Prozent in den Keller rasselte, während der Swiss Market Index, der Gesamtmarkt, um 40 Prozent nach oben zog. Was auf eine Wert-



Überraschende Personalie: Schauspieler Depp.

vernichtung von 65 Milliarden rauskommt, Franken oder Dollars. Oder fast 800 Millionen im Monat – überbieten Sie das, Johnny.

Ob er beeindruckt war, ist schwer zu sagen. Eine Frau aus seinem Gefolge fand, es sei Zeit zu gehen. Meinen Vorschlag konnte ich darum nicht vor Ort anbringen, sondern tu es erst hier und jetzt: Johnny Depp als nächster CS-Präsident! Eine überraschende Personalie, stimmt. Aber die Aktionäre dürften Freude haben an einem sparsameren Chairman der Bank, der sie ihr Geld anvertraut haben. *Mark van Huissing*

Wappler unterlief ein Irrtum. Vor ihrer Wahl war sie Programmchefin beim Mitteldeutschen Rundfunk im sächsischen Halle. Das ist 610 Kilometer von der SRG-Zentrale in Bern entfernt. Aus der Distanz hörte sie, wie die SRG-Spitze rund um die «No Billag»-Initiative grossartige Versprechen machte, dass sich ihr Sender erkennbar erneuern und den Service-

public-Gedanken noch konsequenter umsetzen werde.

Aus der Distanz unterlag Wappler dem Missverständnis, dass die SRG-Spitze ihre hehren Ankündigungen ernst meinte. In Wahrheit redete die SRG-Spitze oft abstimmungstaktisch und darum augenzwinkernd.

>>> Fortsetzung auf Seite 66

Nach ihrer Wahl formulierte Wappler dann im Interview den journalistischen Grundsatz dieses angekündigten und konsequenten Service-public-Gedankens – und löste intern gewaltige Aufregung und Proteste aus.

Seitdem hat sich die neue Direktorin nicht mehr zum Thema Meinungsjournalismus geäußert, trotz vielfacher Anfragen. Das zeigt, dass sie klug genug ist, den SRG-Journalisten nicht in die Messer zu laufen. Zwei Drittel der Radio- und TV-Redaktoren sind gewerkschaft-

lich organisiert, beim SSM, einer der am weitesten links stehenden Gewerkschaften des Landes. Sie warten nur darauf, der neuen Chefin vorzuwerfen, sie wolle im Sender die Meinungsvielfalt untergraben.

Wir können Entwarnung geben. Nathalie Wappler ist eine intelligente Frau. Sie wird sich hüten, sich mit den stets empörungsbereiten Journalisten des Landessenders anzulegen.

Es wird sich beim öffentlichen Radio und TV so schnell nichts ändern. Es bleibt alles beim Alten.

Die Frauenfrage

Von Rico Bandle

Man stelle sich vor, Frauen würden im Durchschnitt vier Jahre früher sterben als Männer, müssten aber ein Jahr länger arbeiten. Das Wertvollste, was der Mensch besitzt, ist die Lebenszeit, davon hätten die Männer also ganze vier Jahre mehr. Man stelle sich zudem vor, Frauen würden bedeutend häufiger Selbstmord begehen, obdachlos werden und ob der vielen Sorgen in den Alkoholismus flüchten. Überdies würden die Mädchen in der Schule schlechter abschneiden als die Buben.

Stellte man sich das alles vor, die Reaktion wäre klar: Überall würden Gleichstellungsbüros geschaffen, die diese «strukturelle Ungleichbehandlung» bekämpften. An Universitäten würden sich Genderstudies des Problems annehmen, dem zweifellos eine systembedingte Diskriminierung zugrunde liegen muss. Journalistinnen berichteten unentwegt empört über diesen Missstand, und in den sozialen Medien bildeten sich #Aufschrei- und #MeToo-Bewegungen.

All diese Ungleichheiten muss man sich nicht vorstellen, sie bestehen tatsächlich. Einfach umgekehrt. Männer sterben früher, begehen häufiger Selbstmord, werden häufiger Alkoholiker, sind schlechter in der Schule. Ist das ein Grund zum Jammern und sich benachteiligt zu fühlen? Keineswegs. Die Welt ist nicht gerecht. Manche Leute werden in wohlhabende Familien hineingeboren, andere in arme; manche sind kleingewachsen, andere haben Modellmasse; manche leiden trotz Dauerdiet an Fettleibigkeit, andere können so viel essen, wie sie wollen, und bleiben trotzdem schlank. Manchmal haben Frauen Vorteile gegenüber Männern, manchmal ist es umgekehrt.

Witz wird zur Staatsaffäre

Anstatt das Beste aus seiner Situation zu machen, beklagt man sich heute lieber über Diskriminierung – eine Tendenz, die paradoxerweise zunimmt, je wohlhabender und egalitärer eine Gesellschaft ist.

Jede Bevölkerungsgruppe fühlt sich mittlerweile diskriminiert, auch die Männer. Auf die Spitze treiben es aber die Frauen. Zumindest die privilegierten unter ihnen, die den öffentlichen Diskurs bestimmen, also Politikerinnen, Journalistinnen, Gender-Professorinnen.

Die Frauenfrage überlagert fast jede Debatte. Liest man die Zeitungen, könnte man meinen, dem weiblichen Geschlecht anzugehören, sei die Hölle, vor allem in der Berufswelt: Sie würden schlechter bezahlt, bei Beförde-



Vollendung von Kunst und Kommerz: Historien Gemälde «Roma» von Alfonso Cuarón.

Kino

Bildschirm statt Leinwand

Es ist die Ironie des Jahres. Nicht, weil der Beste Film des Kinojahrs zufälligerweise auch das Jahr abschliesst. Die Ironie besteht darin, dass «Roma» (Weltwoche Nr. 49/18) von Netflix vertrieben wird, dem vom Kinogewerbe ungeliebten Streaming-Dienst. Regisseur Alfonso Cuarón in einem Spiegel-online-Interview: «Der Vertrieb eines sogenannten Arthouse-Films, der noch dazu nicht in englischer Sprache gedreht wurde und keine grossen Stars hat», habe nur sehr limitierte Chancen im Kino. Eine verblüffende Aussage für einen Cineasten, dessen Filme, wie etwa sein mehrfach ausgezeichnete Science-Fiction-Film «Gravity» (2013), die grosse Kinoleinwand fordern.

Gegen den Vulgärklamauk-Wahn

Auch «Roma», diese fulminante Kindheits-erinnerung an die frühen 1970er Jahre in Mexico City, ein üppiges Historien Gemälde aus einer Zeit der sozialen Spannungen, Studenten-Demos und des latenten Rassismus, ist nicht nur pure Kinopracht, sondern auch die Vollendung von Anspruch und Unterhaltung, Kunst und Kommerz, Kri-

tiker- und Publikumsfilm. In Zeiten des Fortsetzungs-, Fantasy- und Vulgärklamauk-Wahns, der Trick- und Fliessbandtechnik ist das fast schon eine Rarität.

Gegen Ende des Jahres liefen grosse Filme, die zugleich dazu beigetragen haben, die Schere zwischen den Arthouse-Filmen und dem hollywoodschen Kommerzkino immer weiter zu öffnen. Als Folge dieses Trends gehen Produktionen kaum noch Wagnisse ein. Der jüngste Film der Coen-Brüder, die Western-Groteske «The Ballad of Buster Scruggs», ist Beleg genug dafür – nur bei Netflix stiessen sie auf entsprechendes Interesse. Es bringt wenig, sich fundamentalistisch an die grosse Leinwand als allein seligmachende Offenbarung zu klammern. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen auch die Einstellung zum Spektakulum. Das Kino wird nicht aussterben, aber der anspruchsvolle Film wohl zunehmend im Netz einen sicheren Hafen suchen. Netflix hat aus dem Konflikt mit «Roma» eine PR-Masche gemacht: Ehe der Film im Netz startet, läuft er eine Woche in den Kinos. Und auf einmal werden die Vorstellungen überrannt. Wolfram Knorr



Zunehmende Lust am Sich-diskriminiert-Fühlen.

rungen übergangen und erst noch ständig sexuell belästigt.

Zwar sind auch viele Frauen vom schrillen Diskriminierungslamento ihrer Geschlechtsgenossinnen genervt, doch es zeigt Wirkung: Bei der Bundesratswahl wird über nichts anderes geredet als über das Geschlecht der Kandidaten, das Parlament stimmt einer Lohnpolizei zu, und viele Unternehmen beordern verzweifelt Alibifrauen in den Verwaltungsrat, da sie trotz grossen Anstrengungen oft keine geeignete Bewerberin finden. Ein geschmackloser Witz von einem Mann ist nicht mehr bloss ein geschmackloser Witz, er wird zur Staatsaffäre hochstilisiert und zum Ausdruck für die «patriarchalen Machtstrukturen» in unserer Gesellschaft erklärt. Siehe Twerking-Affäre bei der Ballon-d'Or-Verleihung.

Die zunehmende Lust am Sich-diskriminiert-Fühlen ist erklärbar: Wer diskriminiert ist, entgeht der Verantwortung. Man ist nicht mehr selber schuld, wenn man einen Job oder ein politisches Amt nicht erhält, sondern das Geschlecht, die Hautfarbe, die sexuelle Ausrichtung oder was auch immer. Das ist bequem. Anzustrengen braucht man sich nicht mehr: Falls man die erstrebte Position oder den gewünschten Lohn nicht erreicht, soll sich gefälligst der Staat darum kümmern, mit Quoten und anderen Antidiskriminierungsmassnahmen.

Die Diskriminierungsmasche funktioniert dermassen effektiv, dass zu befürchten ist, dass sie uns noch lange beschäftigen wird. Der Kreis der Diskriminierten dürfte sich in Zukunft stark erweitern, leider wohl auch in der Männerwelt.

Kulinarik

Jugend forscht

Die Wachablösung hat vor zehn Jahren mit Andreas Caminada im Domleschg begonnen und ist nun weitherum sichtbar: Mittlerweile leiten Caminada-Schüler und ihre Gesinnungsgenossen weitherum Restaurants. Die Generation der 30- bis 40-jährigen Köche hat vielerorts die bisweilen etwas elitäre Spitzengastronomie durch eine zugänglichere, demokratischere Art der Gastfreundschaft ersetzt. Einzig in Frankreich mag das noch anders sein, aber dort spricht der Staatspräsident auch aus einem golddurchwirkten Zimmer zu den Landsleuten.

Gemüse statt Kaviar

Das Schöne an der neuen jugendlichen Spitzenküche ist, dass sie keine einheitliche Erscheinungsform hat, sondern individuell auftritt. Pascal Steffen, «Entdeckung des Jahres 2019» im «Gault Millau», stellt Gemüse ins Zentrum seines Schaffens und nicht Hummer oder Kaviar. Sein Kollege Marius Gamper in Zürich kauft mit einem befreundeten Koch ganze Tiere ein, um sie fachmännisch aufzutischen. Nenad Mlinaric, «Koch des Jahres 2016», entzieht sich der bisherigen Karrierelogik, wonach man möglichst hohe Bewertungen in wichtigsten Führern anstrebt, um sie dann jahrelang zu verteidigen. Stattdessen serviert der Zürcher jetzt in der «Bauernschänke» einfachere, toll schmeckende Gerichte. Kreiert werden sie allerdings von Köchen, die davor in sogenannten Sternerestaurants gearbeitet haben.

Ein weiteres Beispiel für die neuen Prioritäten ist der junge Christian Kuchler, der vor wenigen Jahren von seinem Vater Wolfgang dessen Spitzenrestaurant «Taverne zum Schäfli» übernommen hat und dort zwar eine relativ klassische, französisch grundierte Küche serviert, gleichzeitig aber auch einen Food Truck mit dem sinnigen Namen «Black Sheep» betreibt und daraus an Anlässen Burger oder Hotdogs verkauft.

Der Luzerner Markus Arnold schliesslich hat die Gesetzmässigkeiten von Pop-up-Restaurants zum Geschäftsmodell erklärt. Seine «Steinhalle» in Bern ist mittags ein Bistro mit lockerer Atmosphäre, in dem man zuerst bezahlt und dann isst, nachmittags gibt es Kaffee und (sehr guten) hausgebackenen Kuchen, während abends auf hohem Niveau thematisch gekocht wird: koreanisch, französisch, «vom Feuer»... Das neue Gesetz der Gastronomie heisst: Jeder darf das machen, was er für richtig hält, solange es gut schmeckt. *David Schnapp*



«Es war nicht lustig, aber ich war nie allein»: Unternehmer Kachelmann.

«Meine grosse Leidenschaft»

Vor acht Jahren wurde Jörg Kachelmann vom Strahlemann zum Buhmann. Er wurde zwar freigesprochen, sein vermeintliches Opfer sogar wegen Falschbeschuldigung verurteilt. Trotzdem war nichts mehr wie zuvor. Jetzt kehrt der Erfinder der «Blumenkohlwolke» ins TV zurück. *Von Alex Baur und Christoph Busse (Bild)*

Den Treffpunkt, die Lobby des «Radisson Blu» im Zürcher Flughafen, 13.30 Uhr, hatte Jörg Kachelmann selber vorgeschlagen. Der verkehrstechnisch optimale und um diese Zeit fast menschenleere Saal war logistisch die perfekte Wahl. Das passt zu diesem Mann, der nicht nur sehr schnell, sondern auch sehr praktisch denkt. Wir haben uns seit Jahren nicht mehr gesehen, äusserlich hat er sich kaum verändert ausser, na ja – «Ein bisschen Speck muss noch weg, bevor ich wieder vor die TV-Kamera trete», wie er selber bemerkt.

Von seinem Wesen her ist Kachelmann derselbe, der er vor zehn oder zwanzig Jahren war: ein Luftibus, bei dem man nie den Eindruck hat, er nehme die Dinge allzu ernst, selbst die von ihm gelegentlich eingestreuten Bösartigkeiten sind in elegante Sprüche verpackt. Und das ist doch erstaunlich. Was der 60-Jährige vor acht Jahren erlebte, wünscht

man keinem: Als vermeintliches Sex-Monster landete er am medialen Pranger, sein Intimleben wurde bis in alle Details öffentlich ausgebreitet, vieles war übertrieben oder schlicht erfunden, vor allem der Hauptvorwurf basierte auf einer Falschanschuldigung, wie rechtskräftig feststeht. Kachelmann verlor trotzdem alles. Eine anderer wäre wohl zerbrochen – doch Kachelmann grinste selbst damals, als er in Handschellen vorgeführt wurde, in die Kameras.

Wer hat eigentlich ursprünglich den Jörg Kachelmann erfunden – war es der Roger Schawinski oder doch der Peter Rothenbühler?

Ich habe von beiden schon gehört, sie seien meine Entdecker gewesen, aber das war vor 2009, und es stimmt beides nicht. Am ehesten trifft das wohl auf Peter Balsiger und Beatrice Tschanz zu, die damals das Chefredak-

tionsteam beim *Sonntagsblick* waren. Immerhin geben Schawinski und Rothenbühler seit 2010 Ruhe und wollen nicht mehr gewesen sein, was sie davor ganz dringend für sich reklamierten.

Deshalb frage ich: In Schawinskis Buch über gestürzte Narzissten dienten Sie als Vorzeigebispiel, Peter Rothenbühler hat sich kürzlich in einer Kolumne eher negativ zu Ihrer Rückkehr auf den TV-Bildschirm geäussert.

Man weiss nicht, was die beiden *Buebe* haben, es ist aber auch egal. Bis 2009 waren beide ausgesucht freundlich, für Rothenbühler war ich auch mal per E-Mail der «adjoint préféré». Warum sich beide ab 2010 dringend für eine Stelle in der *Emma*-Redaktion bewerben wollten, kann ich Ihnen nicht sagen. Einige Passagen aus dem Schawinski-Buch sind gerichtlich verboten worden.

Es sind nicht die einzigen ehemaligen engen *buddies*, die sich von Ihnen abgewandt haben. Ob Thomas Bucheli oder Peter Wick, die Wetterfrösche; Matthias Schwibold oder Reinhard Birkenstock, Ihre ehemaligen Anwälte; Frank Werner oder René Zeyer, Ihre ehemaligen Geschäftspartner – sie alle möchten heute, freundlich gesagt, nichts mehr mit Kachelmann zu tun haben. Da fragt man sich natürlich: Sind Sie einer, der verbrannte Erde hinterlässt?

Hoffentlich wissen Ihre Leser, wer diese weitgehend unbekannteren Menschen sind. Ja, 2010 muss bei allen was im Wasser gewesen sein, kurz davor war alles so anders. Stellvertretend eine Mail vom lieben René aus dem April 2009, als er sich mal wieder mit mir treffen konnte und sich schon vorfreute, Zitat: «So viel zu mir, langsam dräut der Mai, und Du hast ja mal in Aussicht gestellt, dass es da zu einem Stelldichein kommen könnte.» So viel Männerfreundschaft, vor 2010. All die erwähnten Leute, die mir noch samt und sonders 2009 und davor freundlichst schrieben, scheinen 2010 ihr anderes Ich entdeckt zu haben oder wurden zu der Zeit um Mitternacht alle gleichzeitig von einem Werwolf besucht. Ich konnte mich damals nicht wehren, und diese schwachen Menschen fühlten sich offenbar gerne stark, weil ich mich damals kurz nicht wehren konnte.

Sie haben öffentlich scharf zurückgeschossen und auch nie ein Blatt vor den Mund genommen.

Es gab damals, 2011, so ein Interview in der *Weltwoche*, und da habe ich den einen oder anderen erwähnt und mich über seine plötzliche und unerklärliche Veränderung gewundert, klar. Es ist ja auch lustig, dass jahrelang überaus freundliche Menschen sich plötzlich überaus unfreundlich zeigen, als ich Opfer eines Verbrechens wurde. Ich habe damals vieles über die Menschen gelernt. Die guten waren immer da, blieben damals da und sind heute noch da. Auch bekannte, aber ich käme nur nicht auf die Idee, das hier stolz mit Namen zu vermelden.

Sie haben die ARD vor zwei Jahren in einem Stern-Interview noch scharf angegriffen. Sie sagten, sie würden nie mehr mit diesem Sender zusammenarbeiten – jetzt kommen Sie zurück ins öffentlich-rechtliche deutsche TV. Wie geht das auf?

Ich werde ab Januar wieder regelmässig beim MDR auftreten, bei der ARD war ich schon öfter mal in Sendungen in den letzten Jahren, unter anderem bei Frau Maischberger. Lustig waren die vielen Versuche der Medien, irgendeinen Gegensatz herauszuarbeiten, als ob das nicht zwei unterschiedliche Sender wären. Aber auch wenn's anders wäre: Nur Deppen ändern ihre Mei-

nung nie. Ich war damals verletzt, dass ich als Verbrechenopfer im Gegensatz zu einer Vorbestraften wie Alice Schwarzer eine Weile nicht vorkommen durfte. Das fand ich ungerecht. Und weil ich weiss, dass ich ein schneller Verzeiher bin, habe ich auch ein bisschen rumgehupt, damit ich konsequent bleibe mit meinem *Trötzele*. Aber ich kann nie lang *trötzele*, und ich bin dankbar, dass sich der MDR gemeldet hat und ich in ein Format zurückkann, das ich schon von früher kenne.

Acht Jahre nach der Katastrophe kommt Kachelmann zurück, ab Januar moderieren Sie wieder die Talk-Sendung «Riverboat» auf dem deutschen Sender MDR. Sie sind also wieder dort, wo Sie 2009 aufgehört haben. Der Rheintaler titelte: «Ein Freispruch erster Klasse». Sind Sie nun rehabilitiert?

Es gibt keinen Freispruch unterschiedlicher Klassen, das ist eine Medienerfindung. Um es aber eindeutig für die letzten Böswilligen zu machen: 2016 hat das Oberlandesgericht Frankfurt die Falschbeschuldigungs-Täterin, Frau D., verurteilt, weil sie mich «vor-

«Ich war nie verbittert oder von Hass erfüllt, wie vielleicht einige denken.»

sätzlich, wahrheitswidrig und mit krimineller Energie der Vergewaltigung bezichtigt» hatte, wie es im Urteilstext heisst. Es steht damit rechtsgültig fest: Ich wurde nicht freigesprochen, weil genügend Beweise fehlten, sondern, weil ich einer Falschanschuldigung zum Opfer gefallen war. In der Schweiz wurde das leider kaum zur Kenntnis genommen. In der Schweizer Öffentlichkeit wurde ich allerdings auch nicht so massiv verurteilt wie in Deutschland. Hier war alles weniger extrem, in beide Richtungen.

Beim erwähnten Frankfurter Prozess gegen das falsche Opfer war ein einziger Journalist anwesend. «Panorama» auf ARD brachte später einen zehnminütigen Beitrag, in dem die vorsätzliche falsche Anschuldigung und die verheerende Wirkung einer Vorverurteilung thematisiert wurden. Ein Richter übte scharfe Kritik am Vorgehen der Justiz und der Staatsanwaltschaft Mannheim. Das war's...

... das war wohl die erste und einzige gute Fernsehzusammenfassung von allem, was wirklich passiert ist.

Nun haben Sie ja selber Karriere als Journalist gemacht, unter anderem beim *Sonntagsblick* und bei der *Schweizer Illustrierten*. Hand aufs Herz: Wie hätten Sie über Kachelmann berichtet, wenn Sie nicht selber Kachelmann gewesen wären?

Ich glaube wirklich, ich hätte es richtig gemacht. In meiner Zeit beim *Sonntagsblick* liefen zum Beispiel all die Geschichten um

Elisabeth Kopp und ihren Mann. Wir haben wochen- und monatelang erst mal nichts gemacht, haben gewartet, recherchiert. Und als wir berichteten, liessen wir alle Seiten zu Wort kommen. Ich habe im Übrigen nur sehr wenige «People-Geschichten» geschrieben. Ich erinnere mich etwa an eine Geschichte über Harald Juhnke, aber ich glaube, ich habe es anständig gemacht.

Wie lebt es sich so als vermeintliches Monster?

Ich hatte nicht den Eindruck, dass mich jemals jemand als Monster sah, Sie haben zu viel *Blick* gelesen damals. Mir ist nie jemand auf der Strasse begegnet, der unfreundlich gewesen wäre. Ich hatte vor allem damit zu kämpfen, dass viele Medien ihre Vorverurteilung mit einer Nachverurteilung zu begründen versuchten. Das wurde dann spätestens mit dem Frankfurter Urteil von 2016 unmöglich.

Ulrich Wickert, der langjährige Anchorman der ARD-Nachrichten, sagte in der erwähnten «Panorama»-Sendung mit einem bedauernden Schulterzucken: «Man kann ihn [Kachelmann, d. Red.] nicht mehr zurückholen, er ist nicht mehr der, der er einmal war.» Im Klartext: Der Image-Schaden ist nicht mehr gutzumachen, Kachelmann hat seine Unschuld verloren, egal, wie unschuldig, er ist ruiniert.

Sieben Jahre nach meinem Freispruch sitzen wir hier und reden statt über das Wetter, immer noch darüber, was damals passiert ist. Ich frage mich natürlich schon, ob ich den Tag noch erlebe, an dem das alles abgehakt ist. Tatsache ist aber auch: Ich bin wieder zurück auf dem Bildschirm, und ich freue mich auf die Sendung «Riverboat». Ich hoffe, dass das jahrelange Interesse an mir, das auf einem Verbrechen an mir beruht, nun positiv kanalisiert wird, indem sich noch mehr Menschen für dieses auch jetzt schon erfolgreiche Format interessieren. Was viele Medien nicht verstanden haben: Es war ja nicht so, dass mein Engagement bei «Riverboat» damals wegen der Anklage eingestellt wurde. Es gab seit meinem ersten Auftritt 1997 in der Talkshow mehrere Pausen; ich ging im Februar 2009 vom MDR weg, also fast ein Jahr bevor die falschen Anschuldigungen gegen mich publik wurden.

Trotzdem, ein solcher Absturz, vom Traumschwiegersohn zum vermeintlichen Vergewaltiger, das verändert doch einen Menschen.

Natürlich haben die Falschanschuldigung und deren Folgen Narben bei mir hinterlassen, die nie verheilen. Aber ich war nie verbittert oder von Hass erfüllt, wie vielleicht einige denken. Ich schreibe regelmässig für den *Tagi* und *T-Online*, mache Videos für den *Spiegel*, bin aktiv auf Twitter und neige gerne zu deutlicher Schreibe mit kleinen Anteilen von

Polemik – das ist natürlich für einen *Weltwoche*-Redaktor etwas Wildes. Ich schrieb schon immer so. Ich bin als kleiner *Schwob* mit vier Jahren nach Schaffhausen gekommen und fand in meiner Kindheit Bundestagsdebatten sehr spannend: Brandt, Strauss, Wehner. Ich wollte eine Zeitlang Politiker werden. Ich war später wenige Wochen Mitglied bei der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, bis ich gegen den Genossen Neukomm in einer Podiumsdiskussion antrat und ich das komisch fand. Ich war beim VCS und beim WWF, ziemlich grün angehaucht, beim *Sonntagsblick* habe ich mich in meinen Anfängen bei *Blick*-Chefredaktor Uebersax unbeliebt gemacht, weil ich viel über das Waldsterben schrieb, und das war bei Ringier in den frühen 1980er Jahren gar nicht beliebt...

... aber Sie waren auch der Erste, der in der *SI* später gross berichtete, dass das Waldsterben nicht stattgefunden habe.

Ich bin jederzeit in der Lage, einzugestehen, wenn ich etwas völlig falsch eingeschätzt und *en Seich verzellt* habe, auch wenn ich damals in gutem Glauben berichtete, was mir die Waldexperten in der Schweiz sagten. Ich habe ja keine Kommentare geschrieben, habe aber schon durch die Auswahl der Gesprächspartner eine Gegenposition zum *Blick* eingenommen. Dass infolge des vermeintlichen Waldsterbens Tempo 80/120 eingeführt wurde, war trotzdem eine Errungenschaft. Wenn ich nur ein Prozent dazu beigetragen haben sollte, würde mich das stolz machen. Ein zivilisiertes Land hat ein Tempolimit auf Autobahnen.

Niemand hat sich bei der Autoindustrie entschuldigt, die damals zu Unrecht angeklagt und an den Pranger gestellt wurde. Hat sich irgendjemand je bei Ihnen entschuldigt?

Nein.

Inzwischen leben wir in Zeiten, in denen Promis unter dem Stichwort «metoo» serienweise wegen vermeintlicher oder tatsächlicher sexueller Übergriffe medial gelyncht werden, ohne Anklage, ohne Prozess, ohne Verteidigung. Was denken Sie – würden Sie eine Anschuldigung, wie sie Ihnen vor acht Jahren widerfahren ist, heute noch überleben?

Ich weiss es nicht. #MeToo ist etwas anderes. Es gibt viel Furchtbares, echte Opfer auf beiden Seiten. Ich möchte nicht, dass mein Fall von irgendeiner Seite instrumentalisiert wird. Ich weiss aus meinem engsten Familienkreis, was eine Vergewaltigung für eine Frau bedeutet. Ich weiss von mir, was eine Falschbeschuldigung bedeutet. Man darf nicht so tun, als ob das eine gegen das andere Verbrechen aufrechenbar wäre oder als ob es eine Verbindung gäbe.



«Öffentlich vorgeführt»: Untersuchungshaft, 2010.

Sie sitzen so locker da, ein fröhlicher Bursche, ganz der alte Luftikus mit den Blumenkohl-Wölkli. Ich nehme Ihnen das nicht so ganz ab. Wegen einer Falschanschuldigung haben Sie mit 52 Jahren alles verloren, den Ruf, die Firma, ein Vermögen, die Karriere; bis ins Intimleben wurden Sie öffentlich blossgestellt, jahrelang haben Sie um Ihre Rehabilitierung zahllose Prozesse geführt. Wie kann man nach alledem noch lachen?

Luftikus, was ist denn das? Ich bitte Sie. Ich war immer optimistisch, auch wenn es schwer war, sogar im Gefängnis. Fragen Sie Roger Köppel, der mich kurz nach dem Prozess stundenlang befragte. Ich bin unschuldig. Das ist ein starkes Schwert. Auch bei all den angeblichen Frauengeschichten, die damals über mich verbreitet wurden, stimmte übrigens vieles nicht – fast alles ist verboten worden. Natürlich gab es auch dunkle Momente der Verzweiflung damals, ich habe um mein Leben gekämpft, gegen eine durchgeknallte Mannheimer Justiz, Lügenpolizisten, Medien mit *göiferndem* Hang zur freien Erfindung. Es war nicht lustig, aber ich war nie allein. Nach der nachtretenden Begründung meines Freispruchs 2011 – die Richter versuchten mit einem Frustfoul so zu tun, als ob irgendwas nicht eindeutig war – wusste ich: Das ist nicht das Ende, sondern der Anfang meines Kampfes. Ich hatte vier Ziele: Verurteilung der Täterin wegen Falschanschuldigung, Verurteilung der Staatsanwaltschaft wegen ihrer fortgesetzten Lügen, Verurteilung des Axel-Springer-Verlags – und ich wollte mein Berufsleben zurückhaben. Diese vier Ziele habe ich nun erreicht.

Rache als Quelle des Glücks?

Nein, das hat nichts mit Rache zu tun, es ist das Herstellen von Recht und Gerechtigkeit. Stellen Sie sich vor, ein weibliches Verbrechenopfer wehrte sich mit allen Mitteln dagegen, dass der Täter ungestraft davon-

kommt. Da würde keiner von Rachsucht reden, alle wären begeistert – bei mir soll das dann Rache sein? Abseitig. Ich bin solidarisch mit den Opfern von sexueller Gewalt. Aber ebenso setze ich mich für die Opfer falscher Anschuldigungen ein.

Sie sind heute also ein rundum glücklicher Mensch – verheiratet, drei Kinder, glücklicher als je zuvor?

Ja.

Warum so knapp? Sie sind sonst auch nicht um grosse Sprüche verlegen.

Ich habe eine wunderbare Familie und ebensolche Kollegen bei unserer Wetterfirma und viele Menschen, die mich in den letzten Jahren begleitet und mir auch Stutz gepumpt haben, als es notwendig war, das muss als Information für Sie reichen. Ich habe in der Öffentlichkeit nie freiwillig über

«Das hat nichts mit Rache zu tun, es ist das Herstellen von Recht und Gerechtigkeit.»

mein Privatleben gesprochen – keine Home-stories. Ich möchte das weiterhin so halten. Wer fremde Menschen zu sich lässt für ein *schlifriges Gschichtli* in der *Schweizer Illustrierten*, hat die Kontrolle über sein Leben verloren.

Was hat die Falschanschuldigung – neben all dem Leid – finanziell gekostet?

Einen siebenstelligen Betrag. Ich habe damals alles verloren, was ich hatte – und noch etwas mehr dazu.

Sie sind jetzt sechzig, Sie mussten noch einmal fast bei null anfangen, kämpfen sich auf die Bühne zurück – eine Kolumne beim Tages-Anzeiger, da und dort eine Expertenmeinung oder ein Blog, ein Spiegel-Wettertalk zum Nulltarif...

Inzwischen zahlt der *Spiegel* sogar, und die 115 000 Follower auf Twitter freuen mich, ich mag kurzes Schreiben noch vom *Sonntagsblick* her. Aber ich arbeite nicht nur für die Medien. Was für mich ganz wichtig ist, für unsere Wetterfirma: Mit der Vereinigten Hagel, einer deutschen Versicherung, bauen wir zurzeit 2000 Wetterstationen auf. Das Fernziel ist eine Wetterstation für jede der 11 000 deutschen Gemeinden, und wir wollen das auch für die Schweiz umsetzen, weil wir eine professionelle Wetterstation für nur rund 600 Stutz entwickelt haben. Meine grosse Leidenschaft ist und bleibt das Wetter. Das hat nur ganz kurz aufgehört, damals, weil ich mich gegen einen grossen äusseren Feind wehren musste. Mein Konfirmations-spruch war: «Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten?» Daran habe ich immer gedacht, und es hat mir geholfen. Ich hätte das womöglich alles nicht ausgehalten, wenn ich nicht gläubig wäre.



Vier Mal pro Woche: **Die andere Sicht**

Die tägliche Nachrichtensendung für *Weltwoche*-Abonnenten. Chefredaktor Roger Köppel kommentiert von Montag bis Donnerstag, jeweils ab 16.30 Uhr, die Themen des Tages und unterhält sich mit interessanten Gästen. Für Abonnentinnen und Abonnenten ist diese Dienstleistung kostenlos. www.weltwoche.ch/daily



Zwischen Heimweh und Fernweh

Mit dem Hit «E Guete – Bon appétit» landete Miss Helvetia alias Barbara Klossner auf Platz eins der Charts. Ob man ihre Musik als Schlager, Ländler oder Chanson bezeichnet: «S Schnuderwibli» aus dem Diemtigtal liegt im Trend. Sogar die Romands sind verzückt. Von Alex Baur und Hervé Le Cunff (Bild)

Wenn sie vor zwanzig Jahren mit ihrer Diemtigtaler Tracht durch Thun flanierte, erinnert sich Barbara Klossner, habe man sie bestenfalls schräg angeschaut. Irgendwann, vor zehn Jahren vielleicht, sei die Ablehnung in Neugierde gekippt. Und heute? – «Die Leute lachen mir spontan zu, finden das toll», sagt sie, «auch wenn sie nicht so genau wissen, wo das Diemtigtal überhaupt liegt und was eine Werktagstracht von einer Sonntagstracht unterscheidet.»

Nicht nur ihre Tracht findet plötzlich Anklang. Mit ihrem Ohrwurm «E Guete – Bon appétit» erklimmt Miss Helvetia alias Barbara Klossner heuer überraschend Platz eins der Schweizer Charts. Im Berner Oberland, zum Teil auch in der Romandie und in der Ländlerszene, kennt man sie schon lange. Denn neu ist sie nun wirklich nicht im Mettler. Klossner ist als Jodlerin schon um die halbe Welt getourt, begeisterte die Menschen in Israel, Japan, China, Korea, Thailand oder Senegal mit ihrem Diemtigtaler Naturjodel. Mit 38 Jahren ist sie nun auch beim breiten Schweizer Publikum angelangt.

Angus Young im Sennen-Chutteli

Swissness liegt im Trend. Der volkstümliche Pop-Schlager oder wie man den *kurligen* Mix verschiedener Musikrichtungen auch immer nennen will, feiert schon seit geraumer Zeit kultige Urstände, vor allem in ländlichen Gegenden. Abseits der staatlich geförderten Kulturtempel und weitgehend unbemerkt vom medialen Mainstream ist eine lebendige Szene von Profimusikern herangewachsen, die hemmungslos Althergebrachtes mit Neuem, Leichtes mit Schwerem, Heimisches mit Fremdem vermischt. Der gemeinsame Nenner: Es wird Mundart gesungen.

Mundart-Hits hat es immer wieder gegeben, seit die Minstrels 1969 aus dem Nichts mit «Grüezi wohl, Frau Stirnimaa» einen Gassenhauer lancierten, der sich siebzehn Wochen lang (zehn davon auf Platz eins) in den Top Ten hielt. Die Chansons von Mani Matter kann bis heute fast jedes Kind miträllern, Polo Hofer, Kuno Lauener oder Gölä verbuchten ihre grössten Erfolge mit Mundart-Songs. Bligg wagte es als Erster, Elemente und Instrumente

der Volksmusik in seinen Rap einzubauen. Trauffer ging einen Schritt weiter und erhob den einst als Hudigäggeler belächelten und verspotteten Ländler zu seiner musikalischen Basis. Mit durchschlagendem Erfolg.

Es ist kein Zufall, dass Barbara Klossner wie Trauffer aus dem Berner Oberland stammt. Die beiden kennen sich schon lange. Auch der Werdegang des Handörgelers Adamo, der mit Miss Helvetia als Bühnenpartner durchs Land tingelt, führte über Trauffer. Das Duo hat allerdings mehr als Ländler-Schlager auf Lager. Der Zuschauer bekommt in einer Art Variété-Show mit Tanzeinlagen auch mal «La vie en rose» von Edith Piaf oder einen unverschämte scharfen Jazz-Riff aus der Handorgel von Adamo geboten. Der schlaksige Tausendsassa aus Wolhusen – eine Art Angus Young im Sennen-Chutteli – ist ein Akkordeon-Virtuose. Das Alleinstellungsmerkmal des Duos bleibt indes der Jodel.

«Klossner ist nicht nur ein Multitalent und Energiebündel», schwärmt TV-Moderator («Potzmusig») und Ländlerprinz Nicolas Senn, «sie musiziert auch handwerklich auf einem Top-Niveau.» Klossner gehöre zu den ganz wenigen, die in der traditionellen volks-

Sie begeisterte schon Menschen in Israel, Japan, China, Korea, Thailand oder Senegal.

tümlichen Szene ebenso respektiert würden wie in poppigeren Kreisen. Das sei etwa letztes Jahr beim Eidgenössischen Jodlerfest in Brig oder beim Unspunnenfest zum Ausdruck gekommen, wo Klossner als Expertin für das Fernsehen mitmoderierte. Nicht für SRF – dort war Senn selber der Experte –, nein, für die Welschen auf RTS.

Wer ist diese Frau? Barbara Klossner empfängt uns in ihrem Elternhaus, einem stattlichen Chalet im Diemtigtal, wo sie zusammen mit ihren beiden Brüdern aufgewachsen ist. Aber eigentlich waren es fünf Brüder. Womit wir schon mitten in dieser eigenwilligen Lebensgeschichte drin wären. Als sie acht Jahre alt war, kamen zu den leiblichen Brüdern drei Cousins hinzu, die Vollwaisen geworden wa-



Befreiende Urgewalt: Jodlerin Miss Helvetia alias



ren. Barbara war die Zweitälteste, und es braucht nicht viel Fantasie, um zu errahnen, was das hiess: Als «Schnuderwibli», wie sie sich selber bezeichnet, dirigierte sie die Rasselbande herum. Oder sie versuchte es. Gelegentlich setzte es auch mal eine *Bläuele* ab – nichts, was bleibende Narben hinterlassen hätte, vielleicht aber zu jenem Gottvertrauen führte, das sie heute grosszügig verströmt.

Das Diemtigtal ist eine durch und durch bäuerliche Gegend, wo sich die Kinder vor allem in zwei Disziplinen austoben: Schwin-

Ihr Jodeln ist eine Sprache ohne Worte, die jeder versteht und die keinen kaltlässt.

gen und Skifahren. Einen Fernseher gab es zwischendurch auch mal. Doch als die Jungen dauernd vor der Kiste sasssen, nahm Barbaras Mutter eines schönen Tages den Vorschlaghammer in die Hand. Danach gab es sechs Jahre keine Flimmerkiste mehr bei Klossners. Umso eifriger wurde musiziert. Und gejodelt.

«Mutmasslich», sagt Barbara Klossner, «habe ich schon in Mutters Bauch gejodelt.» Gelernt hat sie den technisch ausgereiften Kehlkopfschlag als kleines Mädchen von ihrer Tante, die viel zu jung starb. Vielleicht ist es dieses Vermächtnis, das sie seither in sich trägt und pflegt. Der Jodel – genauer gesagt, der Naturjodel, also jene Spielart, die ohne Worte und Noten auskommt und in der Regel solo vorgetragen wird –, das ist für sie die musikalische Urquelle schlechthin.

Kehlkopfschlag am Konservatorium

Vielleicht hat es auch mit ihrem Grossvater zu tun, der unten in Oey eine Gastwirtschaft betrieben hatte. Am Freitag war, so sicher wie der sonntägliche Gottesdienst, in der Beiz Stubete angesagt, es wurde getanzt und gestampft, dass die Balken zitterten. Musik – Ländlermusik – aber auch Mozart, gehörte von klein auf zu ihrem Leben. Mit sieben bekam sie die erste Blockflöte, mit acht ging sie ins Ballett, nach Thun, mit zwölf spielte sie Schwyzerörgeli, später auch noch Querflöte. Sie machte beim Dorftheater mit, rezitierte Gedichte, jodelte im Chor. Andere Teenager gingen in die Vereine, weil sie mussten oder weil es im Bergtal nichts anderes gab. Barbara wollte.

Eigentlich wäre Barbara Klossner gern ans Konservatorium gegangen. Sie entschied sich für eine KV-Lehre, zum einen, weil die Theorie nie zu ihren Stärken gehörte, zum andern, weil sie möglichst bald finanziell selbständig sein wollte. In der Debitorenabteilung der Thuner Aarewerke verschaffte sich die resolute Lehrtochter aus dem Diemtigtal schnell Respekt. «General Klossner», so wird überlie-

fert, habe selbst Sozialhilfebezüger dazu gebracht, ihre Stromrechnung pünktlich zu bezahlen.

Kaum hatte sie mit achtzehn Jahren den Lehrabschluss (Note 4,9) in der Tasche, zog es sie in die Fremde, zuerst nach Paris, in die Hotellerie, dann nach Genf. Anfänglich habe sie «gelitten wie ein Hund», und hätte es ihr der Stolz nicht verboten, wäre sie wohl schnurstracks ins traute Diemtigtal heimgekehrt. Schliesslich fand sie eine Stelle in der Verwaltung einer Weinhandlung, wo sie acht Jahre lang blieb. Der Genfer Jodlerklub Alphüttli, bei dem Barbara Klossner mitjuchzte, bevor sie eine feste Stelle hatte, half gegen das Heimweh. Später musizierte sie auch bei Les Amis du Lac Léman.

Schon bald kommandierte «General Klossner» den Genfer Jodlerzirkel, und wie. Als erstes schaffte sie die Regel ab, nach der nur Deutsch gesungen wurde. Dann holte sie junge Leute rein. Ob Russen oder Chilenen, dunkler oder gelber Hautfarbe, das interessierte sie nicht. Der Multikultiverein jodelte sich in kürzester Zeit in die Herzen der Welschen und der Genfer im Besonderen.

Vor gut zehn Jahren hat Barbara Klossner ihren Lebensmittelpunkt zurück ins Berner Oberland verlegt. Zwischendurch verschwindet sie jeweils für ein paar Monate nach

Zwischendurch verschwindet sie nach Brasilien, um ihren Capoeira-Tanz zu perfektionieren.

Brasilien, um ihren Capoeira-Tanz zu perfektionieren. Ein Rapper aus Senegal engagierte sie kürzlich als *opening act* für ein grosses Konzert in Dakar. «Die Organisation war eine Katastrophe, nichts klappte, ich wollte schon heimkehren», erinnert sie sich, «doch kaum stand ich auf der Bühne, tobte das Publikum.»

Bloss eingeschlafen

Wenige sind so viel in der Welt herumgekommen wie Miss Helvetia, wenige sind ihrer Scholle so eng verbunden geblieben wie sie. Ihr ganzes Leben pendelt irgendwo zwischen Heimweh und Fernweh. Und wenn sie jodelt, dann ist es, als breche diese Sehnsucht als befreiende Urgewalt aus dem stämmigen und doch anmutigen *Wibli* heraus – etwas Raum- und Zeitloses, eine Art Esperanto ohne Worte, eine Sprache, die jeder versteht und die keinen kalt lässt.

Nein, der Jodel ist nicht tot. Er war bloss eingeschlafen und wartete darauf, wachgeküsst zu werden. Neuerdings kann man den Kehlkopfschlag sogar am Konservatorium in Luzern studieren. Was Miss Helvetia im Diemtigtal, in Genf, Rio und Dakar gelernt hat, lässt sich dort allerdings kaum vermitteln. ○

Barbara Klossner, Bühnenpartner Adamo.

«Ich will dieses Land verändern»

SP-Nationalrat Cédric Wermuth versteht sich als Feminist. Dass er mit seiner Ständeratskandidatur eine Frauennomination verhinderte, gab viel zu reden. Er selbst hat eine genaue Vorstellung davon, was der Gleichstellung entgegenwirkt: der Kapitalismus. *Von Erik Ebnetter*

Herr Wermuth, im Herbst waren Sie auf dem Cover der *Weltwoche*. Eine Fotomontage zeigte Ihr Gesicht mit der Frisur von Juso-Präsidentin Tamara Funicello, darunter die Zeile: «Die Mär von der diskriminierten Frau». Was war Ihre erste Reaktion, als Sie das sahen?

Das weiss ich nicht mehr. Ich erinnere mich aber, dass es im Artikel mit keinem Wort um mich ging. Als Leser fühlte ich mich in die Irre geführt. Ob das gut ist, muss Ihr Chef wissen.

Sie fanden es nicht gut?

Ich hätte es wahrscheinlich nicht so gemacht. Aber ich hatte auch keine Mühe damit. Wer nicht einstecken kann, soll auch nicht austeilen. Als ich mich entschied, für den Ständerat zu kandidieren, wusste ich, dass ich kritisiert werden würde. Das gehört zum Geschäft.

Gab es Kritik, die Sie besonders störte?

Die Debatte um die Frauenvertretung in Politik und Wirtschaft war dringend nötig, und ich erklärte ja auch ausführlich, wie ich mich für die Gleichstellung engagiere. Nur wollte das niemand hören. Stattdessen hiess es, ich hätte meine Glaubwürdigkeit verspielt und sei nicht mehr befugt, eine solche Gleichstellungspolitik zu vertreten, Punkt, aus.

Wie sieht eine solche Politik denn aus?

Sie sorgt für Lohngleichheit bei den Geschlechtern, aber auch für bessere Arbeitsbedingungen in den Betreuungsberufen. Es sind ja vor allem Frauen, die als Erzieherinnen und Pflegerinnen diese wichtige Aufgabe in der Gesellschaft übernehmen, ohne dafür die angemessene Wertschätzung zu erfahren.

Und was wollen Sie dagegen tun? Lohn-erhöhungen per Gesetz?

Warum nicht? Aber das genügt nicht. Mehr Personal in Spitälern und Altersheimen ist ebenso nötig. Und natürlich müssen Männer mehr Familienarbeit übernehmen.

Das kann die Politik nicht durchsetzen.

Sie kann die Voraussetzungen dafür schaffen. Zum Beispiel brauchen wir endlich eine echte Elternzeit und eine allgemeine Arbeitszeitreduktion.

Wie viele Stunden sollen wir denn arbeiten?

Die SP fordert in ihrem neuen Wirtschaftspapier die 35-Stunden-Woche. Aber wahrscheinlich muss man noch weiter runter.

Frankreich kennt die 35-Stunden-Woche. Wenn Sie schauen, wo das Land heute steht: Würden Sie sagen, diese Massnahme war ein Erfolg?

Die Probleme von Frankreich haben nichts mit der 35-Stunden-Woche zu tun, aber das ist ein anderes Thema. Die Frage für die Schweiz lautet: Was ist das für ein Land, wo wachsender Wohlstand nicht zu einer Reduktion von erzwungener Lohnarbeit führt?

Wer sagt, dass Lohnarbeit immer erzwungen ist?

Wir arbeiten, weil wir Geld zum Leben brauchen. Das ist der Kernzwang im Kapitalismus.

Sie kandidieren freiwillig für den Ständerat und stürzen sich in einen Wahlkampf ...

Arbeiten muss ich, was nicht heisst, dass ich es nicht gerne tue. Ich habe eine Arbeit, die mich erfüllt. Das ist ein Privileg, und ich bin mir dessen bewusst. Aber Sie lenken jetzt ab, weil Sie nicht über die eigentlichen Fragen reden wollen.

Was sind die eigentlichen Fragen?

Warum werden Hausarbeit und Kinderbetreuung nicht als Arbeit angesehen? Warum werden gewisse Arbeiten so viel besser entlohnt als andere? Und warum sind es vor allem Männer, die davon profitieren? Wenn morgen alle Krippen-Mitarbeiterinnen streiken würden, hätten wir ab Mittag den Ausnahmezustand. Wenn alle Investmentbanker streiken würden, wäre

alles wie immer – oder sogar viel besser, weil die Investmentbanker nicht mehr an ihren Massenvernichtungswaffen basteln würden, wie Warren Buffett, der erfolgreichste Investor der Welt, diese Finanzderivate nennt. Weshalb also verdienen Investmentbanker so viel mehr als Kindererzieherinnen?

Weil es Leute gibt, die bereit sind, den Investmentbankern so viel zu bezahlen.

Und warum?

Weil sie sich von deren Arbeit einen Mehrwert versprechen.

Das ist genau der neoliberale Irrtum: Man glaubt, alles mit dem Marktmechanismus

erklären zu können. Aber der sogenannte Markt richtet sich nicht nach den Bedürfnissen der Mehrheit. Der Kapitalismus ist ein Herrschaftssystem, das sich über Jahrhunderte herausgebildet hat. Wir leben in einer Gesellschaft, die ihre zentrale Machtressource, nämlich das Kapital, so verteilt, dass primär gutausgebildete Männer davon profitieren.

Warum setzen Sie sich dann nicht für tiefere Parlamentariergehälter ein? Im Parlament sitzen schliesslich viele gutausgebildete Männer.

Parlamentarier haben keine überrissenen Löhne. Und man kann ohnehin nur etwas bewirken, wenn man die Spielregeln für alle verändert.

Es würde Ihnen vielleicht etwas leichter fallen, diese Regeln zu ändern, wenn Sie mit gutem Beispiel vorangingen. Sie könnten glaubwürdiger auftreten.

Ich glaube nicht, dass ich in dieser Frage ein Glaubwürdigkeitsproblem habe. Natürlich könnte auch ich mehr beitragen für einen gesellschaftlichen Kompromiss. Aber ich bin zum Beispiel nie gegen höhere Steuern, wenn sie gut investiert sind, obwohl ich selbst gut verdiene.

Sie sind aber auch nie für Staatsabbau, und Sie beziehen Ihren Lohn nun einmal vom Staat.

Seit ich in der Politik bin, mache ich eigentlich nichts anderes, als gegen das Staatswachstum anzukämpfen. Die Bürgerlichen schmeissen mit dem Geld ja nur so um sich. Ich bin gegen mehr Mittel für die staatliche Überwachung, gegen zusätzliche Milliarden für die Armee, gegen die irrwitzigen Subventionen für die industrielle Landwirtschaft, gegen die obszönen Steuergeschenke für Grossunternehmen.

Der grösste Posten im Bundesbudget betrifft die soziale Wohlfahrt. Da gelten Sie nicht gerade als geizig.

Das wäre auch verheerend für unsere Gesellschaft. Wir erarbeiten unseren Wohlstand gemeinsam. Und der Sozialstaat sorgt dafür, dass sich nicht ein paar wenige an dieser gemeinsamen Anstrengung bereichern, sondern alle etwas davon haben. Zudem ist die AHV das grösste Entlastungsprogramm für junge Familien, das in der Schweiz je eingeführt wurde. Früher mussten die Kinder für ihre pensionierten Eltern aufkommen.

Sie sind Vater von zwei Töchtern.



«Als Leser fühlte ich mich in die Irre geführt»: *Weltwoche* vom 4. Oktober.



«Gegen das Staatswachstum»: SP-Mann Wermuth.

Die ältere ist dreieinhalb, die jüngere halbjährig.

Glauben Sie, die beiden hätten es dereinst einfacher, wären sie als Jungen auf die Welt gekommen?

Ich befürchte es, denn ich sehe, wie schnell sie in Geschlechterrollen gedrückt werden. Die Ältere bekommt schon *Bäbi* und

«Gleichberechtigung ist leider nicht nur eine Frage des persönlichen Willens.»

rosa Sachen geschenkt. Zu glauben, die Kindererziehung sei Privatsache, ist jedenfalls eine bürgerliche Illusion.

Wie reagieren Sie, wenn Ihre Tochter im Spielzeugladen ganz bürgerlich zu den Barbies und nicht zu den Autos will?

Man kann die Kinder natürlich nicht von der Welt fernhalten.

Das heisst, Sie würden Ihrer Tochter zu Weihnachten eine Barbie schenken, wenn sie das wollte?

Nein, das brächte ich nicht übers Herz.

Und ein ferngesteuertes Spielzeugauto?

Damit hätte ich kein Problem.

Versteht Ihre ältere Tochter bereits, dass es Jungen und Mädchen gibt?

Sie lernt es gerade, und es beschäftigt sie sehr. Sie hat kurze Haare, und es kommt oft vor, dass mich Leute in ihrer Gegenwart fragen: «Wie heisst er?» Ich sage dann: «Es ist ein Meitli.» Und die Reaktion ist fast immer dieselbe: «Die ist aber herzlich.» Dass Mädchen herzlich zu sein haben, ist die gesellschaftliche Norm, und dazu gehört eben auch die Frisur. Meine Tochter merkt das natürlich und wünscht sich jetzt lange Haare.

Und Sie haben etwas dagegen?

Überhaupt nicht. Ihre Haare wachsen einfach sehr langsam. Das ist genetisch bedingt.

Wie oft kommt es denn eigentlich vor, dass Sie mit Ihren Kindern unter Leuten sind?

Ich betreue sie fix einen Tag pro Woche und versuche auch sonst, viel mit ihnen zu unternehmen.

Wer kümmert sich in der übrigen Zeit um die Kinder?

Sie gehen an einzelnen Tagen in die Krippe, und manchmal sind sie bei ihren Gross-

eltern. Meine Partnerin ist Lehrerin in einem Teilzeitpensum.

Ihre Partnerin übernimmt aber den grössten Teil der Kindererziehung?

Ja, das ist sicher richtig. Gleichberechtigung ist leider nicht nur eine Frage des persönlichen Willens. Es gibt gesellschaftliche Strukturen, die gewisse Lebensmodelle erschweren. Der Parlamentsbetrieb, wie er heute organisiert ist, macht es mir nicht einfach, weniger zu arbeiten. Ich war übrigens schon Nationalrat, als unsere ältere Tochter zur Welt kam. Hätte ich mich als junger Vater entscheiden müssen, in die Politik zu gehen – ich hätte vielleicht darauf verzichtet.

Warum wollen Sie denn jetzt Ständerat werden? Ständeräte haben mehr Repräsentationspflichten und Kommissionssitzungen als Nationalräte.

Dafür dauern diese Sitzungen weniger lang, weil weniger Leute miteinander diskutieren. Es ist auf jeden Fall wichtig, dass es im Ständerat mehr junge Eltern gibt. Man merkt, dass dort die Anliegen unserer Generation nicht verstanden werden.

Welche Themen wollen Sie in den Ständerat tragen?

Der Aargau braucht weniger Steuerwettbewerb, einen starken Service public und eine Offensive in der Gleichstellungspolitik. Und natürlich sind wir mit dem Klimawandel konfrontiert.

Was kann ein Ständerat gegen den Klimawandel ausrichten?

An diesem Thema lässt sich das Kernproblem unserer Zeit schön aufzeigen. Wie wir auf den Klimawandel reagieren sollen, ist nicht eine technologische Frage – es geht dabei um unser Wirtschaftssystem, das sich an Profiten und nicht an Ressourcen orientiert. Der Service public hängt damit zusammen: Es kann nicht sein, dass wir Schlafdörfer entstehen lassen und damit eine Mobilität erzwingen, die nicht nachhaltig ist. Poststellen, Schulen und Kultureinrichtungen braucht es überall dort, wo die Menschen leben, und nicht nur in ein paar Zentren.

Das sind ehrgeizige Pläne.

Natürlich! Ich will dieses Land verändern, am liebsten die ganze Welt. Der Klimawandel ist nur ein Thema. Eine Milliarde Menschen leiden Hunger, das ist ein unfassbarer Skandal. Der Kapitalismus folgt nicht den Bedürfnissen von Mensch und Umwelt, sondern richtet sich nach Profiten. Diese Logik müssen wir überwinden, darum mache ich Politik. Ich kämpfe ja nicht für meine Karriere, auch wenn mir das kaum jemand glaubt.

Trifft Sie der Vorwurf, ein Opportunist zu sein?

Nein, denn ich weiss, dass ich es nicht bin. Der Vorwurf schadet mir auch nicht, eher im Gegenteil: Wer mich für einen Opportunisten hält, unterschätzt mich.

«Fast verrückt»

Clemens Fuest ist Präsident des renommierten liberalen Münchner Ifo-Instituts. Er kritisiert Trumps Steuersenkungen, verteidigt die Europäische Zentralbank und denkt über die nächste Wirtschaftsflaute nach. *Von Beat Gygi und Stephan Sahn (Bild)*

Wirtschaftswissenschaftliche Spitzenpublikationen, die man zugleich für die Wirtschaftspolitik gut brauchen kann – das gibt es. Clemens Fuest hat mit Co-Autoren kürzlich in der *American Economic Review*, der obersten Liga, einen Artikel veröffentlicht zur Frage, ob eine höhere Besteuerung von Unternehmen auf die Löhne der Angestellten drücke. Die Antwort: «Ja, etwa die Hälfte trägt die Belegschaft.» Das ist auch für die Schweizer «Steuervorlage 17» höchst brisant. Fuest hat in Bochum und Mannheim Ökonomie studiert, in Köln promoviert und in München habilitiert. Seit April 2016 ist er Professor für Ökonomie an der Universität München und Präsident des Münchner Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung. Damit hat er die Nachfolge des legendären Hans-Werner Sinn angetreten, was nicht nur wissenschaftlich und organisatorisch Höchstleistungen erfordert, sondern auch von den öffentlichen Auftritten her. Die Grundlagen sind da, die Publikationsliste des fünfzigjährigen Fuest umfasst bereits zwanzig Seiten.

Im Gespräch im Ifo-Haus in München legt er auch dar, warum er Ökonom geworden ist.

Herr Fuest, an den Märkten ist man nervös, die Börsenkurse sind weltweit getaucht, viele unter den Stand von Anfang Jahr, zahlreiche Wachstumsprognosen wurden nach unten korrigiert. Wie geht es der Weltwirtschaft eigentlich?

Seit längerem haben wir nun eine gute konjunkturelle Entwicklung erlebt, in vielen Ländern steigt die Beschäftigung, aber es bauen sich Risiken auf. Das eine Risiko ist die weltweit wachsende Verschuldung, das andere ist der Protektionismus, der um sich greift. Stark exportorientierte Volkswirtschaften wie die Schweiz oder Deutschland sind etlichen Gefahren ausgesetzt.

Ist der Protektionismus so bedrohlich? Eigentlich hat Trump doch den Chinesen mit einem Rippenstoss eine Lektion in Sachen Geschäft und Gegengeschäft erteilt, aber den Welthandel nicht wirklich gebremst.

Es stimmt, die angedrohten flächendeckenden Zollerhöhungen sind bisher ausgeblieben, aber unsere Wirtschaftsdaten zeigen etwa im Auto- oder Stahl-

markt bereits gedrosselte Lieferungen in die USA. Und sicher, es lässt sich auch nicht abstreiten, dass der US-Aussenhandel stark zugelegt hat, seit Trump Präsident ist. Das hängt aber weniger mit seiner Handelspolitik als vielmehr mit seinen Steuersenkungen zusammen. Seine Fiskalpolitik treibt das Leistungsbilanzdefizit, also den Importüberschuss der USA, eher noch in die Höhe.

Was hat Trump Ihrer Ansicht nach falsch und was richtig gemacht?

Ich halte die Strafzölle für einen Fehler, das schadet gesamtwirtschaftlich den USA und anderen Ländern, aber auch den Bevölkerungsgruppen, denen Trump eigentlich helfen will. Seine Steuerreform beurteile ich mit Blick auf die Unternehmen als richtig, bezogen auf die Einkommensbesteuerung aber als völlig falsch. Mit solchen

«Die trumpsche Steuerpolitik erscheint schon fast verrückt, weil sie derart prozyklisch ist.»

Steuererleichterungen geraten die USA jetzt in eine extrem prozyklische Finanzpolitik, vor der man in der Ökonomie immer warnt.

Weil quasi Öl ins Feuer gegossen wird?

Die Regierung treibt jetzt das jährliche Staatsdefizit in die Nähe von 6 Prozent des Bruttoinlandsprodukts. So etwas in einem Aufschwung zu tun, ist wirklich gefährlich. Die trumpsche Steuerpolitik erscheint schon fast verrückt, weil sie derart prozyklisch ist, aber sie hat insofern Methode, als die Republikanische Partei schon lange das Ziel verfolgt, die Steuerbelastung zu reduzieren und die Staatsausgaben zu senken. Wenn man die Staatsschulden derart in die Höhe treibt, verhindert der damit steigende Schuldendienst nämlich eine Ausdehnung der anderen Staatsausgaben – nicht nur für die amtierende Regierung, sondern auch für künftige Regierungen.

Heisst das: durch höhere Staatsverschuldung zum schlankeren Staat?

Wer das Ziel hat, den Staatssektor vor allem bei Sozial- und Gesundheitsausgaben zu verkleinern, kann das ungefähr so umschreiben. Wer jedoch diese Sichtweise nicht teilt, sondern für Politik und Staatstätigkeit einen grösseren Spielraum be-

wahren will, bezeichnet dieses Vorgehen als Politik der verbrannten Erde, weil damit künftige Regierungen gebunden und eingeschränkt werden.

Ein Teil der Staatsverschuldung ergab sich ja als Reaktion auf die Finanz- und Wirtschaftskrise von 2008. Wie weit ist diese Krise eigentlich bewältigt?

Selbst nach zehn Jahren sind viele Folgen noch nicht genau abschätzbar, aber eines ist klar: Die industrialisierten Länder werden sich nie von dieser Krise erholen, in dem Sinne, dass sie nie das Produktionsniveau erreichen werden, auf dem sie ohne Krise wären. Aus dieser Sicht haben wir einen dauerhaften Schaden. Immerhin haben sich jetzt die meisten Länder wirtschaftlich erholt, die Arbeitslosenquoten sind gesunken, aber eben, die Erblast der Krise zeigt sich in der Staatsverschuldung, die vielerorts deutlich höher ist als vor der Krise.

Wieweit ist Schuldenmachen eigentlich ein sinnvolles Instrument, um eine Krise zu bewältigen?

Im Grundsatz ist es sinnvoll, auf eine Krise auch mit dem Aufnehmen von Schulden zu reagieren, aber nur dann, wenn es sich um eine vorübergehende Krise handelt. In etlichen Ländern hatten wir einen temporären Produktionseinbruch, beispielsweise in Deutschland. Die Nachfrage nach deutschen Exporten ging 2008 kurzfristig dramatisch zurück. Der inländische Konsum blieb aber praktisch auf dem angestammten Niveau, denn viele Leute haben einfach weniger gespart oder haben Schulden gemacht, weil sie die Erwartung hatten, dass die Nachfrage aus dem Ausland wieder anziehen werde – was dann auch eintrat.

Es lief nicht überall so glimpflich ab.

Ja, vor allem dort, wo die Krise damit zusammenhing, dass bestimmte Strukturen seit langem nicht in Ordnung waren wie etwa in Irland oder Spanien, wo jeder vierte Beschäftigte im Immobilien- oder Bausektor arbeitete. Kurz gesagt: Schulden machen ist in vielen Notsituationen eine richtige Reaktion, aber nicht die ganze Reaktion. Was wirtschaftlich nicht tragfähig ist, soll nicht mit Hilfe von Krediten erhalten, sondern muss umgebaut werden.

Aber das ist wahrscheinlich eher Wunschenken als Realität.

Wir sehen in der Staatsverschuldung tatsächlich seit Jahrzehnten einen steigenden



«Es bauen sich Risiken auf»: Professor Fuest.

Trend. Mit jedem Konjunkturzyklus steigt die Belastung, das ist wirklich ein Problem. Irgendwann muss man energisch Gegensteuer geben, sonst gerät man in Schwierigkeiten. In Spanien, Frankreich und vor allem in Italien stösst diese Politik nun an Grenzen.

Aber die Europäische Zentralbank, die EZB, weicht diese Grenzen doch immer wieder auf. Durch ihre grosszügige Geldpolitik und das Aufkaufen von Schuldpapieren erleichtert sie ja das Leben auf Pump, verzeiht es sogar.

Nein, die Neigung zur Verschuldung kann man nicht einfach der EZB in die Schuhe schieben. Das ganze Problem reicht viel weiter zurück, in die Frühphase der Währungsunion. Damals, kurz vor der Euro-Einführung, näherten sich die Zinsen in den Peripherieländern dem deutschen Niveau an, sie sanken also stark. Das machte das Aufnehmen von Schulden so billig und reizvoll. Ausserdem war die No-Bailout-Klausel, gemäss welcher Gläubiger überschuldeter Staaten in Haftung genommen werden sollten, von Anfang an ungläubwürdig, weil man den Banken weiter erlaubte, ohne Eigenkapitalunterlegung massenhaft Staatsanleihen zu halten. Die heutigen Belastungen sind also weniger eine Folge der derzeitigen Geldpolitik als vielmehr eine Folge von Fehlern bei der Gründung der Währungsunion.

Aber die heutige lockere Geldpolitik beruht doch auch auf tiefen Zinsen.

Heute ist die Geldpolitik in der Tat in einem Dilemma. Einerseits ist die Inflation sehr schwach, das spricht fürs Niedrighalten der Zinsen. Andererseits setzt dies eben Anreize, Schulden nicht abzubauen, ja eher noch zu erhöhen, was finanzpolitisch gefährlich ist. Aber die Geldpolitik darf sich davon nicht beirren lassen, sie hat primär den Auftrag, für stabiles Geld zu sorgen.

Tut sie das heute? Schiebt die EZB das Argument der schwachen Inflation oder Deflation nicht einfach nur vor, um mit billigem Geld die Wirtschaft ankurbeln zu können?

Man kann nicht in die Köpfe der Leute schauen, aber sicher kam es vielen sehr gelegen, dass die Geldpolitik expansiv wirkte. Die EZB ist teilweise ins Gebiet der Fiskalpolitik eingedrungen, beispielsweise mit der Ankündigung, überschuldeten Staaten beizustehen. Mit den Garantien für Krisenstaaten hat sie das Mandat der Geldpolitik meiner Meinung nach überschritten.

Darf Italien also im Fall des Kollapses mit einer Rettung rechnen?

Das ist offen. Die Risikoprämien für Italiens Obligationen steigen an den Märkten. Das Vertrauen in die italienischen Staatsfinanzen sinkt, die Kurse der Staatsanleihen

fallen, und da viele Banken diese Papiere in der Bilanz haben, werden weniger Kredite vergeben. Investoren werden verunsichert. Das deutet darauf hin, dass an den Märkten die Erwartung vorherrscht, es könnte doch der Fall eintreten, dass die EZB für einmal nicht hilft.

Ist der Euro überhaupt geeignet für das Land? Italiens Wirtschaftsleistung pro Kopf ist seit Beginn der Euro-Zeit nicht mehr gewachsen, während sich Deutschland gut entwickelt hat.

Das sehe ich nicht ganz so. In Italien sind die Probleme schon vor dem Euro entstanden. Die Wirtschaft hatte schon in den frühen neunziger Jahren aufgehört zu wachsen. Das ist ausserordentlich, ich kenne keine andere führende Industrienation, die über einen so langen Zeitraum hinweg kein Wachstum der Arbeitsproduktivität erreicht hat. Das deutet auf ganz tiefe strukturelle Probleme hin. Deutschland ist in der Tat besser als andere Länder aus der Krise hervorgegangen. Aber vorher hatte das Land eine sehr hohe Arbeitslosigkeit, ja es trug quasi die rote Laterne in Europa.

War die Agenda 2010 der Schröder-Regierung wichtig für die Erholung?

Die Agenda 2010 war bestimmt wichtig, wird aber manchmal überschätzt. Die Lohndifferenzierung nach Produktivität, Strukturveränderungen in der Industrie, die Verlagerung von Aktivitäten in Richtung Dienstleistungssektor – all das hatte schon in den neunziger Jahren begonnen. Das hatte auch damit zu tun, dass vor allem in Ostdeutschland viele Unternehmen nicht in Arbeitgeberverbände und damit nicht in die flächendeckende Tarifpolitik eingebunden waren. Daneben spielte sicher auch eine Rolle, dass Deutschland mit dem Euro längere Perioden mit einer unterbewerteten Währung hatte.

Ist eine unterbewertete Währung für das betreffende Land grundsätzlich ein Vorteil?

Nein, ich nenne hier nur zwei Nachteile. Zum einen ist der Lebensstandard der Menschen niedriger, als er sein könnte, weil man mit einer unterbewerteten Währung im Ausland weniger kaufen kann. Zum andern spürt die Exportindustrie bei einer Unterbewertung weniger Druck zur Effizienzsteigerung als bei normalen Verhältnissen. Die Schweiz hat mit der Aufwertung des Frankens praktisch das Gegenteil erlebt. Auch das bringt natürlich Probleme, am besten ist eine angemessen bewertete Währung.

Politiker meinen ja oft, eine unterbewertete Währung und ein Exportüberschuss seien Trümpfe für ihr Land, und argu-

mentieren entsprechend. Wie gut verstehen eigentlich normale Leute die ökonomischen Zusammenhänge?

Ich bin nicht Experte für Wirtschaftswissen. Nach meiner Erfahrung ist die Bevölkerung an Wirtschaft sehr interessiert, aber wenn es ins Detail geht, wird das Vermitteln der Zusammenhänge oft schwierig. In der Schweiz wird das Verständnis für wirtschaftliche Fragen dadurch gefördert, dass darüber abgestimmt wird. Denkt man an wirtschaftlich relevante Abstimmungen, etwa zu Mindestlöhnen oder zur Vollgeldinitiative, ist es beeindruckend, mit welcher Tiefe das in der Öffentlichkeit diskutiert wurde. Aber das passiert nur, wenn tatsächlich abgestimmt wird. In anderen politischen Systemen sind die Anreize geringer, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen. Meiner Ansicht nach wäre in der Schule eine Ausbildung in Wirtschaftswissen für den Eigengebrauch angebracht, etwa zur Aufnahme einer Hypothek. Das wird oft vernachlässigt. Klar, über Wirtschaftspolitik nachzudenken, ist dann nochmals deutlich anspruchsvoller.

Bieten die Ökonomen überhaupt genug Orientierung? Nach der Krise hat man ihnen ja vorgeworfen, sie seien blind gewesen für die Risiken. Wie hat sich die Ökonomie davon erholt?

Die Kritik an den Ökonomen war massiv, auch die Kritik an den Managern und Politikern, an den Eliten überhaupt. In der Ökonomie kamen vor allem die Makro-Fachleute ins Visier, wegen Prognosefehlern und auch, weil der Finanzsektor vorher in

«Die Geldpolitik hat primär den Auftrag, für stabiles Geld zu sorgen.»

ihren Betrachtungen eine zu geringe Rolle gespielt hatte – wobei es seinerzeit durchaus Warnungen von Ökonomen gegeben hatte. Gleichzeitig ist aber auch die Nachfrage nach ökonomischem Sachverstand gewachsen, man machte ja sogar Wirtschaftsfachleute zu Premierministern.

Wie sind Sie selber zur Ökonomie gekommen? Zielgerichtet?

Nicht sonderlich zielgerichtet. Ich habe mich als Jugendlicher für die Börse zu interessieren begonnen. Die Vorstellung, dass man durch Aktienkauf und -verkauf grosse Gewinne erzielen kann, hat mich fasziniert. Als Fünfzehnjähriger nahm ich an Börsenspielen teil, bei denen hohe Erträge prämiert, Misserfolge aber nicht bestraft wurden. Intuitiv hatte ich verstanden, dass nur gewinnen kann, wer eine extrem risikante Investmentstrategie verfolgt, eine,

die man im wirklichen Leben nicht wählen würde.

Und?

Tatsächlich, ich hatte Glück und gewann. Das fand ich faszinierend, und mein Interesse für Wirtschaft war geweckt. Gleichzeitig habe ich mich immer stark für Geschichte interessiert. Anschaulich und deutlich zeigen sich da Zusammenhänge zwischen wirtschaftlicher Entwicklung und geschichtlichen Ereignissen.

Wie ordnen Sie da die Finanzkrise ein?

Die heutige Forschung ist mit der Aufarbeitung der Krise beschäftigt. Pikant ist etwa, dass diese in breiten Kreisen der Bevölkerung nicht als Krise politischer Entscheide gesehen worden ist, sondern als Krise des Bankensektors, des Kapitalismus. Der Staat trat als Retter auf, man warf den Banken, wohl zu Recht, vor, sie hätten in guten Zeiten die Gewinne kassiert und beim Absturz die Steuerzahler zur Kasse gebeten. Aber man darf nicht vergessen: Die Rahmenbedingungen haben genau ein solches Verhalten begünstigt. Und die Rahmenbedingungen sind ja politisch gesetzt, also muss man letztlich auch von Politikversagen sprechen.

Wurde die Krise also eher durch die Politik hervorgerufen?

Die tiefere Ursache der Krise liegt sicher nicht an zu viel Kapitalismus, sondern an zu wenig Kapitalismus. Kapitalismus heisst ja, mit Eigenkapital zu arbeiten, verantwortlich zu sein für Gewinne wie auch für Verluste und für Verluste zu haften.

Und davon ist man heute entfernt?

Ja, durch die Regulierung wurde ein Rahmen geschaffen, der am Ende Verluste aus dem Finanzsektor unweigerlich dem Staat aufbürdet. Meiner Ansicht nach ist diese Politik nicht vertrauenerweckend. Es zeigt sich denn auch ein wachsendes Misstrauen der Bürger etwa darin, dass etablierte Parteien an Zustimmung verlieren und radikale Parteien gewinnen, selbst in Ländern wie Deutschland mit einer sehr, sehr guten Wirtschaftsentwicklung.

Es gibt aber doch auch Misstrauen gegenüber Märkten.

Ja, nach der Krise kam vermehrt der Vorwurf auf, entfesselte Märkte hätten ihr Unwesen getrieben und müssten gezähmt werden. Aber das Misstrauen gegenüber Märkten hat eine sehr lange Tradition und ist nach der Finanzkrise vielleicht einfach stärker geworden. Ob letztlich die Marktwirtschaft oder die Politik nun mehr Vertrauen verloren hat, ist schwierig zu beurteilen. Ich denke, Glaubwürdigkeit verloren haben vor allem die Eliten, die wirtschaftlichen wie die politischen.

Der Begriff Eliten erinnert unwillkürlich an Verteilungsfragen. Ungleichverteilung

gen von Einkommen und Vermögen sind ja Aufregertemen in den Medien.

Verteilungsfragen sind sehr wichtig, wobei man als Ökonom immer die Sorge hat, die Debatte über die Verteilung des Kuchens lenke davon ab, wie der Kuchen überhaupt hergestellt und wie er vergrössert wird. Das Vermögen ist heute in vielen Industrieländern ungleicher verteilt als früher, besonders in den USA. Auch Gesellschaften, die lange Zeit eine sehr hohe Stabilität ohne zerstörerische Phasen erlebten, neigen zu einer grösseren Ungleichheit.

Und die Einkommensverteilung?

Bei weltweiter Betrachtung ist die Ungleichheit der Einkommensverteilung dramatisch gesunken, vor allem dank dem rasanten Aufstieg der Schwellenländer. Aber innerhalb der Industrieländer hat die Ungleichheit zugenommen. Unqualifizierte Arbeit gerät fast überall stärker unter Druck, und die Spreizung der Einkommen zwischen Gut- und Schlechtausgebildeten nimmt deshalb zu.

Gibt es eine Regel, welche Ungleichverteilung ungefähr zum besten Wachstum führt?

Nein. Es gab zwar Studien von der OECD und vom Internationalen Währungsfonds, die behaupteten, mehr Ungleich-

heit bedeute weniger Wachstum. Das ist aber falsch, aus zwei Gründen. Erstens sind die Berechnungen teilweise falsch. Wir haben am Ifo-Institut diese Studien nachvollzogen und gezeigt, dass da Länder zusammen in einen Topf geworfen wurden, die nicht zusammengehören.

In welcher Hinsicht?

Arm und Reich. Bis zu einem Pro-Kopf-Einkommen von ungefähr 7000 Dollar pro Jahr gibt es tatsächlich eine positive Korrelation zwischen Gleichheit und Wachstum. Das

«Die Ursache der Krise liegt nicht an zu viel Kapitalismus, sondern an zu wenig Kapitalismus.»

hängt etwa mit der Einführung der Schulpflicht in Mexiko oder in Entwicklungsländern zusammen. Schulbildung erhöht das Wachstum und reduziert die Ungleichheit. Bei Industrieländern ist es umgekehrt. Da geht mehr Einkommensungleichheit einher mit höherem Wirtschaftswachstum. Konkret hängt dies etwa mit den Thatcher-Reformen in Grossbritannien zusammen.

Und wo liegt der Denkfehler bei den Studien?

Neben dem Fehler, die Daten zu vermissen, sind die Autoren auch dem logi-

schon Fehlschluss erlegen, dass das eine das andere verursache. Ich halte die Studien für eine Irreführung der Öffentlichkeit durch die OECD.

Einen klaren Zusammenhang zwischen Ungleichheit und Wachstum gibt es also nicht?

Nein. Beides sind Ergebnisse, die von unterschiedlichen Faktoren bestimmt werden. Ich sehe allenfalls folgende Beziehung: Wenn wir in eine Krise rutschen würden und die Wirtschaft einbräche, würde man wahrscheinlich weniger über Verteilung debattieren, sondern über die Frage, wie wir die Wirtschaft stabilisieren und den Kuchen wieder grösser machen können. 2005 hatte die Einkommensungleichheit in Deutschland einen Höhepunkt erreicht, und damals war Einkommensverteilung kaum ein Thema, weil das fehlende Wachstum das Hauptproblem war. Aber sobald es bessergeht, beginnt man über Verteilungsfragen zu streiten.

Also sind Verteilungsdiskussionen eigentlich Luxusprobleme?

Nein, Verteilungsdiskussionen sind wichtig. Vor allem in Nordeuropa haben viele Länder aber einen stark ausgebauten Sozialstaat und vergleichsweise wenig Ungleichheit, dort ist das Klagen über angebliche Ungerechtigkeit oft überzogen.

Berchtoldstag-Veranstaltung

Mittwoch, 2. Januar 2019, 10.30 Uhr

Eulachhallen Winterthur, Wartstrasse 73, 8400 Winterthur

Christoph Blocher

«Eine Würdigung von Winterthurer Persönlichkeiten



Gebrüder Sulzer
(1806–1883) (1809–1869)
«Eisengiesser und Industriepioniere»



Jonas Furrer
(1805–1861)
«Erster Bundespräsident der modernen Schweiz»



Oskar Reinhart
(1885–1965)
«Kunstsammler und Mäzen»

Begrüssung: Natalie Rickli

- Türöffnung:** 09.30 Uhr – **Beginn:** 10.30 Uhr. Eintritt frei. Im Anschluss an die Veranstaltung wird ein kleiner Imbiss offeriert.
- Anfahrt:** Ab Bahnhof Winterthur Richtung «Katholische Kirche Peter und Paul», 10 Minuten Fussweg, Halle ausgeschildert. Shuttlebus ab Hauptbahnhof Winterthur, Busbahnhof «G», 9.15–10.30 Uhr.
- Parkplätze:** Bei der Eulachhalle. Autobahnausfahrt Winterthur-Wülflingen, Richtung Winterthur-Zentrum bis zur Wartstrasse.

und ihre Bedeutung für die heutige Schweiz»

Das Böse verspielt

Keine Frage, Robin Wright macht ihre Sache gut. Aber «House of Cards» ohne Kevin Spacey ist wie Schach spielen ohne König. Man kann es gleich bleibenlassen. *Von Tamara Wernli*



«Vater, Mutter, Oberhaupt und Freundin»: Robin Wright als US-Präsidentin Claire Underwood.

Frank Underwood ist tot. Die Königsfigur weg. Das Matriarchat übernimmt. Claire Underwood, die neue feministische Ikone des modernen Amerika, thront über allem. Kein Frank, dafür mehr Claire, weniger Patriarchat, aber mehr Frauenpower. Funktioniert das? Sagen wir es so: Bei acht Folgen ohne Serien-Ankermann Spacey bedarf es einer gewissen Magie, um das Publikum wach zu halten.

Rekapitulation: Was geschah in Washington am Ende von Staffel 5? Da gab es den Ehekrach bei den Underwoods. Dann Claires Affäre, sie wollte ihren Francis verlassen und die Scheidung, entschied sich dann aber anders. Warum genau? Vergessen. In Erinnerung blieb, dass sie eigene Ambitionen aufs höchste Amt hatte und ausserdem Journalisten kurz davorstanden, die düstere Angelegenheit von Präsident Underwood an die Öffentlichkeit zu befördern. Frank war also angezählt. Aber dann wurde er zu Staub – und mit ihm Kevin Spacey, zumindest in Hollywood.

Spacey wurde nach Anschuldigungen wegen sexuellen Missbrauchs aus der Show geschmissen. Möglicherweise war Frank Underwood seine letzte bedeutende Rolle. Die Drehbuchautoren waren gezwungen, Staffel 6 überstürzt umzuschreiben, und rückten Claire Underwood in den Mittelpunkt.

Anflug von Imperfektion

Achtung, Spoiler: Claire ist nun Präsidentin. Wie ihr verstorbener Gatte ist sie skrupellos, versprüht Kälte, ihr ständiger Begleiter ist die wohltdosierte Arroganz. Optisch ist sie (wie eh und je) ein Hingucker in ihren wie angesessenen Bleistiftkleidern und den Schuhen, in denen es keine Frau länger als zwei Stunden aushält. Ihr Erscheinungsbild ist das einer Frau, die sechsmal pro Woche frühmorgens vierzig Längen schwimmt und nur Lebensmittel mit ganz

«Hätten Sie mich das auch gefragt, wenn ich ein Mann wäre?»

vielen Antioxidantien zu sich nimmt. Claire hat immer diesen lässigen Blick, der ihre absolute Kontrolle markiert. Der einzige Anflug von Imperfektion (und etwas Menschlichkeit) offenbart sich, wenn Madam President barfuss im Seidenpyjama durchs Weisse Haus tappt.

Die aufregendsten Begegnungen hat Claire mit ihrer liebsten Intimfeindin aus Jugendjahren, Annette Shepherd (gespielt von der wunderbaren Diane Lane, die man aus «Untreu» kennt). Annette entstammt einer superreichen Familie, die offenbar als eine Art geheime dritte Partei fungiert, zu Bruder und Sohn unterhält sie gleichermassen eine schräginnige Beziehung. Alle drei wollen sie Claire tot haben, weil sie irgendein Abkommen nicht unterschreibt – oder so ähnlich.

Persönlich habe ich ab Folge 4 aufgehört, einen Sinn in der Handlung zu suchen. Grundsätzlich arbeiten sämtliche Figuren (auch die guten) auf die Absetzung oder das Ableben der Präsidentin hin – wenn sie zuvor nicht selbst abgemurkt werden. Unter Mord läuft in dieser Staffel nichts, am Ende wird noch der Nuklearkrieg bemüht.

Unvernünftige Ideen

Natürlich ist da immer noch Doug Stamper, der ultratreue Frank-Diener und Experte in Sachen Lügen, Vertuschung und Spionage, aber so gerne man den verschrobenen Typen auch mag, ohne Frank wirkt die Figur so verloren wie eine einzelne Ente auf dem zugefrorenen Potomac River. Irgendwann ist Claire plötzlich schwanger. Wie das zustande kam, wird nicht erklärt, dafür erfahren wir, zu was es sie laut eigener Aussage macht: «Vater, Mutter, Oberhaupt und Freundin». Sie trägt aber nicht das Kind ebendieser Affäre in sich, sondern Franks. Und weil die Drehbuchautoren wie gesagt von sinnstiftendem Inhalt Abstand genommen haben, spielt es auch keine Rolle, dass in den fünf vorherigen Staffeln immer völlig klar war, dass die beiden nie Kinder wollten.

Das Grande Finale hält dann noch die Antwort auf die zu dem Zeitpunkt längst entbehrlich gewordene Frage bereit, wer oder was denn jetzt eigentlich Franks Hinscheiden herbeigeführt habe. Es sei hier nicht verraten, nur so viel: Es gibt Ideen, die man vernünftigerweise nicht in seinen Plot einbaut.

Staffel 6 mobilisiert viel Frauenstoff. Es gibt immer wieder Anspielungen auf Feminismus, Sexismus, männliche Dominanz und Überlegenheit. So verspricht Claire gleich in der ersten Folge, sie werde mehr für Gleichberechtigung tun. Als eine Soldatin sie fragt, ob sie überhaupt einen Plan habe, antwortet die Präsidentin: «Hätten Sie mich das auch gefragt, wenn ich ein Mann wäre?» Sie sagt Sätze wie: «Die Herrschaft des alten weissen Mannes ist vorbei» – und will an anderer Stelle erneut wissen: «Verurteilt man mich, weil ich eine Frau bin?» Das feministische Manifest erreicht seinen Höhepunkt, wenn Madam President irgendwann ihr ganzes Kabinett entlässt und es komplett durch Frauen ersetzt.

Wohlthuend authentisch

«House of Cards» war immer eine wichtige Serie für Netflix. Mit dem Polit-Drama wurde der Streaming-Dienst als Film- und Serienproduzent erst so richtig wahrgenommen. Netflix gibt keine offiziellen Zahlen zu den Ratings heraus. Gemäss dem amerikanischen Businessmagazin *Fast Company*, das sich auf Zahlen der Rating-Agentur Nielsen beruft, brach die Zuschauerzahl bei der letzten Staffel signifikant ein: Während in den USA bei der ersten Folge von Staffel 6 durchschnittlich noch 2,9

Millionen Zuschauer innerhalb der ersten sieben Tage nach Verfügbarkeit einschalteten, sank die Zahl bei der fünften Folge in der gleichen Zeitspanne auf 1,2 Millionen. Das Finale wollten sich noch 901 000 Zuschauer antun, Pardon, ansehen.

Die Interpretation der Zahlen ist nicht sonderlich komplex: Die Leute waren anfangs neugierig und verloren immer mehr das Interesse. Laut dem Nielsen-Report ist das Publikum älter und weiblicher geworden: Bei Staffel 5 machte die Gruppe der 18- bis 34-Jährigen 35 Prozent der Zuschauer aus, in der letzten Staffel 22 Prozent, während die Gruppe der über 65-Jährigen sich mit 21 Prozent mehr als verdoppelte. Den Frauen hat es offenbar gefallen: 54 Prozent der Zuschauer waren weiblich, bei Staffel 5 waren es 44 Prozent.

Ein älteres Publikum anzusprechen, ist grundsätzlich etwas Positives, denn gerade diese Gruppe wird bei Film und Fernsehen häufig vernachlässigt – im Plot und auch bei der Besetzung. So ist es auch begrüssenswert,

«House of Cards» ist Kevin Spacey. Die Serie wurde um seine Rolle herum geschrieben.

wenn sich Filmemacher darum bemühen, vermehrt Damen im mittleren Alter in ihre Projekte einzubinden, deren Angebote für gute Rollen noch schneller austrocknen als die Haut. Die «House of Cards»-Macher haben mit Robin Wright (52), Diane Lane (53), Patricia Clarkson (58), Sakina Jaffrey (56) und Constance Zimmer (48) gleich mehrere grossartige Schauspielerinnen jenseits der vierzig für tragende Rollen verpflichtet. In einer TV- und Filmlandschaft, wo Profilerinnen aussehen wie Supermodels und zwanzigjährige Evolutionsbiologinnen mit drei verschiedenen Dokortiteln inklusive Nobelpreis die Welt retten, ist das wohlthuend authentisch.

Subtilität einer Dampfwalze

Das Problem bei der letzten Staffel von «House of Cards» ist nicht der Cast. Auch nicht die Frauenlastigkeit – es gibt viele hervorragende Serien mit starken weiblichen Hauptrollen wie «Big Little Lies» oder «Scandal». Ausserdem ist es sinnvoll, gesellschaftliche Strömungen wie Feminismus aufzugreifen: Angesichts einer weiblichen Präsidentin bietet sich ein Bekenntnis zu femininer Stärke geradezu an.

Das Problem ist die Umsetzung. Mit plakativen Elementen, Kampfbegriffen wie jenem der alten weissen Männer oder dem naiven Anheuern eines *women only*-Kabinetts kommt Staffel 6 daher wie eine forcierte Hommage an den Feminismus. Es scheint den Hollywoodautoren mehr um die moralische Beeinflussung des Publikums zu gehen als um einen raffinierten (und vor allem greifbaren) Plot. Dass

die Fortführung ohne Spacey eine Herausforderung sein würde, war klar. Ohne ihn spielen die Figuren wie auf einem Schachbrett, auf dem von Beginn weg der König fehlt.

«House of Cards» ist Kevin Spacey. Die Serie wurde um seine Rolle herum geschrieben. Spaceys Frank war vielschichtig: verroht und diabolisch und charmant und lustvoll und kalt. Man schwankte stets zwischen Abscheu und Sympathie. Wrights Claire ist nur kalt. Und so rollt sie eben mit der Subtilität einer Dampfwalze durch die letzten Folgen. Robin Wright spielt gut, aber man hat das Gefühl, der Plot lasse ihr keinen Raum zur Entfaltung von mehr Charisma und Persönlichkeit. Er macht aus ihr eine eindimensionale Königinwitwe und aus der einst gerissenen Polit-Satire eine plumpe Aneinanderreihung von Mordkomplotten.

Es liegt aber auch an der grossen Schwäche praktisch aller Serien, dass irgendwann der Spannungsbogen überzogen ist. Die Ideen sind aufgebraucht, es gibt keine Überraschungsmomente oder unberechenbaren Wendungen mehr. Aus finanztaktischen Überlegungen hängen die Produzenten dann meistens noch eine Staffel an, und dann noch eine. Aber aufhören, wenn's am schönsten ist, wäre hier vermutlich die bessere Hommage gewesen.

Die 6. Staffel von «House of Cards» wird auf dem Pay-TV-Sender Sky ausgestrahlt.



Der König fehlt von Beginn weg: Hollywoods Persona non grata Kevin Spacey.

«Bitcoin wird die Welt verändern»

Die Kryptowährung hat 2018 die Finanzwelt bewegt. Anfang Jahr stieg der Kurs auf über 20 000 Franken, jüngst stürzte er auf unter 4000 Franken ab. Trotzdem glaubt Krypto-Guru Niklas Nikolajsen weiterhin an den Durchbruch. In Zug hat er eine der grössten Bitcoin-Firmen der Schweiz aufgezogen. *Von Roman Zeller*

Als Niklas Nikolajsen, 43, im Jahr 2011 als Credit-Suisse-Angestellter intern vorschlug, die Währung Bitcoin ins Bankgeschäft zu integrieren, war die Begeisterung überschaubar. Sein Glaube an die Kryptowährung blieb aber ungebrochen. Der gebürtige Däne und Software-Ingenieur machte sich 2013 mit der Firma Bitcoin Suisse selbständig. Sie bietet Finanzdienstleistungen für Kryptowährungen an und stellt die Infrastruktur bereit, erklärt Nikolajsen. Der Kern seines Geschäfts war anfangs der Kauf und Verkauf von Kryptowährungen, umfasst mittlerweile aber auch anspruchsvollere Finanzprodukte und Beratung. Vergleichbar sei das Geschäft mit demjenigen einer Bank, nur für Kryptowährungen halt. Der rot-weiße Bulle im Eingangsbereich am Zuger Standort symbolisiert den kraftvollen Aufstieg – von Bitcoin und von Nikolajsen. Rund siebzig Mitarbeiter sind es, die sich mit Brokerage, Trading, Coin-Offering-Services, Crypto-Storage-Services und anderen Finanzdienstleistungen befassen. In diesem Bereich ist Bitcoin Suisse die älteste und grösste Firma der Schweiz, sie verbucht über zwanzig Millionen Franken Gewinn jährlich.

Herr Nikolajsen, Bitcoin Suisse ist rasant gewachsen: Streben Sie nach einer Schweizer Banklizenz?

Ich würde da kürzer ansetzen: Wir sind zwar gross im Kryptogeschäft. Verglichen mit sogenannten Einhörnern, die aus dem Boden schnellen mit Hunderten von Mitarbeitern und Grossinvestoren, sind wir klein, dafür aber eigenfinanziert. Trotzdem haben wir Lizenzambitionen. Inhaltlose Ankündigungen sind nicht unser Stil. Wir behalten lieber die Katze im Sack, bis eine Neuerung wirklich marktreif ist.

Bitcoin erlebte in diesem Jahr massive Kursschwankungen. Warum?

Wir haben eine Handvoll superdramatischer Schwankungen erlebt. Beunruhigt bin ich deswegen nicht. Der Bitcoin-Markt ist immer noch ein kleiner Markt und deshalb anfällig für Spekulationen. Bereits relativ geringe Mengen können gewaltige Auswirkungen haben; schon wenige hundert Millionen Dollar können einen Preisanstieg oder eine Depression bewirken. Der Markt ist volatil und spannend. Beim

Goldmarkt wäre das unmöglich. Ich bin mir sicher, dass der Markt sich einpendeln wird. Wichtig ist, dass Bitcoin kein Spekulationsgut ist. Bitcoin ist vielmehr eine Wertanlage, vielleicht sogar bald eine globale Währung.

Bestünde denn genügend Vertrauen in die Bitcoin-Weltwährung?

Aus technologischer Sicht braucht Bitcoin kein Vertrauen. Es ist ein vertrauensloses System, nicht wie der Schweizer Franken. Die elektronische Währung Bitcoin basiert auf der Blockchain-Technologie, einer unveränderlichen, dezentralen Datenbank. Traditionelle Währungen werden zentral verwaltet. Diesen Institutionen muss man vertrauen. Die Volatilität von Bitcoin ist vielmehr dem noch eher geringen Marktvolumen und der geringen Kapitalisierung geschuldet. Solange nicht die gleichen Finanzinstrumente wie beim Ölmarkt oder beim Getreidemarkt verfügbar sind, wird Bitcoin supervolatil bleiben und sollte so behandelt werden. Das wird sich aber ändern, und der Preis wird irgendwann über 20 000 Franken sein. Ich weiss nur nicht, wann.

Das heisst, Bitcoin taugt noch nicht als Weltwährung?

«Über Glühbirnen denken wir heute nur nach, wenn wir sie auswechseln müssen.»

Stand jetzt, ist Bitcoin eine zehnjährige, gut funktionierende Test-Software, ein Proof of Concept. Die Technologie muss aber noch reifen. Wird sie das? Mit Sicherheit. Wir haben schon riesige Fortschritte gemacht.

Zurück zu den Anfängen: Worin liegt die revolutionäre Kraft von Bitcoin?

Der Autor des Bitcoin-White-Papers, Satoshi Nakamoto, schlug 2009 vor, das Vertrauen zu dezentralisieren. Noch immer ist vieles von einem einzigen, zentralen Akteur abhängig. Wie kann ich darauf vertrauen, dass mein Geld authentisch und nicht gefälscht ist? Und wie kann ich sicher sein, dass niemand sagt, dass das Geld ihm gehöre und nicht mir? Mit Bitcoin ist es zum ersten Mal möglich, digital zu beweisen, dass jemandem etwas sicher gehört, ohne dabei den Zugriff auf die Daten zu verraten, auch keiner Zentralmacht. Sind min-

destens 51 Prozent der Teilnehmer vertrauenswürdig, funktioniert das System, da Daten, welche auf der Blockchain gespeichert werden, demokratisch verifiziert werden. Hat man einen Bösewicht, ist es wahrscheinlich, dass dieser nachträglich wieder von den guten Teilnehmern überstimmt wird. So resultiert ein dezentrales, konsensbasiertes System, das robuster als ein zentralisiertes ist. Und viel kostengünstiger, weil es keine zentralen Institutionen mehr braucht, welche Finanzprodukte, Transaktionen, Verträge oder Rechnungen überprüfen. Damit entstünde eine Welt voller digital erfasster Anlagen, und sicher 10 Prozent der heutigen Arbeitskräfte könnten sich produktiveren Dingen widmen. Indem Kryptowährungen die Anreize für ein dezentrales System schaffen, ermöglichen sie ganz neue Formen der sozialen Organisation.

Wie meinen Sie das?

Theoretisch könnte ein ähnliches System auch bei der demokratischen Problemlösung verwendet werden: Warum beauftragen wir Politiker, die genau das Gegenteil von ihrem eigentlichen Auftrag tun? Was wäre, wenn wir die gleiche Konsensstrategie verwendeten, um unsere Gesellschaft zu betreiben? Das wäre möglich.

Sie rechnen mit einer sozialen Revolution?

Je grösser die technische Revolution, desto mehr Zeit braucht sie. Die Agrarrevolution dauerte über 200 Jahre. Die von Bitcoin ausgelöste Revolution wird wohl nicht vor zehn Jahren eintreten.

Und wie sehen Sie Ihre Rolle bei diesem Prozess?

Wir bieten die Infrastruktur und verbinden alte Abläufe mit neuer Technologie. Wir ermöglichen es unseren Klienten, das volle Potenzial der dezentralisierten Blockchain-Technologie auszuschöpfen.

Woran denken Sie, wenn Sie von diesem Potenzial sprechen?

Ein Beispiel: Über Glühbirnen denken wir heute nur nach, wenn wir sie auswechseln müssen. Das könnte aber auch durch künstliche Intelligenz und digitale Währungen automatisch geschehen. Transaktionen zwischen Maschinen werden möglich sein. Das ist entscheidend für das Internet der Dinge. Das Potenzial ist immens und wird die Welt verändern. Das weiss aber jeder, nicht nur ich.



«Machen Sie Witze? Die Schweiz ist das beste Land der Welt!»: dänischer Finanzunternehmer Nikolajsen.

Warum kamen Sie mit Ihrer Firma in die Schweiz?

Ich wollte meinen Standort richtig wählen. Gute und freiheitliche Marktbedingungen waren mir wichtig. Ich wusste, dass ich mich abrackern würde. Da wollte ich sichergehen, dass mich der Standort nicht umbringt. Ich schaute mich um und sagte mir: die Schweiz! Eine Nation, welche sich durch Dezentralität profiliert und wo die Bürger ein hohes Mass an Freiheit geniessen. Die Reputation des Finanzmarktes ist hervorragend, das Land liegt mitten in Europa. Die Steuern sind tief, zumindest in einigen Kantonen.

Hat sich dies in Ihrem Kontakt mit den Schweizer Behörden bewahrheitet?

Regulatoren tragen grundsätzlich den Nein-Hut. Der Markt will hingegen die fortschrittliche Veränderung. Es gab viele Hürden zu überwinden. Was ich aber sagen kann, ist, dass ich mir keinen besse-

ren Partner als die Schweizer Behörden hätte vorstellen können.

Wird für Sie die digitale Welt genügend schnell reguliert?

Wir wollen natürlich so schnell wie möglich Rechtssicherheit haben, während der Regulator die Euphorie etwas bremsen will. Die Anreize sind unterschiedlich. Für die öffentliche Hand ist es riskant, diesbezüglich progressiv zu sein. Das ist in der Privatwirtschaft anders: Wir haben zwar auch Risiken, profitieren aber vom eigenen Erfolg. Der grosse Vorteil der Schweiz ist die Flexibilität. Und ich mag, dass ich meine Arme nicht nach Brüssel oder Washington ausstrecken muss – sie wären wohl zu wenig lang. Bern ist erreichbar.

Was zog Sie ins «Crypto Valley» Zug?

Wir gründeten Bitcoin Suisse in Zug, da ich hier per Zufall eine Wohnung fand. Erst später habe ich realisiert, dass ich in einem kleinen, flexiblen, sehr wirtschaftsfreundlichen Kanton gelandet war. Bitcoin Suisse war die erste Kryptofirma in Zug, später kam die

Stiftung Ethereum. Wir waren beide mit Bitcoin finanziert und wollten es in Geld verwandeln. Einst bezeichnete jemand von der Stiftung Ethereum das Crypto Valley als Silicon-Valley-Pendant. Ich wiederholte den Namen in einer E-Mail, und irgendwie fand der Begriff Eingang in den Sprachgebrauch.

Wie finden Sie die Schweiz?

Machen Sie Witze? Die Schweiz ist das beste Land der Welt! Ich war immer schon fasziniert von der Schweiz: die Unabhängigkeit, die Neutralität, die Freiheit. Für mich ersetzt die Schweiz in hohem Mass die Top-down-Hierarchie mit horizontaler Kontrolle. Ich würde mich als vollintegrierter Zuger bezeichnen, was ja auch stimmt. In zwei Jahren werde ich den Schweizer Pass bekommen und meinen alten wegwerfen.

Niklas Nikolajsen, 43, ist Gründer und CEO des Krypto-Maklers Bitcoin Suisse. Der Däne ist studierter Software-Ingenieur und arbeitete unter anderem für Credit Suisse. Er lebt seit 2011 in der Schweiz.

«Mehr Schlager»

Die Bernerin Francine Jordi, 41, singt gleich lange, wie sie laufen kann. 1998 gelang ihr mit «Das Feuer der Sehnsucht» der internationale Durchbruch in der Schlagerszene. Seither ist die ausgebildete Opernsängerin das Aushängeschild der Schweizer Volksmusik und der Liebling der Nation. *Von Michael Bahnerth*

Frau Jordi, Sie sollen einst Jungschützenmeisterin gewesen sein.

Das stimmt. Ich war mittelländische Jungschützenmeisterin.

Wenn Sie jemanden erschiessen dürften – käme Ihnen irgendwer in den Sinn?

Wie bitte?

Im übertragenen Sinne natürlich.

Also, über das Schiessen macht man keine Witze. Schiessen ist für mich ein unglaublich spannender Sport, man braucht unter anderem Körperbeherrschung und Konzentration. Ich schaue mir gelegentlich Biathlon an... faszinierend.

Was halten Sie von der Verschärfung des Waffenrechts?

Ich hab's verfolgt.

Und?

Ich sage öffentlich nichts Politisches. Das habe ich nie gemacht.

Warum?

Weil es nichts mit meiner Arbeit zu tun hat. Schlager ist nicht politisch.

Was ist der Lustgewinn beim Schlager-singen?

Das Positive, das dem Schlager innewohnt. Es ist positive Musik mit positiven Sätzen, die den Menschen eine positive Grundstimmung gibt. Ich hab noch nie jemanden mit schlechter Laune aus einem Schlagerkonzert gehen sehen. Und ich habe gerne Dur-Tonarten, Moll zwar auch, aber Dur macht mir mehr Spass.

Da gibt's die Klischees bezüglich des Schlagers: heile Welt, kleiner Leute Sehnsüchte nach ein bisschen Bilderbuchglück, Weltfremdheit.

Weltfremd finde ich diese Sehnsüchte nicht. Wenn jemand träumt, ist das nie weltfremd. Wenn ich die Zeitungen lese oder Fernsehen schaue, all diese negativen Schlagzeilen, all diese Kommentare, in denen Leute ihren persönlichen Frust abladen. Da würde es so was wie eine CO₂-Abgabe brauchen: Jene, die zu viel Negatives abladen, müssten dafür bezahlen, und umgekehrt. Ich finde, die Welt braucht viel mehr Schlager.

Kann man sagen, dass, je schlechter die Zeiten sind, desto besser sind sie für den Schlager?

Es gibt Hinweise, dass das in der Vergangenheit oft so gewesen ist.

Wenn also alle glücklich wären auf dieser Welt, gäbe es dann den Schlager noch?



«Dur macht mehr Spass»: Musikerin Jordi.

Die Menschen haben ja immer Hochs und Tiefs, also wird es immer Schlager geben.

Da haben Sie recht. Schlager ist ja auch Herzscherz.

Wir verpacken das dann aber doch in Dur und nicht in Moll.

Ihr Leben als Schlagerstar begann am 5. September 1998 beim Grand Prix der Volksmusik in Wien, als Sie mit dem Lied «Das Feuer der Sehnsucht» gewonnen haben. Vor kurzem sagten Sie, dass das ein Moment ist in Ihrem Leben, den Sie gerne noch einmal erleben würden.

Da ist so viel über mich hereingebrochen, dass ich ganz viel vergessen habe. Deshalb. Der Rummel war unglaublich, endlos. In einem Jahr habe ich 56 Fernsehsendungen gemacht. So viele gibt es heute gar nicht mehr.

Und wie war das, als Sie sich danach als Schlagersängerin selbst verwirklichen konnten?

Selbstverwirklichung ist nicht das, was mich anspricht. Singen spricht mich an und den Leuten damit eine Freude zu bereiten. Das ist etwas sehr, sehr Schönes.

Diese Lust daran, den Leuten eine Freude zu machen, ist das ein Teil Ihres Wesens?

Ja. Es freut mich, wenn ich Freude machen kann. Und das funktioniert ja nur, wenn man etwas von ganzem Herzen tut; wenn das nur eine Show wäre, käme das nicht so rüber, und die Leute würden merken, dass da etwas nicht stimmt.

Sie sind ausgebildete Opernsängerin. War das nie eine Alternative: Mailänder Scala anstelle der Silvestershow aus Linz?

Man muss die Geschenke im Leben so nehmen, wie sie kommen. Ich habe mit dem Gesangsstudium begonnen, ein Jahr später kam der Grand-Prix-Sieg. Dann zu sagen: Ich will das nicht – nein. Ich bin mit Jodeln und Schlager aufgewachsen, das ist auch meine Heimat. Das ist doch grossartig.

Welches ist Ihre Lieblingsoper?

Die «Zauberflöte» finde ich immer wieder schön. Die Musik, so leicht und schön und trotzdem so schwierig?

Leicht und schön und schwierig. Wie Ihr Leben?

Mein Leben ist eines der positiven Einstellung, auch bei negativen Dingen. Ich betrachte eine Situation und suche dann das Positive in ihr. Jenen Punkt, von dem ich sagen kann, der hat etwas Gutes.

Was war das Positive an Ihrer Erkrankung, dem Brustkrebs?

Unter anderem auch meine praktische Kurzhaarfrisur. Aber das ist nur *ein* positiver Aspekt. Ich bin gelassener.

Krankheit kann ja beides sein: Chance und Strafe.

Ich habe nie gehadert. Ich habe einfach diese Aufgabe angenommen.

Als Pech?

Auch nicht. Das hatte sicher seinen Grund.

Welchen?

Ich glaube, das ist Schicksal. Eine Aufgabe, die mir vom Leben gestellt worden ist. Und die ich angenommen habe. Das Leben ist ja mehr, als lachend und fröhlich durch es hindurchgetragen zu werden. Leben ist, Herausforderungen anzunehmen und daran zu wachsen. Das sehe ich als Chance.

Hat das Klopfen des Todes an Ihrer Tür Ihre Musik verändert? Der Tod hat ja auch ein starkes kreatives Potenzial.

Schon, aber beim Schlager ist das ein bisschen anders. Mein neuer Song «Da geht noch mehr» geht in diese Richtung. Da hab ich mir überlegt, weshalb man eigentlich einen Montag nicht wie einen Sonntag oder Freitag feiern kann. Warum muss man am Montag immer «Scheisstag» sagen, wieso soll man ihn nicht spannend zelebrieren?

Sie sind während der Therapie aufgetreten, ohne dass jemand von Ihrer Erkrankung wusste. Um den Krebs kurz zu vergessen?

«Selbstverwirklichung ist nicht das, was mich anspricht. Singen spricht mich an.»

Nicht vergessen. Das war für mich der rote Faden. Es half mir, mich nicht fallenzulassen. Von Montag bis Donnerstag hab ich mich auf meinen Körper konzentriert, am Weekend war ich auf der Bühne, auch wenn ich morgens nicht wusste, ob ich das durchstehen würde. Aber aufzutreten, gab mir Kraft. Und meine Stimme funktionierte grossartig.

Hatten Sie Angst vor dem Sterben?

Nein. Mein Glück war die frühe Diagnose.

Sie singen zwangsläufig viel über die Liebe...

... Wer nicht? Céline Dion tut das auch und...

Liebe war ja nicht das einfachste Feld, das Sie beackerten.

Ich finde, das ist noch *gäbig* gegangen. Single sein ist ein gutes Gefühl. Ich habe während der Zeit der Krankheit gelernt, das Alleinsein zu geniessen. Wissen Sie, mein Leben ist schon grossartig, und wenn eine Beziehung hinzukäme, wäre das das i-Tüpfelchen.

Meinen Sie, Sie würden anders über die Liebe singen, wenn Sie verheiratet wären und einen Hund mehr hätten?

Grundsätzlich geht es ja darum, dass man ein Lied interpretiert. All die Opernsänger müssen sich auch nicht umbringen, damit sie das auf der Bühne spielen können. Wenn man einmal Liebe erfahren hat und auch den Schmerz des Auseinandergehens, kann man das abrufen. Man muss dazu nicht immer frisch verliebt oder frisch verlassen sein.

Ich habe mich schon immer gefragt, wie das geht, 6000-mal «Das Feuer der Sehnsucht» zu singen, als ob es zum ersten Mal wäre.

Das ist mein Beruf. Und das Lied zu singen, ist übrigens immer wieder schön.

Haben Sie einen Lieblingssong?

«Üses Läbe» auf meiner neuen CD gefällt mir gut. Es ist meinen Eltern gewidmet. Dieser Moment in ihrem Leben, abends, wenn sie bei einem Glas Wein sitzen und alles besprechen. Dieses Interesse aneinander nach 48 Jahren Ehe, dieser Respekt. Das ist wirklich schön. Und selten geworden.

Klingt ideal.

Was heisst «ideal»?

Zusammenzubleiben. Das wird ja heute in der Regel etwas legerer gehandhabt...

Ich glaube, es ist immer noch möglich.

Die grosse Liebe?

Jede Liebe, die man hat, ist gross.

Ich meine die ganz grosse, die endgültige, jene, die man mit ins Grab nimmt. Darum geht's doch im Schlager.

Wenn ich mich verliebt habe, war es für mich immer diese Liebe. Die grosse. Ich finde übrigens nicht, dass, wenn eine Beziehung zu Ende geht, sie zwangsläufig gescheitert ist. Was ist gescheitert? Haben Sie das Gefühl, Ihre Beziehungen sind gescheitert?

Sie sind zu Ende gegangen.

Aber man kann nicht sagen, dass eine Beziehung gescheitert ist. Eine Beziehung ist immer etwas, das einen weiterbringt im Leben, das einen bereichert. Man erkennt sich selbst, all die schönen Stunden und Erlebnisse – und wenn sie dann zu Ende ist, steht man an einem andern Punkt. Da kann man doch nicht sagen, dass man gescheitert sei.

Okay, scheitern ist das falsche Wort.

Es ist ein Modewort. Wir haben das Gefühl, eine Beziehung muss harmonisch sein und glücklich bis an ihr Ende. Aber das ist nicht so. Es ist Harmonie und Disharmonie. Und es ist immer noch besser, eine Beziehung zu beenden, als zwanzig Jahre nebeneinanderher zuleben. Das ist doch auch dem andern gegenüber nicht fair.

Sie sehen viel jünger aus, als Sie sind. Wie lange werden Sie noch Schlager singen?

Wie alt war Johannes Heesters? 108? Ziemlich lang, hoffe ich. So lange, wie die Leute mich hören wollen und ich Spass habe.

Wollten Sie je etwas anderes tun?

Ich wollte mal Kampfpilotin bei der Schweizer Luftwaffe werden. Ich war unter den letzten fünfzig von 2000 und hätte einrücken sollen für zwei Jahre, aber ich war da schon am Konservatorium. Aber das hätte mich schon gereizt. Diese Konzentration, dieser Umgang mit Druck.

Haben Sie Vorsätze für das neue Jahr?

Nein. Ich setze sofort um. Warum soll ich damit warten?

Vielleicht gibt es auch nichts umzusetzen, weil Sie keine Laster haben?

Natürlich habe ich Laster. Paprika-Chips von Zweifel etwa. ○

Gesten der Gegenwart

Der «Doppeladler» wurde 2018 zum Schweizer Wort des Jahres gewählt.

Es gibt aber noch viele weitere Hand- und Armzeichen, die in dieser Zeit zu reden geben.

Von Peter Keller

Doppeladler — Die Hände überkreuzt, die Daumen abgespreizt, während die übrigen Finger flatternd die Schwingen eines Vogels imitieren. Wahrscheinlich erkennen inzwischen mehr Schweizer den albanischen Doppeladlergruss, als dass sie die ersten Zeilen der Nationalhymne hinstammeln könnten. Das trifft auch auf die beiden Nati-Spieler Granit Xhaka und Xherdan Shaqiri zu, die mit dieser nationalistischen Geste ihre beiden WM-Tore gegen den Intimfeind Serbien feierten. Da politische Botschaften in Fussballstadien untersagt sind, setzte es für die Einkommensmillionäre je eine Busse über 10 000 Dollar ab.

Raute — Es wird viel über Merkels Raute gerätselt: Ist diese Geste meditativ zu verstehen? Oder scheint uns hier die Pyramide der Freimaurer entgegen, gar das Geheimzeichen der Illuminati? Die verschwörungstheoretische Liste ist lang. Der sogenannte Merkelizer, so die Kanzlerin, bedeute rein gar nichts, ausser dass ihr die Geste helfe, etwas aufrechter zu stehen und den leichten Buckel, zu dem sie tendiere, zu kaschieren. In jedem Fall aber ist die Raute eine Geste der Ruhe und der Geduld, ein befriedetes Feld, wie die merkelsche Politik, ein umzäunter sicherer Willkommenskultort.

Fingerkreis — Trump, den die Medien oft für seine für einen Mann ungewöhnlich kleinen Hände verhöhnen, setzt sie theatralischer ein als die meisten Staatsmänner. Vor allem der eingewickelte Fingerkreis, mit dem der US-Präsident gerne in Reden und in rhetorisch wichtigen Momenten das Gesagte unterstreicht, ist keine Geste der Ruhe wie Merkels Raute, aber genauso Abbild des politischen Stils. Trump bewegt den Fingerkreis hektisch erbot, dabei aber präzise durch die Luft; für manche ist er eine Spiegelung von Trumps oft o-förmig in die Kamera schimpfenden oder einfach nur laut redenden Munde.

Faust — #MeToo-Befürworterinnen heben ihre geballte Faust oder malen eine solche auf Plakate oder bedrucken T-Shirts damit. Mit dieser Geste rückt sich die #MeToo-Bewegung in die Nähe anderer (einst) unterdrückter Gruppen — man denke an die Arbeiterfaust, die Faust der Linken und der Marxisten, die Faust von Rebellen und Gefängnisinsassen, an die der Unterworfenen, nun endlich Aufbegehrenden. Das macht die Faust zum Statement: Wie stehen die Frauen, die sie erheben, zur Gesellschaft, die sie umgibt? Die Antwort: nicht mehr ganz unter-



Busse von 10 000 Dollar: Shaqiris Doppeladler.

worfen, auf dem Weg in die Selbstbestimmung. Es ist eine leicht ärgerliche Inszenierung, denn die #MeToo-Faust ist zwar ein Symbol der Ermächtigung, doch was uns auf Instagram oder anderen Social-Media-Pinnwänden begegnet, ist keine schwierige Dritte-Welt-Hand armer afrikanischer Wasserträgerinnen oder halbversklavter Ehefrauen, sondern manikürt, fein und veganerzart, dabei schon längst am oberen Ende der Gesellschaft angekommen.

Videobeweis — Das Ende der Magie wurde beschworen, der frühere Fifa-Generalsekretär Joseph Blatter witterte gar einen «Verrat am Fussball». Der Videobeweis sorgte vor allem vor seiner Einführung für einen veritablen Glaubenskrieg. Dabei vollzog die Fussballwelt nur, was in anderen Sportarten, etwa im Eishockey, längstens Standard ist. Bei matchentscheidenden Situationen — Tor, Elfmeter, Platzverweis und Spielerverwechslung — können sich die Video-Referees per Funk einbringen. Der Platzschiedsrichter darf sich die Szene auf einem Monitor am Spielfeldrand selber ansehen und behält das letzte Wort. Das mit den Zeigefingern geformte Bildschirm-Rechteck kündigt den bevorstehenden Videobeweis an.

US-Schwur — Die zum Schwur erhobene Hand von Christine Blasey Ford ist die wohl ikonisch-



Leerer Vorgang: Blasey Fords Schwur.

te Geste des Jahres, weil in diesem Moment der Eid von einem gehaltvollen zu einem leeren Vorgang wurde und dadurch zu einem Symbol unserer Gegenwart: Ob Ford oder dem für den obersten Gerichtshof nominierten Brett Kavanaugh Glauben geschenkt wurde, hing (in den USA und weltweit) nicht mehr von Fakten oder Beweislasten ab, sondern von der politischen Gesinnung. Die Geste verweist auf die gesellschaftliche Spaltung der USA, die sich vor allem medial niederschlug. Unverhohlen demokratische Medien — die *New York Times* oder die *Times* — bildeten auf Titelblättern oder in Leitartikeln den Schwur Fords ab, andere, republikanisch orien-



Am oberen Ende der Gesellschaft: geballte Faust des Feminismus.



Etwas aufrechter: ikonische Merkel.



«Tawhid»: IS-Finger.



Theatralisch: Trumps eingerollte Finger.



Lizenz weg: Mancinis «Quenelle».



Ende der Magie: Videobeweis im Fussball.

tierte Medien, wie *USA Today* oder Fox News, tendierten zur zum Schwur erhobenen Hand Kavanaugh.

IS-Zeigefinger — Zumindest für die jungen, meist westlichen Frauen, die sich dem IS anschliessen, verkörpern die Terroristen so etwas wie eine coole Ninja-Gang: eine verruchte Verschränkung von Männlichkeit und Pose, in Joggingkluft, Schutzweste und mit Nike-Sneakern, dazu der Gestus des erhobenen Zeigefingers. Dieser Finger ist einerseits geläufiges und religionsunabhängiges Siegeszeichen, verweist auf einer weiteren Ebene jedoch auf das islamische und in den Händen des IS buchstäblich pervertierte Tawhid, den Glauben an die Einheit Allahs (im Sinne einer absoluten Einfaltigkeit, im Gegensatz zur christlichen Trinität), und, darüber hinausgehend, auf die Es-kann-nur-einen-Sieger-geben-Attitüde der Islamisten, die sich als die einzig wahren Muslime begreifen.

«**Quenelle**» — Man könnte kalauerhaft sagen, keiner habe sich so schnell ins Abseits speidiert wie der Schweizer Sprinter Pascal Mancini. Den Arm nach unten ausgestreckt, die andere Hand quer auf den Schulterbereich gelegt: Die «Quenelle» gilt als französische Nazi-Geste, als Abwandlung des Hitlergrusses. Mancini musste 2014 gegenüber Swiss Athletics schriftlich vereinbaren, auf öffentliche Statements seiner Gesinnung zu verzichten, nachdem er mit der Quenelle sportliche Leistungen gefeiert hatte. Vergangenen Sommer wurde ihm die Lizenz entzogen, weil sich auf seiner Facebook-Fanseite Zitate mit rechtsextremen Bezügen finden liessen. Bekannt wurde die Quenelle-Geste durch den Komiker Dieudonné. Der Franzose mit kamerunischen Wurzeln wurde schon mehrfach für jüdenfeindliche Ausfälligkeiten verurteilt, wobei er den Gruss nicht rassistisch, sondern «systemkritisch» verstanden haben will. ○

«Badran jasst wie eine SVPlerin»

Dani Müller, bekannt als Jass-Schiedsrichter am Fernsehen, führt die kleinste Bank der Schweiz. Im Gespräch erzählt er, wie seine Ersparniskasse für die Fehler der Grossbanken büsst, wie er die Querelen bei SRF erlebt hat und welche Politiker am besten jassen. *Von Rico Bandle*

Wie ein Tram schlängelt sich die Appenzeller Bahn durch die Gassen der Stadt St. Gallen, um dann ins wunderbare Appenzellerland hochzusteigen. Die hügelige Landschaft ist an dem sonnigen Novembertag mit einer dünnen Schneeschicht bedeckt, der Blick reicht bis zum Bodensee. Am Bahnhof Speicher erwartet mich bereits Dani Müller, der kürzlich nach acht Jahren als Jass-Instanz des Schweizer Fernsehens zurückgetreten ist.

Im Bahnhofsgebäude ist die Ersparniskasse Speicher untergebracht, die Müller seit 27 Jahren leitet. 2019 feiert sie ihr 200-jähriges Bestehen, somit ist die Bank nicht nur die kleinste der Schweiz, sondern auch eine der ältesten. Stolz zeigt der sympathische Jass-Grossmeister sein kleines Geldhaus, bevor wir zu einem Landgasthof am Dorfeingang spazieren.

Herr Müller, es heisst, eine Bank brauche heute ein verwaltetes Vermögen von mehreren Milliarden Franken, um überlebensfähig zu bleiben. Die Ersparniskasse Speicher hat gut 65 Millionen. Wie geht das?

Wir haben bloss 190 Stellenprozent, also einen minimalen Personalaufwand. Ich arbeite 90 Prozent, dazu kommen zwei Frauen, die 50 Prozent arbeiten. Boni gibt es bei uns keine.

Dafür bestimmt ein Millionensalär ...

... schön wär's. Ich bin eher bezahlt wie ein kaufmännischer Angestellter mit leitender Funktion. Die aufwendigen Geschäfte, zum Beispiel Vermögensverwaltung, machen wir gar nicht. Wir beschränken uns auf die Entgegennahme von Spareinlagen, die wir als Hypotheken wieder ausleihen, vorwiegend an Private – also auf das klassische Zinsdifferenzgeschäft.

Die tiefen Zinsen machen Ihnen das Leben wohl nicht leichter.

Das ist so. Unsere Stärke besteht darin, dass wir jede Kundin und jeden Kunden persönlich kennen. Deshalb hatten wir noch nie einen einzigen Rappen Kreditausfall. Zu schaffen machen uns vor allem die vielen regulatorischen Vorschriften. Mit Basel III begann eine komplizierte Statistikflut, die brachte enormen bürokratischen Mehraufwand. Das Perfide: Wir büssen für die Fehler der Grossen. Wir mussten uns zum Beispiel von den rund zwanzig Kunden mit ausländischem Wohnsitz trennen, obschon das alles Leute aus der Region waren, die zwar weggezo-

gen sind, aber noch einen Bezug zur Heimat hatten. Jetzt allerdings gibt es zum ersten Mal etwas Erleichterung für uns mit dem sogenannten Kleinbankenregime.

Jassen und das Bankgeschäft, das passt gut zusammen: Bei beidem muss man rechnen.

Und Statistiken erstellen, auch als Schiedsrichter in der Jass-Sendung. Ich bin übrigens nicht der perfekte Jasser, weil mein visuelles Gedächtnis nicht besonders gut ist. Ein guter Jasser weiss vor dem letzten Stich, welche vier Karten noch im Spiel sind. Ich meistens nicht.

Beim «Donnschtig-» und beim «Samschtig-Jass» mussten Sie während des Spiels laufend die Punkte aller Mitspieler zusammenzählen und unmittelbar nach der Jassrunde die Resultate präsentieren. Wie oft haben Sie sich verrechnet?

In einer Live-Sendung zum Glück nie. Ich habe mir ein gutes Formular ausgedacht, bei



Schiedsrichter Müller (M.) im «Samschtig-Jass».

dem ich immer die doppelte Kontrolle hatte. Konzentration ist alles.

Sich zu konzentrieren, ist nicht ganz einfach, wenn ein Schnurri wie Roman Kilchsperger oder Reto Scherrer ständig redet.

Das lenkt zwar ab, andererseits wusste ich immer: Falls ich mich verrechne, rettet mich Roman. Der ist genug schlagfertig, um irgendwie zu überbrücken. Schwierig war, dass ich nebst dem Rechnen und der Kontrolle des Spiels stets darauf gefasst sein musste, dass mir der Moderator eine Frage stellt.

Kurz nachdem Sie Ihren Rücktritt angekündigt hatten, kam es zum Eklat: SRF schmiss Roman Kilchsperger raus, weil er sich in der Weltwoche kritisch über SRF geäussert hatte.

Den ersten Dämpfer erlebte ich bereits ein Jahr früher, als SRF Monika Fasnacht beim «Samschtig-Jass» entliess. Das fand ich

nicht richtig. Dann kam die Sache mit Roman. Er ist für mich der beste Moderator der Alpennordseite, ein Vollprofi, auch hinter den Kulissen. Dass SRF ein solches Naturtalent ziehen lässt oder sogar vertreibt, halte ich für fahrlässig. Ich habe mich aber für ihn gefreut, als ich hörte, dass er zu Teleclub wechselt. Fussball ist seine Leidenschaft, und SRF wollte ihn scheinbar beim Sport nicht haben.

Kürzlich wurde nun auch die Chefin der Abteilung, Sibylle Marti, entlassen.

Sie hat zwar einiges für die Jass-Sendungen getan, das muss ich ihr lassen. Dennoch waren wir keine Freunde, ich bin also überhaupt nicht traurig. Als Direktor Ruedi Matter und Unterhaltungschef Christoph Gebel ankündigten abzutreten, habe ich damit gerechnet, dass sich einiges ändern wird.

Von aussen konnte man meinen, der neue Unterhaltungschef, ein Deutscher, der keine Ahnung vom Jassen hat, zerschlage das bewährte Jass-Team.

Das glaube ich nicht. Es ist vielleicht ganz gut, dass nun die Karten neu gemischt werden.

Was war das Problem?

Ich möchte es mit SRF nicht verscherzen, deshalb gibt's keinen weiteren Kommentar dazu ... Übrigens sind Monika Fasnacht und ich daran, eine neue Jass-Sendung für einen Privatsender aufzugleisen.

Ach ja? Wird da auch Differenzler gejasst?

Ich darf noch nicht allzu viel verraten. Das Erfolgsrezept beim «Samschtig-» und beim «Donnschtig-Jass» liegt beim interaktiven Element, dass die Leute dem Telefonjasser in die Karten schauen und so quasi mitjassen können. Daran würde sich nicht viel ändern, es soll aber auch keine Kopie vom «Samschtig-Jass» werden.

Bleiben wir bei den SRF-Sendungen. Welche bleibt Ihnen besonders in Erinnerung?

Schwierig zu sagen. Unvergesslich war jene, als Florian Ast zu Gast war, der hielt die Füsse auf den Jasstisch. Lustig war auch, als der Hund Muffin von Dominique Rinderknecht auf ihrem Schoss mit dem Kopf auf dem Jasstisch sämtliche Jassrunden verschlief. Toni Brunner hat einmal nach einer Sendung und der Aftershow morgens um vier Uhr mit Roman und mir noch zwei Stunden lang gejasst! Immer eindrücklich war für mich, wenn ein Bundesrat zu Gast war. Fast jeder Bundesrat hat einmal bei uns gejasst: Doris Leuthard,



«Immer die doppelte Kontrolle»: SRF-Jassexperte und Bankier Müller.

Alain Berset, Johann Schneider-Ammann und so fort.

Welcher Bundesrat jasst am besten?

Das kann ich nach einem Jass nicht beurteilen. Beim Differenzler gehört ja wie sonst beim Jassen Kartenglück dazu. Was aber klar ist: Unsere Bundesräte sind im Vergleich zu anderen Prominenten geübte Jasser. Die wussten alle, wie das Spiel funktioniert.

Wer jasst besser, Monika Fasnacht oder Roman Kilchsperger?

Monika ist eine sehr gute Jasserin und sagt über sich selber, dass sie jasstechnisch viel dazugelernt hat. Roman ist sicher der frechere Jasser, der mehr riskiert. Meistens jassen die Leute so, wie sie sonst im Leben sind.

Wirklich?

Ja, das sieht man auch bei den Politikern. SVPLer jassen forsch, SPLer auf Sicherheit

bedacht, wenn sie überhaupt jassen. Nur die quirlige Jacqueline Badran, die jasst wie eine SVPLerin, mit ihr war es ein Gaudi am Jasstisch. Am wichtigsten ist aber die Erfahrung. Deshalb jassen ältere Leute in der Regel besser als junge.

Haben Sie das untersucht?

An den Qualifikationsturnieren für den «Donnschtig-Jass» ist das offensichtlich: Die Jungen haben in der Regel keinen Stich! Um nicht bloss Ältere am Jasstisch zu haben, gab es dann so etwas wie eine Quote für Junge in der Sendung. Ich habe Statistik geführt: Auch in dieser waren die Jungen klar die Schwächeren.

Sie gelten als Instanz in der Jass-Szene. Hält man sich exakt an Ihre Empfehlungen mit Anziehen, Verwerfen et cetera, so besteht bei fast jedem Spielzug nur eine Möglichkeit, welche Karte man ziehen soll. Wird das Spiel so nicht langweilig?

Das stimmt. Deshalb spielt man ja meistens jene Variante, bei der gewisse Trümpfe mehrfach zählen. So wird es spannender. Wir im Appenzellerland zählen seit je Eichel sieben-, Undeufe sechs-, Obeabe fünf-, Schilte vierfach und so weiter. Je nach Region ist das anders. Mein Lieblingsjass ist übrigens der «Coif-feur», dort zählen gewisse Trumpffarben bis

«Wenn das Niveau einigermaßen ausgeglichen ist, ist zusammen zu jassen keine Gefahr für die Ehe.»

zwölfmal – da komme ich auch viel zum Rechnen... Im Turnier spielt man aber den normalen Schieber, und alles zählt einfach, das ist am fairsten.

Wie viel ist Glücksache?

Beim Turnier-Schieber hätte ich gesagt: nicht so viel. Aber es fand kürzlich die zweite Schweizer Meisterschaft statt, die im Internet live übertragen wurde. Ich habe die letzten Spiele verfolgt: Die Sieger haben nicht allzu gut gejasst und dank Kartenglück trotzdem gewonnen, so dass ich meine Meinung revidiert habe.

Reden wir übers Mogeln oder Bschüssä, wie wir auf Schweizerdeutsch sagen.

Sehr gut ...

Darf man dem Gegner diskret in die Karten schauen, wenn er sie nicht genug abdeckt?

Das ist eine Charakterfrage. Für mich ist es selbstverständlich, dass man die Gegner darauf aufmerksam macht, wenn sie mir die Karten ins Sichtfeld rücken. Sonst muss man ja gar nicht jassen!

Es gibt das Bonmot: «Wer wegen wenigen Punkten verliert, kann nicht schreiben.»

Das ist für mich auch ein No-Go. Klar: Jeder, der schreibt, verschreibt sich manchmal. Aber beim Schreiben zu bescheissen geht gar nicht.

Wie gehen Sie damit um, wenn jemand dem Partner verrät, wie viele Trümpfe schon gelaufen sind?

Die Gegner entscheiden in dem Fall, ob das Spiel annulliert oder fortgeführt wird. Schwierig wird es, wenn jemand dem Partner ein diskretes Zeichen gibt, zum Beispiel, indem er blinzelt. Das kann man oft nicht nachweisen.

Wird an Meisterschaften viel gemogelt?

Ich glaube nicht. Meistens wird einem der Partner zugelost, da kann man sich nicht gut absprechen. Beim Partnerschieber, wo man als Team kommt, gibt es das sicher häufiger.

Kann man auch mit einem schlechten Partner gut jassen?

Nein. Mit einem guten Partner und schlechten Karten ist man besser dran als mit guten Karten und einem schlechten Partner.

Wie viel Risiko zahlt sich aus?

Das kommt auf den Tafelstand an. Wenn man stark im Rückstand ist, sollte man viel

riskieren, wenn man mit ein paar hundert Punkten Vorsprung führt, dann wenig. Sie haben als SRF-Jass-Experte auch Zuschauerfragen beantwortet. Was war die häufigste?

Ob beim Weisen vier Asse mehr wert sind als ein Fünflatt vom Banner. Beides gibt ja hundert Punkte.

Und?

Der Weis mit fünf Karten ist besser als der mit vier, da die Wahrscheinlichkeit kleiner ist. Die Antworten sind übrigens auch in meinem Jassführer zu finden. Viele Fragen betrafen regionale Eigenheiten, die Regeln sind ja überall etwas anders.

Ist ein Taschenrechner am Jasstisch erlaubt?

Mit jemandem, der den Taschenrechner mitbringt, habe ich nie gespielt. Wer die paar Zahlen nicht im Kopf rechnen kann, der kann auch die gespielten Trümpfe nicht zählen.

Soll man um Geld jassen?

Ja sicher! Das gehört dazu, das macht die Sache interessanter. Der Betrag darf gerne auch ein bisschen höher sein – bloss um 20-Räppler zu jassen, ist etwas schäbig und langweilig. Aber reden Sie mit Roman darüber, der jasst gerne um mehr Geld...

Gehört der Gewinn in eine Jasskasse oder in die Tasche der Sieger?

Wir betreuen auf der Bank ein paar Jasskassen. Ich habe aber nichts dagegen, wenn das Geld an die Sieger geht. Nicht alle wollen gemeinsame Ausflüge machen.

Kommen wir zur alles entscheidenden Frage: Was gefährdet die Ehe mehr, mit der Frau oder gegen die Frau zu jassen?

Jetzt bringen Sie mich tatsächlich in Verlegenheit. Was soll ich sagen? Das kommt wohl auf die Beziehung an. Meine Frau hat erst mit mir jassen gelernt. Anfangs war es tatsächlich kritisch, wenn wir zusammen jasteten. Mittlerweile ist sie richtig gut geworden. Wenn das Niveau einigermaßen ausgeglichen ist, ist zusammen zu jassen keine Gefahr für die Ehe. Ich kenne aber viele Paare, bei denen es keine gute Idee ist, wenn sie zusammen jassen ...

Aus eigener Erfahrung sage ich: Gegen die Frau zu jassen, ist lustiger.

Dem stimme ich zu. Aber meine Frau und ich jassen mittlerweile so gut miteinander, unsere Strategie ist perfekt abgestimmt, so dass wir ein gutes Team sind. Aber ich jasse auch gerne gegen sie.



Dani Müller: Stöck – Wys – Stich.
Der neue Schweizer Jassführer.
Fona. 166 S., Fr. 24.90

Ein Dream-Team geht viral

Das Online-Magazin *Izzy* begeistert schweizweit: Es ist humorvoll, zuweilen ernst, hauptsächlich aber kreativ und am Puls der Zeit. Wie funktioniert diese digitale Spielwiese?

Von Roman Zeller

Mit diesem Schild haben seine Freunde ihn, Cedric Schild, vom Flughafen abgeholt: «Willkommen zurück, Papi», steht darauf. «Peinlich», meint er kopfschüttelnd. Mit Kleinkindern im Schlepptau wurde er nach fünf Tagen Städtetrip empfangen, der Clip landete im Netz und erntete fast 40 000 Likes. Hauptdarsteller Cedi kennt jedes Kind – zumindest die vom Smartphone besessenen. Er ist das Aushängeschild des *Izzy*-Magazins. Rund eine Million Jugendliche liken, kommentieren oder teilen monatlich die Beiträge von *Izzy* auf Facebook, vor allem aber auf Instagram. Sein Alter verrät Cedi nicht. Es liegt eher im unteren Drittel von *Izzy*'s Zielgruppe (20 bis 35 Jahre). Nur Radio Energy, wie das *Izzy*-Magazin aus dem Hause Ringier, erntet mehr Likes, hat sich inhaltlich aber der Unterhaltung verschrieben. *Izzy* ist mehr: Es publiziert Clips, in denen Vergewaltigungsopfer zu Wort kommen oder sich Männer über##MeToo äussern. Ebenso gezeigt werden simple Telefonscherze oder etwa der Streich in einem Apple-Store, wo alle iPhone-Wecker gleichzeitig gestellt wurden. Nur ein Video erscheint pro Tag. *Izzy*'s Slogan: «Mut zur Meinung. Echt jetzt!», verbindet Unterhaltung und Haltung.

Aushängeschild Cedi selbst zeigt auf Social Media unter dem *Izzy*-Logo fast täglich sein Gesicht, seine «Fratze», wie er witzelt. Er spielt und produziert Videos, die saulustig sind. So drehte er den Spieß an einer Hellsehmesse um und veralberte als *abgespacter* «Cedric Cendrick» die Hellseher mit privaten Informationen, die er zuvor im Internet recherchiert hatte. «Das ist wahnsinnig!», befand eine Betroffene, als ihr Cedi den Namen ihres Partners verriet. Seine Auszeichnung mit dem Swiss Comedy Online Award unterstreicht Cedis humoristisches Geschick. Schon in der Schule sei er ein Lausbub gewesen, «Supercedi» habe sich der Instagram-Star lange vor *Izzy* genannt. Eine selbsterfüllende Prophezeiung: Heute huldigen ihm seine Fans. Es kommt vor, dass ihn Schüler klassenweise verfolgen, wenn er in der Migros einen Salat kaufen will. Natürlich habe er den «geilsten Job der Welt», sagt er. Und trotzdem sei es halt ein Job. Sein Wecker klinge am Morgen wie bei

anderen Leuten auch. Das Jahr 2018 sei für ihn und das *Izzy*-Magazin «crazy» gewesen, sagt Cedi zurückblickend. Er geniesst offensichtlich den Rummel, seine Popularität habe sich gesteigert, verglichen mit der Zeit bei Radio 105, seinem früheren Arbeitgeber.

Im Stil eines Fussballers reicht er die Lorbeeren weiter: Der Erfolg sei das Verdienst des *Izzy*-Teams, das blind funktioniere. «Am Freitagabend sind wir eigentlich immer irgendwo zusammen.» Dass neben «Supercedi» auch die Personen hinter den Pseudonymen «Izzy-silvia» oder «Shitdesven» als verheissungsvolle Schweizer Medientalente auf einer Plattform zusammengeführt wurden, sei Bernies Verdienst, meint Cedi. Er sei der Mann hinter *Izzy* und könne genau erklären, wie es dazu kam, was die Idee und Vision sei: «Frag ihn, da kann ich nicht mithalten.»

«Zelle der Leidenschaft»

Mit «Bernie» meint Cedi seinen Vorgesetzten Bernhard Brechbühl, 41. Er ist Leiter des *Izzy*-Magazins. Früher war Brechbühl Mitglied der Chefredaktion von *20 Minuten*. Er bezeichnet sich als *Izzy*'s «Backoffice». Die sieben Redaktionsmitglieder und die Produktion lasse er gewähren: «Ich definiere nur ein Grobkonzept.» Aus der Zusammensetzung der Redaktion, den verschiedenen Charakteren, entstehe der spannende Themenmix, so Brechbühl. Er wollte bei *Izzy* eine «Zelle der Leidenschaft» schaffen: Cedi, den im besten Sinne



Izzy-Chef Brechbühl.

«Wahnsinnigen», habe er, wie auch die anderen, spezifisch gesucht. «Von der Zielgruppe für die Zielgruppe» hiess seine Devise, alles andere wäre anbiedernd und gesucht gewesen.

Die Idee für *Izzy* hatte Brechbühl noch bei Radio Energy, für dessen digitale Inhalte er als Chief Content Officer verantwortlich ist. Ihm schwebte aber ein neues authentisches Jugendmedium mit einem gewissen Inhalt vor. Es sollte über pure Unterhaltung hinausgehen. Daher auch der Slogan «Mut zur Meinung». Leitkommentare seien aber nicht das Ziel, präzisiert Brechbühl. Der Zusatz «Echt jetzt!» bringe *Izzy* eher auf den Punkt.

Brechbühl spricht von einer «fragmentierten Jugend». Jugendliche hätten nicht die gleichen Interessen, die Ansichten seien vielmehr unter-



«Dorthin, wo die Jungen sind»: IZZY-Redaktion mit Erfolgs-Entertainer «Supercedi» Schild (3. v. l.).



Rund eine Million Leute liken, kommentieren oder teilen monatlich: So preist IZZY online die Geschichten an.

schiedlich, oder sie würden auf einen differenzierten Humor ansprechen. Auf dieser digitalen Spielwiese will sich *Izzy* austoben. Die Ansicht, dass die Generation Selfie nicht mehr seriöse Nachrichten und News konsumiere (*Weltwoche* Nr. 43/18), teilt Brechbühl nicht: «Die Jugend ist total interessiert an wichtigen Themen!» Entscheidend aber sei neben der Darstellung auch der Kanal. «Wir wollten dorthin gehen, wo die Jungen sind», sagt er, «und das sind Social Media.» Eine Abhängigkeit von Instagram oder Facebook gebe es zwar. Aber am Ende gehe es darum, die Relevanz einer Marke aufzubauen: «Die Zielgruppe kommt nicht automatisch zu dir.» Klar sei jedoch, wie diese Zielgruppe bespielt werden müsse: mit audiovisuellen Beiträgen wie diejenigen von *Izzy*. Junge wollten die Betroffenen sehen und hören, und sie wollten auf Augenhöhe diskutieren – am besten direkt. Social Media vereinten all das, so Brechbühl. Klassische Medien würden diesen Puls der Zeit nicht treffen.

Bei der Frage, ob die Online-Strategie des *Izzy*-Magazins rentiere – ja, vielleicht sogar

Gewinn abwerfe – lacht Brechbühl. Es laufe sehr gut, gibt er zu verstehen. Konkrete Zahlen könne er nicht kommunizieren. Wie aber kann ein Medium über Social Media Geld verdienen?

«Richtig Geld verdienen»

Die Filmbeiträge von *Izzy* lassen sich vermarkten. Brechbühls Stichwort lautet «branded videos». Gemeint sind Beiträge, bei denen am Ende ein Firmenlogo flimmert, die also gesponsert werden. Ohne zu zögern, nimmt Brechbühl die Nachfrage vorweg: «Uns war bewusst, dass das umstritten sein könnte. Die Rückmeldungen sind aber super und eigentlich identisch wie bei den rein redaktionellen Videos.»

Dass die *Izzy*-Videos gleichzeitig Witz und Inhalt haben, mache das Angebot sowohl für die Zielgruppe als auch für Kunden interessant, so Brechbühl. Wenn Cedi als «Major Schild» die Armee veräppelt, indem er mit verstellter Stimme und einem Fake-Militär-Mail-Account den Wachtplan erschleicht, dann hin-

terfragt *Izzy* die Hierarchiegläubigkeit innerhalb der Institution. «Solches Zeug geht durch die Decke», sagt Brechbühl, «solche Ideen wollen auch die Kunden.» Klopfe eine Firma bei *Izzy* an, werde der Redaktion einzig deren Branche und Marketingziel verraten. Ohne Kenntnis des Firmennamens kreieren die kreativen Köpfe Ideen zur Vermarktung in einem humorvollen und anregenden Clip. «Der zahlende Kunde wählt darauf ein Konzept, *Izzy* produziert – fertig!» Pro Woche sei zurzeit ein Video finanziert. Vom Stil her unterscheide es sich aber nicht vom Rest – sonst werde es nicht gepostet. Das *Izzy*-Magazin wolle seiner Linie «treu bleiben».

Substantielle Neuerungen seien aktuell nicht geplant, sagt Brechbühl. Der Mix aus witzig verpackten Gesellschaftsthemen, die auf angesagten Kanälen gespielt werden, stimme. Bevor *Izzy* irgendetwas anderes plane, wolle man dieses Modell nachhaltig zum Erfolg bringen. Und das müsse gelingen, sagt Brechbühl: «Journalistische Medien müssen doch richtig Geld verdienen!» Echt jetzt. ○

«Drang nach Aufbruch»

Ein Schweizer steht an der Spitze einer der wichtigsten Kulturinstitutionen Deutschlands. Peter Theiler, Intendant der Dresdner Semperoper, spricht über die wöchentlichen Pegida-Demonstranten vor seinem Opernhaus und über seine Liebe zu den Ostdeutschen. *Von Rico Bandle*

Mit Peter Theiler ein Interview zu führen, ist eine dankbare Aufgabe. In bestem Baseldeutsch schwärmt der redselige Intendant von seiner Aufgabe an der Semperoper, von Dresden, von Ostdeutschland. Seine Begeisterung wirkt ansteckend. Selbst der etwas muffige DDR-Bau hinter der funkelnden Semperoper, wo Verwaltung, Probebühnen und Werkstätten untergebracht sind, erscheint plötzlich schön, wenn Theiler durch die labyrinthartigen Gänge führt und die grossartigen Arbeitsbedingungen rühmt.

Ein Schweizer an der Spitze der Semperoper ist nicht nur aufgrund der Bedeutung dieses weltbekannten Hauses bemerkenswert, sondern auch aufgrund der politischen Brisanz: Die rechtskonservative AfD ist hier so stark wie nirgends sonst in Deutschland. Jeden Montag demonstrieren auf dem Theaterplatz vor der Oper einige hundert Personen gegen Bundeskanzlerin Merkel, gegen Flüchtlinge, gegen die «Islamisierung».

Herr Theiler, seit drei Monaten sind Sie Intendant einer der wichtigsten Kulturinstitutionen Sachsens, eines Leuchtturms mit weltweiter Ausstrahlung. Wie geht es Ihnen?

Ich bin begeistert! Es ist eine Ehre, dieses Haus leiten zu dürfen. Die grosse Geschichte dieser Institution spürt man ständig. Eben gestern habe ich mich mit einem Bühnentechniker unterhalten, der bereits seit DDR-Zeiten hier tätig ist. Wir sprachen über die Wiederaufnahme von «Fidelio». Diese Inszenierung hatte am 7. Oktober 1989 Premiere, also einen Monat vor dem Ende der DDR. Und dieser Techniker war dabei. Man muss sich den Mut der Menschen damals vorstellen: Das Bühnenbild zeigt eine mit Stacheldraht abgeschirmte Szenerie, an der Betonwand eines charakteristischen DDR-Grenzwachturms hingen Schlagstöcke und Mäntel. Auf der Bühne war genau das abgebildet, was draussen auf der Strasse passierte! Unglaublich. Der Mann erzählte mir, sie hät-

ten schon während der Proben enorme Angst gehabt, dass die Stasi kommt. Je näher die Premiere kam, desto grösser war die Anspannung. Die Premiere ging dann tatsächlich über die Bühne, während draussen die ersten Demos stattfanden und die Polizei mit Schlagstöcken auffuhr.



«Eigene Handschrift»: Intendant Theiler.

Diesen «Fidelio» behalten Sie bewusst im Spielplan.

Definitiv. Die Geschichte ist aber noch nicht fertig. Nach der Premiere reisten Ensemble und Techniker umgehend für ein Gastspiel nach Leningrad, also ins heutige Sankt Petersburg. Drei Wochen waren sie weg und hatten dabei keine Ahnung, was zu Hause gerade geschah. Als sie zurückkamen, gab es keinen Honecker mehr. Das Erstaunliche: In Leningrad hatten sie überhaupt keine Probleme mit der Aufführung, die politische Entwicklung war in der ehemaligen

Sowjetunion unter Gorbatschow schon viel weiter fortgeschritten als hier.

Ostdeutschland, vor allem Sachsen, wird oft als Problemzone wahrgenommen. Wie erleben Sie das?

Die Menschen hier haben eine von ihrer Geschichte geprägte Identität, dessen muss man sich stets bewusst sein. Die Westler sind den Ostdeutschen in den letzten zwanzig Jahren auch mit einer gewissen Überheblichkeit begegnet. Zumindest wurde das so empfunden. Man sagte: «Wir bringen euch Freiheit, wir bringen euch Demokratie, wir bringen euch Kapitalismus.» Indirekt gab man den Menschen dabei zu verstehen, dass alles, was sie erreicht hatten, keinen Wert mehr habe. Das ist aber eine grundfalsche Einstellung. Klar, viele Ostdeutsche hatten ein kritisches Verhältnis zu ihrem Staat. Aber es existierte ein reiches gesellschaftliches und kulturelles Leben, etwas, womit man sich identifizieren konnte. Ein grosser Teil der Unzufriedenheit, die sich in den letzten Jahren angestaut hat, hat ihren Ursprung darin, dass man dies nicht ernst genommen hat.

Fast alle Leitungsfunktionen in den Institutionen des Ostens, zum Beispiel beim öffentlich-rechtlichen Fernsehen, sind mit Westdeutschen besetzt. Dies wird oft kritisiert. Hat man für die Semperoper bewusst einen Schweizer gewählt, um jemanden von ausserhalb zu haben?

Ich lebe und arbeite seit achtzehn Jahren in Deutschland, daher denke ich, dass mein Leistungsausweis eine wichtigere Rolle gespielt hat. Ich bin sehr gerne in Deutschland, es lebt sich

gut hier.
Sie waren Intendant in Gelsenkirchen, also im Ruhrgebiet, dann in Nürnberg, im Norden Bayerns, jetzt in Dresden, Ostdeutschland. Sie kennen das ganze Land.

Im Ruhrpott gibt es städtebaulich viel Unschönes – und gleichzeitig ist es wunderschön. Besonders das Musiktheater im Revier, das ich leiten durfte. Yves Klein und Jean Tinguely haben es mitgestaltet, und es ist eines der schönsten Nachkriegstheater. In Gelsenkirchen gibt es vor allem das Theater und den Fussballklub Schalke 04 ... Was mir

vor allem gefallen hat: Man findet überall sofort Kontakt, die Leute sind sehr offen. Das protestantische Nürnberg ist hingegen viel eher wie die Schweiz: Man zeigt nicht gerne, was man hat.

Reden wir über die Sachsen.

Meine Frau und ich haben persönlich bisher nur positive Erfahrungen gemacht.

Wie haben Sie die Aufmüpfigkeit erlebt? Von hier aus formierte sich 1989 der Widerstand gegen die DDR-Führung und auch jetzt wieder derjenige gegen die Regierung von Angela Merkel.

Sachsen hat eine grossartige Vergangenheit, eine beeindruckende, aber auch bewegte Historie. Im 19. Jahrhundert war Sachsen eine starke Wirtschaftsregion, die Industrialisierung war im Vergleich zu anderen Gegenden weit fortgeschritten. Die erste grosse Eisenbahnstrecke Deutschlands führte zum Beispiel von Dresden nach Leipzig. Als Flächenstaat war Sachsen vor 1870 eine ernstzunehmende Politmacht in Europa. Im 20. Jahrhundert schlitterte man von der Naziherrschaft gleich in die nächste, die sozialistische Diktatur. Durch diese wechselhafte Geschichte ist der Drang nach Aufbruch verständlich.

Wie viele Leute sind denn bei den Pegida-Demonstrationen noch dabei?

Früher waren es einige tausend, jetzt sind es noch ein paar hundert, die jeden Montag herkommen und zum Teil extra aus ganz Sachsen anreisen. Diese Demonstrationen sind in jeder Hinsicht sehr beängstigend. Unsere internationalen Gäste müssen da ja hindurch, wenn sie zu den Vorstellungen gelangen wollen. Wir haben auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Ensemble-Mitglieder und Künstler aus aller Welt, von denen einige sogar schon angepöbelt wurden. Da ist ein grosses aggressives Potenzial zu spüren.

Bei Ihrem Amtsantritt haben Sie sich versöhnlich gezeigt. «Man erreicht viele Menschen nicht mehr, wenn sie von vornherein stigmatisiert werden», sagten Sie zum Beispiel. Und: «Ich denke, dass man aufeinander zugehen sollte, statt nur auszugrenzen.» Sind Sie auf die Pegida-Leute schon zugegangen?

Ich mache mir da keine allzu grossen Illusionen. Mit aktiven Pegidisten kann man keinen konstruktiven Diskurs führen. Diese Erfahrung haben andere bereits gemacht. Aber mit AfD-Politikerinnen und -politikern suche ich das Gespräch, schliesslich sind sie demokratisch gewählt und im Landtag vertreten. Mir bereitet aber Mühe, dass sich eine demokratisch gewählte Partei wie die AfD nicht abgrenzt von diesen Pegida-Mitläufern. Diese Haltung legitimiert solche Aufmärsche geradezu.

Ist es nicht etwas einfach, aus der Hochglanzwelt der Oper über Menschen zu urteilen, denen es vielleicht nicht so gut geht?

Eine – wie Sie es nennen – «Hochglanzwelt der Oper» gibt es gar nicht. Unser Haus steht allen Menschen und Interessierten aus jeder Gesellschaftsschicht offen. Was da draussen allerdings montags auf dem Theaterplatz skandiert wird, ist paradox. Sachsen hat kaum Ausländer, der Anteil beträgt unter 5 Prozent. Das ist nichts im Vergleich zu anderen Bundesländern, erst recht nichts im Vergleich zur Schweiz. Es ist mir ein Rätsel, wo hier die Islamophobie und die Ausländerfeindlichkeit herkommen, es gibt ja kaum Zuwanderer. Zudem ist die Arbeitslosigkeit so niedrig wie noch nie, wirtschaftlich läuft es hier auch im Vergleich zu den anderen Bundesländern gut. Die Stadt zeigt sich renoviert und herausgeputzt. Aber klar, sobald man aufs Land fährt, wird es trist: In manchen Regionen Sachsens kommt der Bus nur zweimal pro Tag, es gibt kein Breitbandinternet, es herrscht vielerorts Lehrermangel. Da kann ich einen gewissen Frust verstehen.

Sie stehen als Chef einer wichtigen Institution zwischen den Fronten. Äussern Sie sich gegen die AfD, haben Sie einen Viertel der Bevölkerung gegen sich, zeigen Sie Verständnis, so kommen Sie von links unter Druck. Das kann auch sehr unangenehm sein, wie Ihr Chefdirigent Christian Thielemann erfahren musste.

Aus der Parteipolitik müssen wir uns raushalten. Wogegen wir uns aber äussern, sind Rassismus, Ausgrenzung, Erniedrigung, Intoleranz. Dagegen müssen wir uns wehren!

«Theater zeigt gesellschaftliche Missstände auf, löst sie aber nicht.»

Leider gibt es solche Tendenzen auch in der AfD. Die Botschaft, die wir aussenden, soll dem Zusammenhalt der Gesellschaft dienen. Ich glaube nicht, dass es unpolitische Kunst gibt. Denn wir leben alle in einer bestimmten Zeit, und jeder Künstler äussert sich aus seiner Zeit heraus.

Ihr Stardirigent Thielemann wird in die rechte Ecke gestellt, weil er einmal gesagt hat, man müsse den Pegida-Leuten besser zuhören und dass er auch in Zukunft gerne «Negerkuss» sagen möchte. Haben Sie einmal mit ihm über diese Themen gesprochen?

Mit dem Chefdirigenten bespreche ich künstlerische Themen. Aber ich denke, die Angriffe auf ihn basieren eher auf politisch missverstandenen Äusserungen.

Sie haben nie mit ihm darüber geredet?

Mir gegenüber hat er sich nie politisch geäussert. Ich kann aber sagen: In den meisten



Pegida-Demonstration vor der Semperoper.

Stücken, die wir spielen, geht es ja gerade um humanistische Werte, um Verständnis und darum, wie man zusammenleben kann. Gerade in der Oper, wo kaum Gegenwartsstücke gespielt werden, geht es in der Regel um zeitlose, universelle Werte sowie um kulturhistorische und ästhetische Errungenschaften. Da hat die Tagespolitik doch nichts zu suchen.

Da bin ich anderer Meinung. Theater ist eine Interpretationskunst. Es geht tatsächlich meistens um universelle Werte, die wir immer wieder aus heutiger Sicht interpretieren und mit heutiger Ästhetik umsetzen. Das bedingt eine klare gesellschaftliche Haltung. Auf unserem Plakat zu Schönbergs «Moses und Aron» zum Beispiel ist nicht der Auszug des jüdischen Volkes in die Wüste zu sehen, sondern Flüchtlinge auf einer Waldlichtung hier bei uns.

Sie sind der Meister der Symbolhandlungen: Vor dem Theater wehen Fahnen, die gesellschaftliche Offenheit propagieren, um sich von den Pegida-Demonstranten abzugrenzen. Wenn Sie einen deutschen Komponisten wie Richard Strauss oder Richard Wagner auf den Spielplan setzen, dann folgt ein Jude wie Arnold Schönberg oder Giacomo Meyerbeer. Ist das nötig?

Ich denke in geschichtlichen und in kritischen Dimensionen. Zwar bin ich ein grosser Wagner-Fan, halte ihn für ein Genie, bin aber mindestens genauso von ihm als Menschen abgestossen wie von seinem künstlerischen Werk angezogen. In diesem Haus sind drei Wagner- und neun Strauss-Opern uraufgeführt worden. Hier wurde aber auch 1933 der Generalmusikdirektor und grosse Dirigent Fritz Busch von einem SA-Sturm-bannführer aus einer Vorstellung weggebrüllt und vertrieben. Das bewegt mich sehr. Angesichts dieser Geschichte fühle ich mich verpflichtet, auch Stücke von Komponisten zu zeigen, die einst aus diesem Haus verbannt wurden. Zum Teil sind das hervorragende Werke, die es auch nach dem Krieg für

lange Zeit nicht mehr auf die Opernbühnen schafften – sie waren wie eliminiert. Solche Stücke auf den Spielplan zu setzen, das tue ich aus tiefster Überzeugung.

Dieser Hang zum Ausgleich, zum Konsens: Kommt da der Schweizer zum Vorschein?

Ich glaube schon. Als Schweizer ist man es gewohnt, aus einem konsensualen Denken heraus zu argumentieren. Man ist nicht auf Konfrontation aus.

Wenn man alte Opern konsequent mit heutigen Augen sähe, dürfte man viele Meisterwerke gar nicht mehr spielen: Das Frauenbild in vielen italienischen Opern ist fragwürdig, in der «Zauberflöte» wird nur die Verbindung zwischen Mann und Frau als göttlich gepriesen ...

... in der «Zauberflöte» heisst es auch: «Ein Weib tut wenig, plaudert viel.» Ein Werk deshalb zu verbannen, ist aber nicht die richtige Lösung. Stattdessen kann man ja das Frauenbild vergangener Zeiten durch die Inszenierung kommentieren. Eine gute Regie macht das so.

Kann Theater die Welt verbessern?

Nein, aber es kann uns helfen, zu verstehen, was uns weh tut in dieser Welt. Theater zeigt gesellschaftliche Missstände auf, löst sie aber nicht. Es kann höchstens Wege aufzeigen, die zu einer Lösung führen.

Sie stehen mit Überzeugung für das Regietheater ein, für die Aktualisierung und Neuinterpretation alter Stoffe. Normalerweise ist dies ein sicherer Weg, um das Publikum zu vertreiben. Bei Ihnen ist das Gegenteil der Fall. In Nürnberg konnten Sie die Zahl der Abonnenten um über 60 Prozent steigern, eine sensationelle Leistung. Was ist Ihr Geheimnis?

In Nürnberg bin ich anfangs angeeckt mit der von mir beförderten Ästhetik. Langjährige Besucher beschwerten sich. Ich bin

auf jede einzelne Beschwerde eingegangen, habe die Leute dazu eingeladen, mit mir einen Kaffee zu trinken. Ich habe Dutzende von Kaffees getrunken. Die Leute waren verblüfft, dass sich der Intendant persönlich Zeit nimmt für sie. Fast alle gingen zufrieden nach Hause.

Damit kann man bestenfalls das Stammpublikum halten, aber wie holt man neues?

Solche Treffen wirken multiplikatorisch, das spricht sich herum. Man darf die Leute nicht alleinlassen, Theater ist kein Selbstzweck. Am Ende meiner Intendanz hatte das Theater auf mein Zutun hin sechs Fördervereine. Das schafft Bindung und Identifikation – das ist das Wichtigste überhaupt. Zudem haben wir viel Jugendarbeit gemacht, die Theaterpäda-

«Da sind Menschen, die auf der Bühne um ihr Leben kämpfen – und das live!»

gogik um 200 Prozent aufgestockt und mit Migrant*innen gearbeitet, um einen Beitrag zur aktiven Integration zu leisten.

Die Semperoper als Haus mit internationaler Strahlkraft ist nun aber ein anderes Kaliber.

Stimmt. Fast 45 Prozent unserer Besucher kommen von ausserhalb Sachsens. Zudem spielen wir 40 Prozent unseres Budgets selber ein, nur 60 Prozent stammen aus Zuwendungsmitteln; das schafft kaum ein anderes deutschsprachiges Theater.

Nicht einmal mehr das Opernhaus Zürich.

Ja, das ist der Wahnsinn. Übrigens spielt Alexander Pereira zurzeit bei uns in «Ariadne auf Naxos» die Sprechrolle, wie schon in Zürich. Er pendelt jetzt zwischen Mailand und Dresden ...

Sie reden viel über Inhalte, über den politischen Aspekt des Theaters, doch die meis-

ten Leute gehen doch in die Oper wegen des festlichen Aspektes: Man zieht sich schön an, geht gut essen, hört wunderbare Musik.

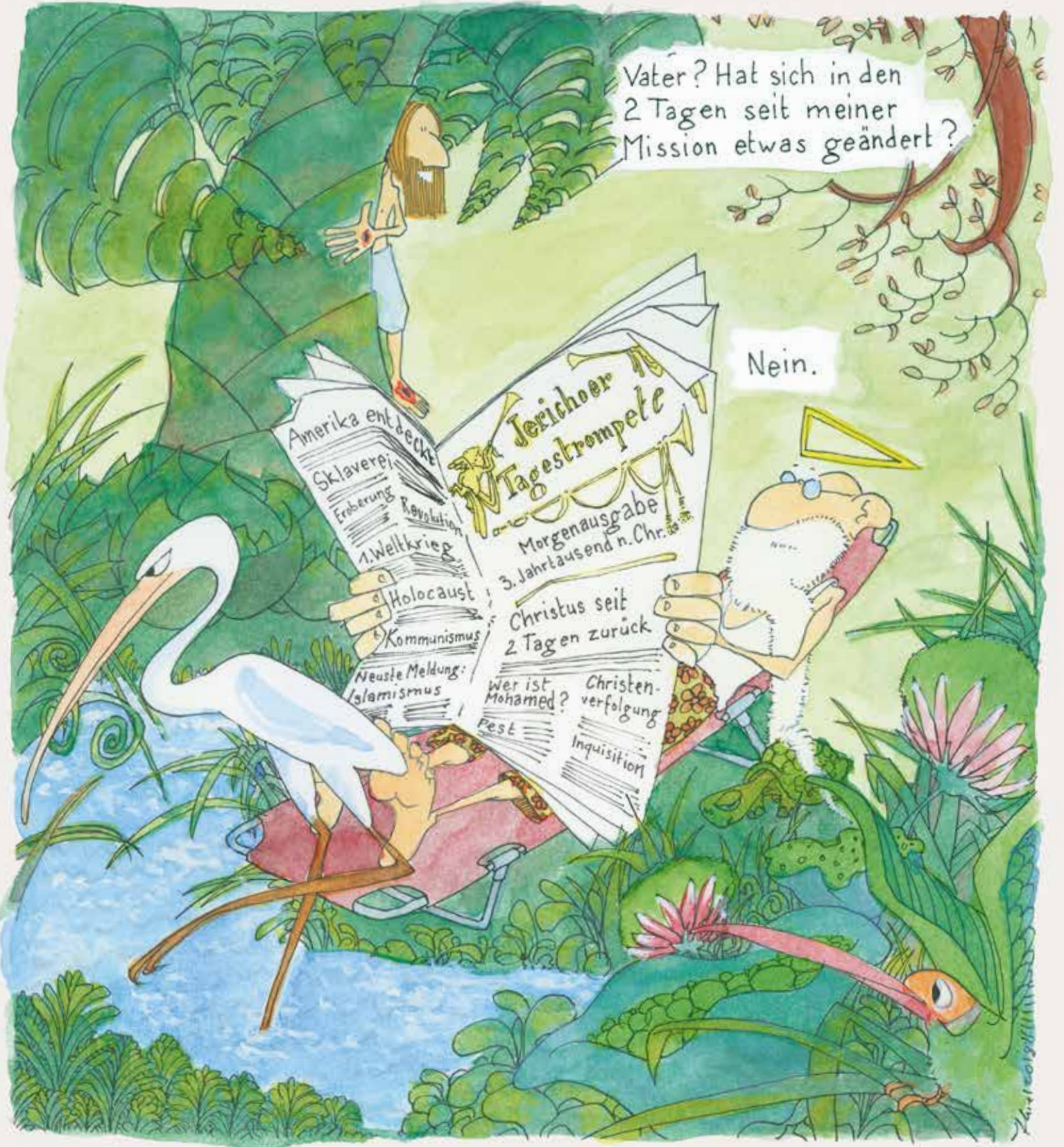
Dagegen ist nichts einzuwenden. Um eine Oper aufzuführen, arbeiten an einem Abend 200 Menschen zusammen, von der Sängerin über den Techniker bis zum Billettcontroller. Alles muss passen. Das ist etwas Spezielles. Da sind Menschen, die auf der Bühne um ihr Leben kämpfen, die bis zum Äussersten gehen – und das live! Es ist schön, wenn die Zuschauer dafür Respekt empfinden und den Opernbesuch als etwas Besonderes erleben, vor allem hier in der Semperoper mit dieser ganz einzigartigen Atmosphäre. Und mit diesem phänomenalen Orchester, der Sächsischen Staatskapelle Dresden, das zu den zehn besten der Welt gehört.

Ich behaupte, ein Haus wie die Semperoper sei viel einfacher zu führen als ein normales Stadttheater: Viele Leute kommen schon nur wegen der Strahlkraft des Hauses, egal, was läuft.

Das ist sicher nicht ganz falsch. Dafür ist es als Intendant an einem solchen Haus viel schwieriger, mit Neuinszenierungen kurzfristig eine eigene Handschrift durchzusetzen. Wir haben hier ein riesiges Repertoire an Stücken: Jedes Jahr führen wir 35 verschiedene auf, zu einem Grossteil auch ältere Inszenierungen. Hier definiert man seinen Anspruch auch über die Besetzungen der Dirigenten und Sängerinnen und Sänger. Die Semperoper ist wie ein grosser Dampfer: Nun bin ich drei Monate hier, und wir haben bestimmt schon zehn Stücke aufgeführt, davon aber erst eines, das ich in Auftrag gegeben habe. Am Ende der Spielzeit werden es sechs sein. Meine Handschrift wird man also erst in ein paar Jahren so richtig erkennen und beurteilen können. ○



JETZT AM KIOSK!



Tausend Jahre sind für Gott ein Tag*

Aus dem Jahresrückblick wird ein
Jahrtausendrückblick. Von Andreas Thiel

(*Psalm 90,4)

Leben und sterben

Ozzy Osbourne war Sänger der Hardrock-Band Black Sabbath und der bunteste schwarze Hund der Heavy-Metal-Szene. Nun ist er siebzig geworden. Dass er noch lebt, ist ein Wunder. Das findet er auch. Von Michael Bahnerth

Da sitzt der Mann in seinem Haus, das eine Mischung ist aus Hollywoodkitsch und ein wenig Buckingham Palace, sitzt schwarzgekleidet in kurzen Hosen auf einem hellblauen Louis-XVI-Sessel-Remake, auf der Kniescheibe ein Smiley eintätowiert, trinkt Früchtetee und hat gerade ein kleines Problem. Der Rockmusiker und einstige Sänger und Mundharmonikaspieler von Black Sabbath, Ozzy Osbourne, ist an diesem Nachmittag in den Hügeln von Los Angeles noch 69 Jahre alt, und das Problem ist, dass er sagt, dass er sich nicht mehr daran erinnere, wie es so war mit siebzig, aber er vermutet, nicht so *fucking* geil wie mit 61.

Sonst geht es dem Mann, der auch längst schon tot sein könnte, für seine Verhältnisse erstaunlich blendend. Seit sechs Jahren lässt er die Finger von Drogen und Alkohol, und das Gefühl, nüchtern zu sein, ist eines, das er bis anhin noch nicht kannte. Es scheint ihn immer noch ein wenig high zu machen. Bis auf die Verwirrung mit dem Alter laufen die Dinge nicht schlecht. Die letzte noch übriggebliebene seiner Süchte, die Sexsucht, hat er seit ein paar Monaten im Griff, er geht in Therapie, und das sei *fuckin'* besser für alle. Ozzy spricht keinen Satz ohne «fucking». Nicht erst, seit er von der Sexsucht weg ist, schon immer. Seine Frau Sharon, mit der er 35 Jahre verheiratet ist, lässt sich doch nicht von ihm scheiden und spricht wieder mit ihm, und seine Tochter Kelly ist ebenfalls, jedenfalls meistens, weg von den Drogen und dem Alkohol, und Sohn Jack, na ja, nicht so einfach gerade, er steckt in der Scheidung.

Duft von Heavy-Metal-Bands

Es fällt ihm jetzt wieder ein, dass er siebzig wird, aber er meint nur: «don't fucking care». Das mit dem Alter sei bei ihm sowieso so 'ne Sache, weil ihm dreissig Jahre, so die Zeit von 1968 bis 1998, fehlen würden. Weil er da pausenlos komplett zugeballert gewesen sei. Alles eben, gerne aufs Mal, polytoxikoman eben. Er war der Fürst der Finsternis damals, der auf der Bühne einer Fledermaus mal den Kopf abgebissen hatte, zwei Raben hat er das Genick gebrochen oder auch den Kopf abgebissen, das weiss er nicht mehr so genau, und man erzählt sich, dass er insgesamt siebzehn Katzen erschossen haben soll.

Das war, als Ozzy den Satanismus ein wenig für sich entdeckte und er Freund des Teufels in ihm wurde. Keine grosse Sache im Grunde. Anfang der 1980er Jahre gehörten das Parfüm



Tausend-Volt-Gitarrenklänge im Hirn: Hardrocker Ozzy Osbourne.

des Satanismus und des Okkultismus zum Duft von Heavy-Metal-Bands, dieses ganze Aleister-Crowley-Zeug aus Magie, Tarot, Blut, hedonistischer Existenzphilosophie und Analsex als entscheidendem Faktor bei der höchsten Stufe der Erleuchtung; war alles nur, weil der gute Gott nicht da zu sein schien und deshalb auch böse sein könnte. «Where are you father, why don't you save us», sang Ozzy.

Ozzy, der «Madman», spielte ein wenig damit, mehr nicht, machte eine Show daraus, aber er tat das nie mit derselben Leidenschaft, wie er sich erfolglos selbst zerstörte. Aber es reichte, dass er eine Lichtquelle wurde für all jene, die ihre rettende Sonne im dunklen Kosmos ihrer Existenz suchten und ein bisschen Orientierung brauchten. Menschen, die sich in seinen Songtexten widergespiegelt sahen, in Texten wie aus seinem berühmten Song «Diary of a Madman»:

*Screaming at the window
Watch me die another day
Hopeless situation
Endless price I have to pay*

Das alles schoss mit gefühlten Tausend-Volt-Gitarrenklängen ins Hirn, die härter waren als das Leben selbst. Es waren Elektroschocks des Seins, die einen Strom von ekstatisch erschöpften Sinuskurven hervorbrachten und das Gefühl, für die Dauer eines Gitarrenklanges aus der Zwangsjacke seiner selbst zu schlüpfen und im Nirwana zu transzendieren: Rock'n'Roll.

Wie alle Menschen, die ihr Heil jahrelang in den künstlichen Paradiesen gesucht haben und die jetzt in der Wirklichkeit leben, hält sich auch Ozzy fast verzweifelt an dieser Wirklichkeit fest. Ist stolz, alles im Griff zu haben und sich bei allen entschuldigt zu haben, die er einst mit seinen ausufernden Eskapaden malträtiert hatte. Bei seiner Frau, die er einmal fast erwürgt hätte, bei seinen Kindern, die zu Hause waren, als er sich in Bars abschoß, bei all den Tieren, die er massakriert hatte. Und jetzt sitzt er da in seiner Zwölf-Millionen-Dollar-Villa, seine Frau gibt den Hunden Pouletbrust, seine Kinder haben ihm verziehen, und er nuschelt etwas davon, dass er schon vor vierzig Jahren *fucking* tot hätte sein müssen, aber dass es cooler sei auf dieser Seite des Lebens.

Die letzten drei Minuten

Das sei ja nichts gewesen im Grunde, na ja, eben nicht so toll, diese Sauferei und all die Drogen, jede Woche ein *fucking* Kilo, und es sei schon cool so nüchtern, weil man dann mit der Fernbedienung klarkommt und bei «Game of Thrones» nach zehn Minuten immerhin noch ungefähr weiss, was die letzten drei Minuten gerade passiert ist. Hätte er früher aufgehört mit all dem *fucking* Zeug, könnte er sich be-

stimmt sogar an die letzten fünf Minuten erinnern.

Das Saufen und die Drogen hörten ja nicht plötzlich auf. Jedenfalls bei ihm nicht. Lange fand er das ja noch wirklich cool, den Sinn seines Lebens, wenn er zu Hause war, sich einen angesoffen und ein bisschen Drogen reingeworfen hatte, noch in eine Bar zu gehen, vor der Haustüre zu merken, dass er nur ein T-Shirt und Unterhosen trug, dann das nächstbeste Kleidungsstück zu nehmen, oft irgendwas von seiner Frau. Worauf er in die Bar wankte, immer wieder mal kurz vor die Tür ging, um in Ruhe irgendwas reinzuziehen, dann, wieder zurück, erstaunt war, weil es plötzlich ganz anders ausgesehen hat. Sich einen Drink bestellte, nachzudenken versuchte, wieso sich die Welt so schnell verändert, bis irgendeiner seiner Freunde kam und sagte: «Hey, Ozzy, *fuck* , wir haben dich überall gesucht. Du bist in der falschen Bar.»

Das wirklich Furchtbare am Trinken ist der Kater. Dieses metaphysische Ausgetrocknetsein, das sich anfühlt wie ein kleiner lebendiger Tod, der Sekunden zu endlosen Minuten werden lässt, weil die Welt in Zeitlupe läuft. Es gibt im Grunde nur zwei Dinge, um in solchen Situationen zu überleben: einen Drink oder im Bett bleiben. Ein Drink hilft, wenn man ihn bei sich behalten kann, sofort. Bleibt man im Bett, ist man gegen 18 Uhr einigermassen so weit wiederhergestellt, dass man anfangen kann, ein bisschen was zu trinken und sich dann zu steigern.

So was geht ein paar Jahre gut, dann wird's härter. Bei Ozzy war es so, dass er immer öfter irgendwo im eigenen Urin aufwachte. Seine Nerven machten auch nicht mehr mit. Das war

Er war ein kleiner Junge in einem kleinen Reiheneinfamilienhaus, ein Arbeiterkind mit fünf Geschwistern.

ein Grund. Der andere war sein Sohn Jack. Ihn fragte er einst, was er sich zu Weihnachten wünsche, weil sein Vater ihn das auch immer gefragt hatte. «Ein Mikrofon», hatte Ozzy geantwortet. «Einen Vater», sagte Jack.

Er brauchte noch ein paar Jahre, um sich runterzudimmen. Er gab sich Mühe, er hatte Mühe, auch weil er als Alkoholiker gut ankam und seine Sauferei prominent wurde. Da war die Doku-Soap «The Osbournes» auf MTV, da waren die Bilder einer Familie, die sich auf eine zerfleischende, Freakshow-mässige Art chaotisch liebte. Die Tochter *lost* in allem, der Sohn auch, Ozzys Frau hatte Krebs, das Ganze war ein Renner, bekam einen Emmy-Award, und Ozzy gewann sein Leben zurück. Er war wieder mehr als der vollgepisste Ex-Heavy-Metaller, er komponierte wieder, und die Phasen der Völlerei wurden kürzer, jene der Abstinenz länger. Ozzy wurde sechzig, und es

half, dass ihm seine Saufkumpane ausgingen; da tot oder so gut wie tot.

Worte statt Whisky

Sein Hirn erwachte langsam aus der Dauerbetäubung und liess ihn sich erinnern, dass er mal ein Junge gewesen war, dem es auch schon beschissen gegangen war, und dass sich an diesem Gefühl wenig verändert hatte im Grunde, ausser dass er reich geworden war, kaputt aber auch. Ozzy schrieb seine Biografie, Worte anstatt Whisky, jedes Kapitel die Station einer Katharsis. Ozzy erzählte sich sein Leben zurück.

Er war ein kleiner Junge in einem kleinen Reiheneinfamilienhaus nahe Birmingham, Grossbritannien, ein Arbeiterkind mit fünf Geschwistern. Er hatte Mühe mit Lesen und Schreiben, mit fünfzehn verliess er die Schule. Er war Schlachter, Maler, Hilfsarbeiter in einem Beerdigungsinstitut, alles schlechtbezahlte Jobs. Er wechselte die Seite und versuchte sich als Gauner, wurde gefasst, kam kurz ins Gefängnis, wo er sich seinen Namen auf die Finger tätowierte. Wieder draussen, fing er an zu singen, er war achtzehn, Black Sabbath betraten Schritt für Schritt die Welt. Er erhielt einen Vertrag von Sony. Er bekam 105 Pfund, ob wöchentlich oder monatlich, weiss er nicht mehr: «Ich hab zuvor noch nie so viel *fucking* Geld gesehen. Ab dann konnte ich mich schon am Morgen betrinken, am Mittag und in der Nacht, und niemand kümmerte sich darum. Es gibt keinen anderen Job in der Welt als den des Rockmusikers, bei dem du voll wie eine Haubitze zur Arbeit gehst.»

1979 schmissen Black Sabbath ihn aus der Band, weil er immer mehr zum Monster wurde. Er ballerte sich täglich an die Grenzen des Jenseits, gründete eine Band, Blizzard of Ozz, und es lief ganz gut, und dann kam 1982, und das war ein Wendepunkt, auch wenn es damals noch nicht danach aussah. Ozzy biss der Fledermaus den Kopf ab, vermutlich weil er dachte, das Ding sei aus Gummi. Ein paar Monate litt er darunter, kollabierte ein paarmal, aber die Fledermaus machte ihn weltweit bekannt. Tiereschützer und gläubige Christen verbrannten seine Schallplatten und hielten ihn für den Teufel. Später starb zudem sein Gitarrist bei einem Flugzeugabsturz, und nicht einmal Ozzy konnte so viel Drogen nehmen, um davor zu flüchten. Natürlich versuchte er es, aber es ging nicht. Er landete nicht mehr in den künstlichen Paradiesen, sondern in der Betty-Ford-Klinik. Für die nächsten achtzehn Jahre war das sein Leben: Drogen, Musik, Entzug und der Versuch, ein Familienvater zu sein.

Es ist jetzt Nachmittag, die Sonne sticht, der Früchtetee ist alle. Ozzy geht in sein Atelier malen. «Nicht, dass ich ein Künstler bin, aber das macht Spass mit den Farben. Vielleicht schlafe ich auch ein wenig. Mal schauen. Und, *yeah* , jetzt fällt es mir wieder ein. Ich werde dieses Jahr *fucking* siebzig.» ○

Räuber als Gendarm

China hat den Chef von Interpol wegen krimineller Aktivitäten verhaftet. Das Vorgehen wirft nicht nur auf Peking ein schiefes Licht.

Von Wolfgang Koydl und Kerstin Luttenfeldner (Illustration)

Das Büro des Interpol-Chefs dürfte zu den schöneren Arbeitsplätzen der Welt gehören. Das würfelförmige Hauptquartier der internationalen Polizeibehörde ist nicht weit von der malerischen Altstadt von Lyon und dennoch ruhig gelegen. Davor fliesst die Rhone vorbei, nach hinten geht der Blick über den Parc de la Tête d'Or mit dem Zoo der Stadt.

Sein dortiges Arbeitszimmer hat der einstige Interpol-Chef, der Chinese Meng Hongwei, mit einer Gefängniszelle in China vertauscht. Am 25. September wurde er bei der Rückkehr in seine Heimat verhaftet und krimineller Vergehen beschuldigt. Er soll Bestechungsgelder angenommen haben. Erst kurz vor seiner Festnahme muss ihn Sorge um seine Sicherheit beschlichen haben. Der letzte Kontakt war eine SMS an seine Ehefrau Grace: «Warte auf meinen Anruf» – versehen mit einem Messer-Emoji, ein Hinweis darauf, dass er sich in Gefahr wähnte.

Vollbad in Unschuld

Doch bis auf seine Frau scheint sich niemand gross über Pekings rabiates Vorgehen zu empören, am wenigsten sein ehemaliger Arbeitgeber Interpol. Erst am 6. Oktober, knapp zwei Wochen nach dem spurlosen Verschwinden ihres Chefs, bat die Organisation die Chinesen offiziell um Aufklärung. Da hatte ihn Grace Meng längst bei der französischen Polizei als vermisst gemeldet. Einen Tag nach der amtlichen Anfrage aus Lyon erhielt Interpol ein Kündigungsschreiben Mengs, was die Behörde kommentarlos mitteilte. Kurz darauf schob sie einsilbig nach, dass Mengs Verschwinden «eine Angelegenheit der zuständigen Behörden in Frankreich und China» sei. Das war kein Händewaschen in Unschuld, sondern ein Vollbad darin.

In einer emotionalen Pressekonferenz, während der sie aus Angst vor Repressalien Pekings nur mit dem Rücken zu den Medienvertretern stand, machte Grace Meng Interpol denn auch schwere Vorwürfe. Die Behörde habe keine Anstalten gemacht, zu überprüfen, ob der Rücktrittsbrief echt oder freiwillig verfasst war, ja, sie habe noch nicht einmal Kontakt zu ihr als Ehegattin aufgenommen – und dies, obwohl sie Morddrohungen erhalten habe. Sie behielt sich rechtliche Schritte gegen den früheren Arbeitgeber ihres Mannes vor.

Sogar das geringe Aufsehen, das der Fall anfangs erregte, verpuffte endgültig, nachdem ein anderer Staat einen seiner Bürger auf noch

grausamere Weise hatte verschwinden lassen: Der Mord an dem Bürgerrechtler Jamal Khashoggi im saudi-arabischen Konsulat in Istanbul liess Pekings Zugriff auf den Leiter der zweitgrössten internationalen Behörde der Welt verblassen. Doch der Fall Meng Hongwei birgt potenziell nicht weniger Zündstoff als die saudische Horrorstory.

Im Gegensatz zu Khashoggi ist Meng kein Regimekritiker. Bis zu seiner Wahl zum Interpol-Präsidenten 2016 war er vierzehn Jahre lang Vizeminister für öffentliche Sicherheit, zuständig für die Bekämpfung von Drogenschmuggel und Terror sowie für die Sicherheit der Grenzen. Damit fügte er nach Überzeugung von Menschenrechtlern anderen zu, was ihm jetzt offenbar selbst widerfährt: Er habe «zahllose Menschen... willkürlich verhaften, foltern und misshandeln» lassen, meinte Sophie Richardson, die für die China-Abteilung der Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch verantwortlich ist.

Meng war ein mächtiger Mann in der Volksrepublik, und er konnte auf eine vierzigjährige erfolgreiche Polizei-Laufbahn zurückblicken. Seine Wahl zum Chef von Interpol war nicht nur für ihn die Krönung seiner Karriere; auch

Schon seit längerem wird Interpol vorgeworfen, sich von autoritären Regimes benutzen zu lassen.

für die Staats- und Parteiführung in Peking erfüllte sich ein langgehegter Plan. Mit einem eigenen Vertrauten an der Spitze der Organisation, so die Überlegung, wäre es leichter, nicht nur flüchtiger Krimineller, sondern auch im Exil lebender Regimekritiker habhaft zu werden. Chinesische Bürgerrechtler sprachen denn auch nach Mengs Beförderung von einem «alarmierenden Signal».

Schon seit längerem wird Interpol vorgeworfen, sich von autoritären Regimes benutzen zu lassen. Entgegen der eigenen Charta, die der Organisation jede Tätigkeit in «politischen, militärischen, religiösen oder rassistischen» Fällen untersagt, habe sie immer häufiger auch Regierungsgegner weltweit zur Fahndung ausgeschrieben. Dies geschieht über eine «red notice», eine Art von internationalem Haftbefehl, mit dem weltweit die gefährlichsten Mörder, Drogenhändler oder Grossbetrüger gesucht werden. Gegenwärtig stehen 96 Personen auf dieser Liste, der Jüngste

ist 18, der Älteste 94 Jahre alt. Auch dem türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdogan und Kremlchef Wladimir Putin wird unterstellt, missliebige Kritiker mit Hilfe Interpols suchen zu lassen.

Tatsächlich erhöhte China während Mengs Amtszeit die Anzahl der Anfragen für «red notices» deutlich. Häufig waren darauf auch die Namen von Industriellen und Geschäftsleuten zu finden, die sich ins Ausland abgesetzt hatten und denen man Korruption vorwarf. Chinas allmächtiger Führer Xi Jinping hat den Kampf gegen Bestechlichkeit zu seinem Hauptanliegen gemacht. In diesem Jahr verschwanden mehrere Regierungsvertreter, Milliardäre und ein Filmstar in Gefängnissen. Letztere, die Schauspielerinnen Fan Bingbing, kaufte sich mit dem Bezahlen einer Busse in Höhe von 130 Millionen Dollar frei.

Vorwurf «Eigenwilligkeit»

Ob sich Meng von seinem Büro in Lyon aus als willfähriger Handlanger seiner eigenen Regierung verhielt, lässt sich nicht nachweisen. Aber vermutlich entsprach er eher nicht den Erwartungen der Führung in Peking, denn sonst hätten sie ihn sicher bis zum Ende seiner Amtszeit im Jahre 2020 walten lassen.

Vielmehr gibt es Hinweise darauf, dass er sich in seinem neuen Amt eher wie ein Polizist als wie ein Partei-Apparatschik verhielt. Darauf deutet zum einen hin, dass man Meng nach seiner Verhaftung in der Presse «Eigenwilligkeit» vorwarf. Dies ist meist eine Umschreibung für eine Person, die von der vorgegebenen Linie abweicht.

Sehr viel schwerer wiegend in den Augen von Mengs Vorgesetzten in Peking aber dürfte der Fall von Dolkun Isa gewesen sein. Der 51-Jährige ist Präsident des Weltkongresses der Uiguren, einer muslimischen Minderheit, die in der westchinesischen Provinz Xinjiang lebt und die Unabhängigkeit von China anstrebt. Isa lebt im Exil in München und ist mittlerweile deutscher Staatsbürger. Das hinderte die chinesischen Behörden nicht daran, ihn international zur Fahndung ausschreiben zu lassen. Dazu wollte man auch Interpol einspannen. Doch Meng hob die «red notice» für Dolkun Isa auf. Auch dies könnte ein Grund für die Strafmassnahmen gegen Meng sein.

Immerhin muss der Fall Meng der Führung in Peking wichtig sein, schliesslich riskiert sie, dass ihr internationaler Ruf Schaden nimmt. Denn es ist eine Sache, einen unbekannt



Krönung seiner Karriere: Kriminalist Meng Hongwei.

Start-up-Millionär mit Korruptionsvorwürfen zu überziehen, eine andere indes, wenn es sich um den Chef einer internationalen Organisation handelt, die nicht nur fast so gross wie die Vereinten Nationen ist, sondern auch einen beinahe ebenso guten Ruf geniesst.

Oder vielleicht sollte man besser sagen: genoss. Denn diese Reputation ist nicht mehr hundertprozentig gerechtfertigt. Die 1923 in Wien gegründete Behörde, der heute die Polizeiorganisationen von 194 Staaten als Mitglieder angehören, ist nicht mehr über den Verdacht von Korruption und Vorteilsnahme erhaben. Erst kürzlich gab ein Zeuge im Prozess gegen den mexikanischen Drogenboss «El Chapo» zu Protokoll, dass er im Auftrag seines Chefs nicht nur mexikanische Polizisten und Politiker bestochen habe, sondern auch Vertreter von Interpol. Und schon 2010 wurde der südafrikanische Polizeichef und frühere Interpol-Präsident Jackie Selebi zu fünfzehn Jahren Haft verurteilt, weil er insgesamt umgerechnet 160 000 Franken von Drogenhändlern angenommen hatte.

Eine Polizei im eigentlichen Sinn ist Interpol nicht, die Organisation verfügt über keine Polizeibeamten, sie hat keine Polizeigewalt, kann also keine Verhaftungen durchführen. Ihre derzeit 765 Mitarbeiter aus über hundert

Ländern verstehen sich als Koordinierungszentrale und erfüllen damit eine entscheidende Aufgabe im Kampf gegen die grenzüberschreitende Kriminalität. Wenn etwa die Zürcher Kantonspolizei nach einem georgischen Einbrecher fahndet, der sich möglicherweise nach Portugal abgesetzt hat, kommen die Schweizer Beamten nicht nur sprachlich rasch an ihre Grenzen. Interpol stellt Kontakte her und überbrückt mitunter auch Differenzen. Unersetzlich für die Verbrechensbekämpfung ist darüber hinaus Interpols Datensammlung in Lyon. Da die meisten Polizeien in der Welt nur nationale Daten speichern, sind sie auf die internationalen Dateien angewiesen.

Stiefmütterliche Finanzierung

Der Fokus von Interpol liegt auf Cyberkriminalität, Kinderpornografie, Drogenhandel, Umweltverbrechen, Völkermord, Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Menschenhandel, Verstösse gegen Copyright-Rechte und dem Diebstahl von intellektuellem Eigentum, Geldwäsche, organisierter Kriminalität, Terrorismus und Wirtschaftsverbrechen. Bis 1938 blieb Interpol in Wien; nach dem Anschluss Österreichs an Deutschland zog das Amt nach Berlin um und kam vollständig unter den Einfluss des

nationalsozialistischen Regimes. Die meisten nationalen Mitglieder verliessen die Organisation, als SS-Generäle deren Führung übernahmen, darunter Reinhard Heydrich, der Ausrichter der Wannseekonferenz, und Ernst Kaltenbrunner, der Chef von SD und Gestapo.

Nach dem Krieg gab es einen Neuanfang mit einem neuen Hauptquartier in Frankreich, zuerst in Saint-Cloud bei Paris, dann in der Rhonestadt Lyon. Doch die Nazi-Zeit wirkte länger nach. Bis in die achtziger Jahre weigerte sich Interpol, an der Aufklärung von Naziverbrechen mitzuwirken und Verdächtige aufzuspüren. Man berief sich dabei auf das Politikverbot in Artikel drei der Charta.

So wichtig Interpol für seine Mitglieder war, so stiefmütterlich sorgten diese für die Finanzierung. Die Situation verschlechterte sich so sehr, dass Ronald Noble, der von 2000 bis 2014 Generalsekretär der Behörde war, nach neuen Geldquellen suchen musste und dabei auf überraschende Partner stiess: Firmen aus der Privatwirtschaft – etwa der US-Tabakkonzern Philip Morris, ein Zusammenschluss von 29 Pharma-Unternehmen oder der russische Softwarehersteller Kaspersky Lab.

Mit diesem Finanzierungsmodell gelang es Noble zwar, das Budget deutlich aufzustocken – bis zu 50 Prozent der Einnahmen kamen

mittlerweile von privaten Geldgebern. Gleichzeitig machte er die Polizeitruppe aber auch anfällig für die Kritik, sich von Einzelinteressen abhängig zu machen.

So wurde mit dem Zigarettenhersteller ein Programm gegen Tabakfälschungen vereinbart. Als Folge davon wurde Interpol von einer Anti-Tabak-Konferenz der Weltgesundheits-

Die Vereinigten Arabischen Emirate spendierten Interpol 54 Millionen Dollar.

organisation (WHO) ausgeladen. Die Pharmafirmen wiederum liessen sich die Einrichtung eines «Programms gegen Pharmaverbrechen» 4,5 Millionen Euro kosten, mit dem die Herstellung gefälschter Drogen unterbunden werden sollte. Doch Generika-Produzenten wiesen darauf hin, dass auch ihre legalen Unternehmungen ins Visier der Ermittler geraten könnten. Und Kaspersky Lab erhielt den Zuschlag für die Hardware- und Software-Ausstattung des neuen Interpol-Zentrums in Singapur.

«Haft, bis er unter Zwang gesteht»

Besonders bizarr nahm sich allerdings eine Kooperation der Polizeibehörde mit dem internationalen Fussballverband Fifa aus. Sepp Blatter unterzeichnete 2011 den über zehn Jahre laufenden 20-Millionen-Euro-Deal mit dem «der Sport, Spieler und Fans vor Betrug und Korruption» geschützt werden sollten. Vier Jahre später kündigte Interpol stillschweigend den Vertrag. Zuvor waren im Zürcher Hotel «Baur au Lac» mehrere Fifa-Repräsentanten verhaftet worden – wegen Korruptionsverdachts. Einen letzten Gefallen leistete Interpol freilich noch den Fussballfreunden: Erst eine Woche nach der Zürcher Aktion erliess sie «red notices» gegen sechs weitere Fifa-Verdächtige. Ein ähnlicher Vertrag mit dem ebenfalls korruptionsanfälligen Internationalen Olympischen Komitee läuft jedoch weiter.

Von anderen umstrittenen Geldgebern hat sich Interpol getrennt. Doch es ist klar, dass man alleine von den Mitgliedsbeiträgen nicht wie gewohnt weiterarbeiten könnte. Noch 2017, also während Mengs Amtszeit, spendierten die Vereinigten Arabischen Emirate 54 Millionen Dollar – fast genauso viel wie alle Zahlungen der nationalen Regierungen zusammen.

Es ist nicht klar, welche Rolle der chinesische Amtschef beim Abschluss neuer Verträge spielte. Das Tagesgeschäft liegt bei Interpol nicht beim Präsidenten, sondern beim Generalsekretär, dem Deutschen Jürgen Stock. Klar ist indes, welches Schicksal Meng Hongwei erwartet. Maya Wang von Human Rights Watch hat es knapp umrissen: «Haft, bis er unter Zwang gesteht, ein unfairer Prozess und dann eine harte Haftstrafe, wahrscheinlich für viele Jahre.» ○

Kassandra vor der Kamera

Wie schafft man es, eine Natursendung fürs breite Publikum zu machen, wenn die schlechten Nachrichten zu Artenvielfalt und Klimawandel nicht abreißen? Ein Gespräch mit Andreas Moser, Kopf von «Netz Natur».

Von Katharina Fontana

Er ist der Biologe der Schweizer Fernsehstation: Andreas Moser, seit rund dreissig Jahren Moderator, Redaktionsleiter und Gesicht der Sendung «Netz Natur» des Schweizer Fernsehens. Will man als Journalistin mit Moser ein Gespräch führen, tut man das selbstverständlich in der freien Natur. Am besten auf einem Waldspaziergang, der auch an einem kalten, grauen Winternachmittag dank Moser und seinen Erklärungen zu Flora und Fauna zu einem Erlebnis wird.

Der 62-jährige promovierte Biologe ist in Basel aufgewachsen, in einfachen Verhältnissen, wie er erzählt. Die Familie wohnte nahe beim Basler Zolli. Und der Zolli war für Mosers Leben prägend, «ohne ihn wäre ich nicht das geworden, was ich heute bin». Als Kind und Jugendlicher verbrachte er jede freie Minute im Zolli, half hinter den Kulissen mit oder, besonders gerne, beim Elefantenreiten, das damals eine heissbegehrte Attraktion war. Elefanten hatten es ihm besonders angetan: «Ich konnte ihr Verhalten mit der Zeit so gut lesen, dass ich immer wusste, was in ihnen vorgeht – und wann ich mit der Karrette hinter den Hinterbeinen bereitstehen musste.» Später arbeitete der junge Moser in einem Zoofachgeschäft; und bei der Begeisterung für alles, was krecht und fleucht, war es nur logisch, dass er Biologie studierte.

«Das ist doch nicht ethisch»

Wir gehen einen Feldweg entlang. «Es wäre doch wunderbar, wenn der Bauer nicht nur einen Meter Ackerlandstreifen, sondern fünf Meter hätte stehenlassen», meint Moser. «Und wenn er dann nicht noch mit dem Traktor darüberfahren würde.» Den grössten Konflikt zwischen Mensch und Natur ortet er bei der Landwirtschaft. Er wolle nicht pauschalisieren, es gebe zahlreiche Bauern, vor allem im Biobereich, die sehr sorgfältig mit der Natur umgingen. Doch die Landwirtschaft habe einen dramatischen Einfluss auf die Gestaltung des natürlichen Lebensraums. «Die Bauern wehren sich für jeden Quadratmeter Kulturland. Gleichzeitig leisten wir es uns, zwei Millionen Tonnen geniessbare Lebensmittel pro Jahr zu entsorgen und ganze Ernten wieder unterzupflügen – bloss weil der Rosenkohl vielleicht etwas zu gross geraten ist.» Moser zückt sein Handy und zeigt ein Foto, das er jüngst ge-

macht hat: eines alten Birnbaums im Tessin, dessen Früchte am Boden liegen. «Als dieser Baum gepflanzt wurde, hat man die Birnen genutzt, heute lässt man sie einfach verfaulen – das nenne ich Überfluss.»

Moser, der 2006 den Ehrendokortitel der Universität Zürich erhalten hat, erinnert ein bisschen an einen Universalgelehrten, der unglaublich viel weiss und zudem die Gabe hat, sein Wissen plastisch zu vermitteln. Wer etwa hört, «dass es in einem Teelöffel Walderde mehr Organismen hat, als es Menschen auf der Welt gibt», vergisst das nicht so schnell. Überhaupt solle man die Natur nicht immer nur aus der menschlichen Perspektive ansehen, so Moser. Er hat grossen Respekt vor den indigenen Völkern und ihrem Umgang mit der Natur. «Indigene lebten partnerschaftlich mit den anderen Arten zusammen, bei ihnen hielt sich nicht jeder für den Nabel der Welt.» In Anlehnung an die Indigenen spricht auch Moser nicht von «Tieren», sondern von «Arten»: «Wie es den Menschen gibt, gibt es auch Pferde, Esel, Maikäfer oder Orang-Utans.» Die Kategorisierung «wir und die anderen» entspricht klar nicht Mosers Philosophie, darin drücke sich der Anspruch aus «Wir dürfen alles» – selbst den Kühen oder Geissen die Hörner wegnehmen, wenn es wirtschaftlich bequemer sei. «Das ist doch nicht ethisch.»

Der Biologe gehört keiner politischen Partei an und möchte sich auch politisch nicht verorten lassen. Seine Grundhaltung sei Respekt vor jeder Art von Leben, sagt er. Vor der Kamera hält Moser mit seiner persönlichen Meinung zurück, hin und wieder kommentiert er aber doch, «strikt auf der Basis wissenschaftlicher Fakten, doch die ecken immer wieder an, das ist logisch». Etwa bei der Agroindustrie, die laut Moser viel zum Artensterben und zur Vergiftung der Landschaft beiträgt. «In einer Sonnenblume hat es heute so viel Gift, dass eine Blattlaus stirbt, wenn sie daran saugt.» Dem Einsatz von gentechnisch veränderten Organismen (GVO) – «das nächste angebliche Wundermittel» – steht Moser sehr kritisch gegenüber. «Als Feldbiologe muss man klipp und klar sagen, dass der Eingriff in die Keimbahn von Lebewesen im Feld mit Risiken verbunden ist, die wir heute in keiner Weise abschätzen können.»



Respekt vor jeder Art.



Rare Sorte: Universalgelehrter Moser.

Wenn man auf Pestizide und GVO verzichten will, was bleibt übrig, damit überbevölkerte Länder genügend Nahrungsmittel für die Menschen produzieren können? «Mit einer kleinräumigen, ökologischen Landwirtschaft, die auf resistente Pflanzensorten setzt, kann man sehr wohl die Welt ernähren», sagt Moser und verweist auf den Weltagrarbericht von 2008. «Doch damit können die Agromultis natürlich weniger Geld verdienen.» Das eigentliche Problem liege aber darin, dass der Mensch, biologisch gesprochen, eine Art sei, die ihre Selbstvermehrung nicht unter Kontrolle habe und alle anderen Arten verdränge. «Die einzige Chance, die wir haben, ist, diese Entwicklung so zu regulieren, dass sie umweltverträglich bleibt. Das heisst unter anderem Empfängnisverhütung – und das wiederum bedingt Frieden, Bildung, Altersvorsorge und Perspektiven für die Jugend.»

Zurück zu «Netz Natur». Moser und sein vierköpfiges Team wollen am Fernsehen nicht missionieren oder die Leute zu einer grünen Lebensweise bekehren. Sondern zeigen, was in der Natur um sie herum vorgeht. Oberstes Gebot der Dokumentarsendung ist der Respekt gegenüber den Tieren. «Wir verfolgen sie nie beim Filmen, wir verstecken uns auch nicht vollständig, denn wer sich versteckt, scheint eine böse Absicht zu haben. Wir kommunizieren mit ihnen, es ist ein Dialog auf Distanz, und meist merken sie irgendwann, dass wir nicht gefährlich sind, und akzeptieren unsere Anwesenheit.» Moser ist dankbar, beim öffent-

lich-rechtlichen Fernsehen arbeiten zu können, bei dem es nicht ausschliesslich um Quoten geht. «Ich kann auch einmal einen Film dem Regenwurm widmen und zeigen, dass er wohl das wichtigste kleine Wesen in unserem Land ist.» Seine Lieblingsbeschäftigung sei es, «die Natur zu lesen» – ein Insekt, ein Blatt, einen Baum anzuschauen und zu verstehen, wie ein solches Wesen in die Natur eingebettet ist. Und dann den Zuschauern beispielsweise das geniale Konzept des Zitronenfalters zu erklären, der den Winter im Efeu versteckt überlebt, beim ersten Frühlingssonnenstrahl losfliegt, mit seiner knallgelben Farbe weithin sichtbar, und doch sicher ist und sich fortpflanzen kann, da die meisten insektenfressenden Vögel so früh im Jahr noch in Afrika sind.

Freude und Optimismus

Seit bald dreissig Jahren wohnt der Moderator in einem Vorort von Zürich; seinen ausgeprägten Basler Dialekt hat er behalten. «Man erkennt mich vor allem an meiner Stimme und nicht an meinem Aussehen, und das freut mich.» Moser gehört zur raren Sorte von Journalisten, die sich nicht gerne selber inszenieren und als Person nicht im Vordergrund stehen wollen. Er versteht sich als Vermittler der Naturgeschichten, die er und sein Team in vier bis fünf Sendungen pro Jahr erzählen. Home-stories über ihn gibt es nicht, und an Privatem lässt er sich nur entlocken, dass er mit Partnerin und Hund zusammenwohnt. «Ich selber bin

völlig unwichtig – wie wir alle übrigens. Je älter man wird, desto mehr sieht man, wie klein man im Verhältnis zum Ganzen ist.»

Doch wie schafft man es, bei all den Hiobsbotschaften ein positives Bild der Natur zu vermitteln? Wie bewahrt man sich die Freude und den Optimismus, wenn man sich tagtäglich mit Artensterben und Gletscherschwund beschäftigt? «Es ist eine typische Cassandra-Rolle», sagt Moser. «Ich versuche, im Rahmen meiner Möglichkeiten darauf hinzuweisen, was passiert. Ich möchte mir später nicht selber den Vorwurf machen müssen, ich hätte es nicht gesagt.» Oder gezeigt. Etwa, dass Bauern nicht zu Pestiziden greifen müssen, um die Ernte zu schützen, sondern dass ihnen alternative Mittel zur Verfügung stehen, die den Bienen nicht schaden. Gleichzeitig weiss der Biologe, dass er in seinen Sendungen nicht nur Negatives zeigen kann, sondern auch über kleine Erfolge berichten muss – wie etwa über die Wiederansiedlung des Bibers oder des Bartgeiers –, «auch wenn solche Phänomene, übers Ganze gesehen, bloss der berühmte Tropfen auf den heissen Stein sind». Da geht es Andreas Moser ähnlich wie den Naturschutzorganisationen: Die Leute wollen nicht nur Schreckliches hören, sonst spenden sie am Ende nicht mehr. Oder schalten den Fernseher nicht mehr ein, wenn Moser auftritt.

Die nächste Sendung «Netz Natur» wird am 3. Januar 2019 ausgestrahlt und widmet sich dem Thema «Die Schweiz und die Jagd».

Weiblicher Robinson Crusoe

Als das Schiff «Donaldson» 1923 auf der Wrangelinsel am Ende der Welt ankam, fand die Besatzung eine verwilderte Frau vor. Ada Blackjack hatte Weihnachten, Neujahr und viele Monate mehr durch den Verzehr von Eisbären- und Robbenfleisch überlebt. *Von Giles Milton*

Nach wochenlanger Fahrt erreichte das Schiff «Donaldson» die trostlose Küste der Wrangelinsel, weit nördlich von Sibirien. Es brachte Vorräte für fünf Kolonisten, die man zwei Jahre davor dort ausgesetzt hatte und gesund und munter vorzufinden erwartete. Stattdessen fand die Besatzung, als sie in der dritten Augustwoche 1923 dort eintraf, nur noch ein Expeditionsmitglied vor: eine halbverhungerte junge Frau namens Ada Blackjack. Sie war ausgeemgelt und krank, doch am Leben. Und sie hatte eine unglaubliche Geschichte zu erzählen.

Zwei Jahre zuvor hatte sie sich freiwillig gemeldet, um an einem der sonderbarsten Unternehmen in der Geschichte der Kolonisation teilzunehmen. Sie und vier andere wollten herausfinden, ob man auf der im Winter von Treibeis umschlossenen Wrangelinsel leben könne.

Das Experiment war eine Idee des Arktisforschers Vilhjálmur Stefánsson. Eines seiner Hauptziele war, den Besitz der Insel für Kanada zu sichern. Ein anderes, zu beweisen, dass das öde Land bewohnbar sei. Stefánsson hoffte, ein Unternehmen für Extremtourismus gründen zu können, das Abenteuerreisen zu diesem fernen Aussenposten anbieten würde.

Vier Mitglieder seines Teams waren Männer: die drei Amerikaner Lorne Knight, Milton Galle und Fred Maurer und ein Kanadier namens Allan Crawford. Sie hatten beeindruckende akademische Qualifikationen vorzuweisen, aber entschieden weniger Erfahrung im Überleben in arktischen Verhältnissen.

Die fünfte war die junge Inuit-Frau Ada Blackjack. Ihr Mann war einige Jahre zuvor gestorben und hatte sie mittellos hinterlassen. Ausserdem litt ihr Kind an chronischer Tuberkulose, einer Krankheit, deren Bekämpfung sehr kostspielig war. Da gute Bezahlung versprochen wurde, beschloss Ada, ein Jahr lang an der Expedition teilzunehmen. Offiziell wurde sie als Näherin des Teams angestellt.

Eine seltsame Entscheidung: Die 25-Jährige hatte keine Ahnung vom Jagen und Fallenstellen und hatte sich noch nie selbst versorgt. Sie wusste nicht einmal, wie man ein Iglu baut.

Die anderen Expeditionsmitglieder äusserten grundlegende Bedenken, als sie erfuhren, dass Ada als Begleiterin ausgewählt worden war. Sie würde die anderen behindern, sagten sie, und sei zu schwach, unter den harten Bedingungen zu überleben. Doch



Sie wusste nicht einmal, wie man ein Iglu baut: Ada Blackjack.

Vilhjálmur Stefánsson schlug ihre Bedenken in den Wind und stellte Ada Blackjack als fünftes Mitglied an.

Am 16. September 1921 wurden die fünf Kolonisten auf der öden Wrangelinsel ausgesetzt. Stefánsson, der selbst nicht an der Expedition teilnehmen mochte, befand, auf der Insel gebe es eine solche Fülle von Wild, dass er die Kolonisten nur mit Vorräten für sechs Monate ausstattete. Im nächsten Sommer, versprach er, würde ein Versorgungsschiff entsandt werden. In der Zwischenzeit sollten die fünf selbst für sich sorgen.

Das Unternehmen begann vielversprechend. Die Kolonisten bauten ein geräumiges Schneehaus und jagten mit grossem Erfolg: Sie erlegten zehn Eisbären, dreissig Robben und viele Gänse und Enten. So würden sie bestens überleben können bis zum Eintreffen des Versorgungsschiffs.

Doch dieses traf den Versprechungen zum Trotz nicht ein, und die fünf Siedler sahen ei-

nen langen und beschwerlichen Herbst auf sich zukommen. Bald gingen ihnen Tee, Kaffee und Zucker aus. Dann verzehrten sie die letzten Bohnen und das letzte Mehl. Als Novemberstürme einen bitterkalten arktischen Winter brachten, verschwand das Wild, und den fünf ging die Nahrung aus. Ausserdem wurde Lorne Knight ernsthaft krank.

Am 28. Januar 1923 beschlossen Crawford, Maurer und Galle, die gefrorene Tschuktschensee zu überqueren, um das sibirische Festland zu erreichen. Sie wollten auf die verzweifelte Lage aufmerksam machen, in welche die Expedition geraten war.

Die drei wurden nie wiedergesehen, und man weiss nicht, was aus ihnen geworden ist. Vielleicht brachen sie im Eis ein und ertranken im eiskalten Meerwasser, oder sie erfroren in einem arktischen Schneesturm.

Lorne Knights Zustand hatte sich derweil verschlechtert: Er litt an akutem Skorbut und konnte seine Gelenke kaum mehr bewegen. Ada pflegte ihn bis im April, dann verstarb er.

Nun war Ada ganz allein in der eisumschlossenen Wildnis.

Sie wusste nicht, wie man jagt, und hatte noch nie einen Schuss abgefeuert mit einem der Gewehre, die zurückgelassen worden waren. Bald aber brachte sie es sich bei und erlegte Robben, Füchse und Enten. Um deren Fleisch geniessbarer zu machen, schmorte sie es.

Obschon es kaum Brennmaterial gab, gelang es ihr, zu verhindern, dass das Feuer ausging, und um nicht wahnsinnig zu werden, las sie in der Bibel. Als jedoch ein weiterer Sommer in einen Herbst hinüberglitt, wurde sie immer schwächer. Ihr war klar, dass nun ihr eigener Tod bevorstand.

Sie hatte jegliche Hoffnung, gerettet zu werden, aufgegeben, als sie am Horizont ein Schiff erblickte. Es war die «Donaldson», die am 23. August auf der Wrangelinsel eintraf. Ihre Mannschaft war verblüfft, Ada Blackjack vorzufinden, und ihr Staunen wuchs, als sie hörte, dass drei ihrer Kameraden verschwunden waren und der vierte gestorben war.

Als Adas Geschichte die Aussenwelt erreichte, wurde sie von Zeitungen als «weiblicher Robinson Crusoe» bezeichnet. Dass sie überlebt habe, komme einem Wunder gleich. Nie hatte man mit ihr irgendwelche Überlebens-techniken trainiert, und dennoch hatte sie sich 23 Monate lang am Leben zu halten vermocht.

Ada reagierte unwirsch auf den Medienzirkus und wollte damit nichts zu tun haben. Sie wollte nur eines: ihren Sohn wiederfinden und mit dem Expeditionsgeld nach Seattle reisen, um ihn von seiner Tuberkulose heilen zu lassen.

Dass sie ein krankes Kind hatte – das schliesslich geheilt wurde –, heizte das Interesse an ihr erst recht an. Ada wurde zur Berühmtheit hochgeschrieben, in Zeitschriften und Büchern als heldenhafte Überlebenskünstlerin gefeiert: «Ihr Magen war kein bisschen besser gewöhnt an Robbenöl und Robbenspeck als diejenigen der Männer», stand da, «doch in Adas Herz loderte eine Flamme, die sich nicht so einfach ausblasen liess.»

Ada ging nie mehr auf die Wrangelinsel zurück, in die Arktis aber schon, und sie liess sich dort nieder. Das eisige Klima scheint ihr bekommen zu sein, denn sie erreichte das stolze Alter von 85 Jahren.

Bestseller-Autor Giles Milton, Meister der historischen Anekdote, hat an dieser Stelle das ganze Jahr 2018 wöchentlich ein Mysterium der Weltgeschichte beschrieben. Von «Stalins Raubüberfall» über «Die geheimste Adresse der Welt» bis zum «Letzten Eunuch von China» nahm er die Leser auf eine faszinierende Zeit- und Weltreise mit. Die Serie endet mit dieser Nummer. Doch es gibt eine Fortsetzung in Buchform. Demnächst veröffentlicht der Benevento-Verlag sämtliche fünfzig Geschichten Miltons, die in der *Weltwoche* erschienen sind.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Natur

Stille Nacht im Biber-Exil

Drama um die Bundeshaus-Biber. Kurz vor Weihnachten hat ein Bagger ihre Burg zerstört.

Von Urs Gehrig

Sie wohnten an bester Adresse, an der Berner Riviera am legendären Marzili-Strip. Beim brachliegenden «Bueber» (Männerbad) hatten sie ihre Burg gebaut. Während oben im Bundeshaus Politiker zankten, fristeten die Pelzgesellen in ihrer Sonnenstube ein Dasein wie Gott in Frankreich. Die gütig-grüne Stadtregierung hat ihnen entlang der Flusspromenade extra Bäume zum Fällen freigestellt. Und im Winter legten Veteranen vom benachbarten Pontonierverein auf einem Holzfloss Leckereien aus. Sogar ein Weihnachtsbäumchen samt Festbeleuchtung hat man den beliebten Stadtnagern gerichtet.

Fünf fette Jahre lang dauerte *la vie en rose*. Und jetzt das!



Fertig «*vie en rose*»: Rache der Biber an der Aare?

Ohrenbetäubender Baulärm. Baggerschaufeln und Pressluftschlämmer graben sich ins Erdreich, wo einst die prächtige Biberburg ragte. Wie Verdun 1916 sieht es aus. «Schwümm ids Marzili» steht am Bauzaun angeschrieben. Neuerdings sollen die verwöhnten Badegäste ihren Aare-Schwümm via Kanal direkt ins «Buebeseeli» krönen dürfen, wo sie sanft landen können, ohne sich an Steinen die Beine anzuschlagen.

Und die Biberfamilie? Verschwunden. Vielleicht gar tot?

Der Spur gefolgt

Von Wehmut gepackt, gedenkt man entlang dem Aareufer den Tieren, deren Artgenossen anderswo für üble Schlagzeilen sorgen. Meldungen aus Schaffhausen, wo ein «Brutalobiber» (*Blick*) zwei Kinder gebissen habe, schockten die Nation. Nichts dergleichen in Bern. Der Chefbademeister des Marzili weiss gar Rührendes zu erzählen. Wenn er abends die Tore des Bades schloss, habe ihn ein Biber

jeweils bei seinem Feierabend-Schwümm begleitet.

Jetzt sind sie fort. Vertrieben. Wie weiland der Heiland. Bloss dass Biber-Josef und -Maria gleich mit zwei Sprossen Reissaus nehmen mussten. Ein Bagger hatte im Oktober ihre Burg zerstört.

Fast schon hatte sich die Nachbarschaft bleiernem Herzens mit ihrem Ableben abgefunden. Doch jetzt, am dritten Advent: ein Lebenszeichen. Ein gefällter Weidenbaum. Direkt neben dem alten Bau. Ein Racheakt der Geächteten?

Es bestehe «kein Zweifel», dass die Bundeshaus-Biber hier am Werk gewesen seien, sagt Christof Angst von der Biberfachstelle, tätig im Auftrag des Bundes. Er weiss auch, wo sie jetzt stecken. «Beim Gaswerkareal», einen Kilometer flussaufwärts von der alten Burg. Oberhalb der Monbijou-Brücke hat ihnen Angst eigenhändig ein neues Zuhause gebaut. Aus einem Betonrohr, Durchmesser ein Meter, das er mit Sand ausgelegt hat. Mit Äpfeln und Weiden habe er sie just am Tag ihrer Vertreibung ins Exil gelockt.

Und siehe da! Die Vertriebenen sind seiner Spur gefolgt. «Sie haben sich vor dem Bau sogar einen Wintervorrat angelegt.» Wie «ein Sechser im Lotto» sei das. «Ein Ritterschlag» für seine Baukünste, so der Biber-Asyl-Götti stolz. Unterdessen habe sich die vierschwänzige Familie wohnlich eingerichtet. Wie er das weiss? Weil er sie regelmässig beobachtet, mit einer Überwachungskamera, die er durch das Lüftungsrohr in den Bau einführt.

Doch was ist, wenn im Mai an ihrer alten Adresse der Schwimmkanal eingeweiht wird? Nicht ausgeschlossen, dass sie das Heimweh packt und sie zurückkehren. «Das geht natürlich nicht», sagt Angst. «Dann sagen wir ihnen: <Luegit Jungs, dir heit hie unge eifach nüt me verlore.>» Schliesslich habe man ihnen einen prächtigen Kunstbau für 30 000 Franken errichtet. Sollten sie nicht gehorchen, hänge er ihnen noch eine Goldplakette in den Bau, «Die Stadtbiber von Bern», «dann sind sie gekauft».

Der Frühling wird weisen, ob die Überzeugungskünste des Biberflüsterers auch diese Herausforderung packen. Weihnachten jedenfalls ist für Familie Biber gerettet. «Sie grunzen und furzen viel und nisten wohligh in ihrem Bau», so Angst. Selbstverständlich hängt er über die Festtage wieder seine Kamera rein. «Würde mich nicht erstaunen, wenn sie einen Baum mit Kerzen hätten.»

Weltwoche-Gipfeltreffen 2018

Rund um die Welt hat das *Weltwoche*-Team Magistraten, Künstler, Querköpfe und schillernde Prominente besucht. Ein Rückblick in Zitaten von George W. Bush über den Papst bis zu Pepe Lienhard.



«Wenn du ein bisschen unberechenbar bist, ist das hilfreich. Bist du immer unberechenbar, ist das beängstigend.»

Madeleine Albright über Donald Trump und Kim Jong Un

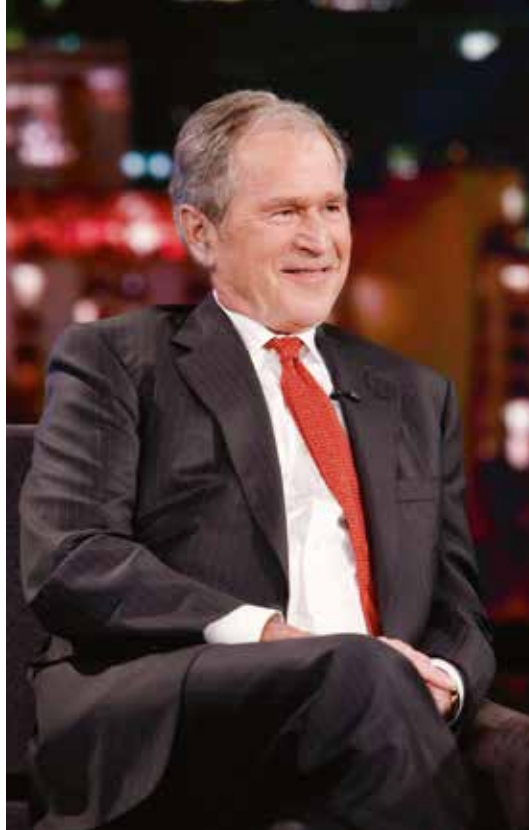


«Ob Lebenserwartung, Kindersterblichkeit oder Bekämpfung der Armut – die Welt wird immer besser, und das in einem ziemlich unglaublichen Tempo.»

Bill Gates

«Trump ist nicht nur ein Weisse-Rasse-Nationalist, er ist auch pathologisch, korrupt und gierig. Mit Trump gibt es nichts zu diskutieren, ausserdem ist ihm nicht zu trauen.»

Jesse Jackson



«Wir haben oft gefrotzelt miteinander . . . Als der Arzt hereinkam, fragte sie ihn: «Herr Doktor, wollen Sie wissen, warum George W. so ein merkwürdiger Typ ist?» Der Arzt schaute ganz verdattert. Sie sagte: «Weil ich getrunken und geraucht habe, als ich mit ihm schwanger war.»

George W. Bush über seine verstorbene Mutter Barbara

«Aus der Weisheit der Massen wird die Verrücktheit der Massen. Es kommt zu konformistischem, lemminghaftem Verhalten und zu weniger Kreativität.»

Peter Thiel



«Die SRF-Kommunikationsabteilung zensuriert regelmässig meine Interviews. Die streichen mir immer die interessantesten Stellen raus.»

Roman Kilchsperger

★

«Ausser ein paar Verrückten, die es gibt, träumt kein Mensch von einer Rückkehr ins Dritte Reich.»

Christophe Guilluy, Geograf

★

«Der Feminismus ist nicht zu weit gegangen – er ist nicht weit genug gegangen.»

Alyssa Milano, Erfinderin von #MeToo

★

«Wer hätte gedacht, dass er innert eines Jahres das Land und die Welt derart verändern würde?»

Corey Lewandowski und David Bossie, Trumps Wahlkampfleiter

★

«In Brasilien ging dieser Krieg bislang ausschliesslich von der Linken aus, und jetzt haben sie einen, der zurückgibt. Ein Rassist ist er meines Erachtens nicht.»

Rodrigo Constantino, Bestsellerautor, über Brasiliens Präsidenten Jair Bolsonaro

★

«Ich denke nicht, dass er sich lange auf etwas fokussieren kann. Ich denke nicht, dass er das System versteht... Er hat viel weniger erreicht, als er sollte. Er ist nicht fähig dazu.»

Tucker Carlson, Talkmaster Fox-News, über Trump

★

«Missmutige Menschen ertrage ich nicht, auch wenn sie gute Musiker sind.»

Pepe Lienhard

★

«Miststück [Elizabeth] Taylor hat alles ruiniert.»

Taki Theodoracopulos über den Niedergang des Jetsets in Gstaad

★

«Ich denke, es ist ihr gutes Recht, zu protestieren [...] Ich habe volles Vertrauen, dass dieser Anlass wie geplant über die Bühne gehen wird.»

Steve Bannon über seinen ersten Europa-Auftritt auf dem Weltwoche-Podium in Zürich

★

«Ich war für mich selbst ein schlechter Wahrsager.»

Mike Shiva

★

«Trump ist ein unersättlicher Leser.»

Ed McMullen, US-Botschafter in Bern

★

«Mohammed bin Salman ist ein Prinz der Jugend und der Frauen.»

Lina al-Maeena, Mitglied der saudischen Beratenden Versammlung

★

«Wir haben zwar keine Informationen darüber, was Michael Cohen weiss. Wir können nur spekulieren. Aber er war

während vieler Jahre Trumps Anwalt. Er mag also durchaus über Informationen verfügen, die Trump in Schwierigkeiten bringen können.»

Alan Dershowitz, US-Staranwalt

★

«Wenn ich Schweizer wäre, würde ich mit einem Beitritt [zur EU] auch abwarten wollen.»

Robert Menasse, Schriftsteller

★

«Auf Facebook ist <kompliziert> ein Beziehungsstatus. Das passt eigentlich für jede Beziehung. Genau das macht das Frau-Mann-Verhältnis dermassen interessant.»

Peter Stamm, Schriftsteller

★

«Im Fussball ist Europa die Supermacht schlechthin.»

Pascal Boniface, Sport-Experte

★

«Ich mag Konzerte nicht. Ich langweile mich da zu Tode.»

Roman Camenzind, erfolgreichster Musikproduzent der Schweiz

★

«Niemand hat so viel für das europäische Kino getan wie Harvey Weinstein. Die Lynchjustiz, die er nun erfährt, ist schlicht degoutant.»

Moritz de Hadeln, ehemaliger Leiter der Berlinale und ehemaliger Direktor der Internationalen Filmfestspiele Venedig

★

«Es stimmt nicht, dass es kein <links> und kein <rechts> mehr gebe [...] Links ist die Verteilungsfrage, und die ist so drängend wie schon lange nicht mehr.»

Hans Eichel, deutscher Finanzminister a.D.

★

«Ich weiss es nicht. Ich bin kein Politiker, ich habe keine Lösung.»

Barbet Schroeder, französischer Filmproduzent, über den Umgang mit Populismus und Nationalismus.

★

«Ich halte nichts von Schuld und Verzicht. Und schon gar nichts von Moralismus.»

Sylvie Fleury, Künstlerin

★

«Als ich wieder einmal ohne Geld dastand, habe ich ihm [Max Frisch] geschrieben. Er schickte mir umgehend einen Check über 20 000 Franken.»

E. Y. Meyer, Schriftsteller

★

«Die besten konservativen Politiker wissen, was sie bewahren wollen, aber das bedeutet nicht, dass sie untätig herumsitzen.»

Jacob Rees-Mogg, Leuchtfigur der britischen Konservativen

Zusammengestellt von Urs Gehrig.



«Der politisierte Islam [...] hat einen Schulterchluss gemacht mit radikalen Linken. Für die sind <die Muslime> die neuen <Verdammten der Erde>. <Die Muslime> ersetzen ihnen <das Proletariat> von einst.»

Alice Schwarzer



«Wem darf ich mein Werk widmen?»

Papst Franziskus zu Urs Gehrig (l.) auf der Himmelfahrt im päpstlichen Jet nach Genf

Surfer im Ozean des Reichtums

Er ist gross, aber nicht für alle grossartig. Der Schweizer Musiker und Lifestyle-Unternehmer DJ Antoine legt auf, seit er vierzehn ist, und sein Leben ist selbst zum Hit geworden.

Von Michael Bahnerth

In Gedanken klangen die Worte so geschmeidig wie die Melodie eines DJ-Antoine-Songs. Ein DJ-Antoine-Song ist einer, der keinem zu keiner Zeit weh tut, es sind Songs für den Übertritt vom Alltag in dessen unvernünftige Transzendenz, Soundmäntel energiegeladener Ausgelassenheit, Melodien für die losgelösten Stunden des Lebens und nicht für jene Momente, in denen man im Kerker seiner Seele gefangen ist. Seine Songs sind Party, nie Probleme. In Gedanken wäre es ein Porträt geworden, so leicht wie eine Sommerbrise an der Côte d'Azur, so harmonisch wie die Wellen der Karibik an einem perfekten Tag, so makellos wie ein Bacardi-Rum-Werbepot auf den Seychellen aus jenen Tagen, als DJ Antoine noch in Turnhallen von Schulhäusern auflegte.

Seit zwei Tagen höre ich seinen Song «Welcome to St. Tropez». Morgens, mittags, nachmittags, abends, nachts. Höre ihn und warte jedes Mal auf einen brauchbaren Satz, der zu einem Menschen passt, der so leicht zu fassen scheint und doch unfassbar bleibt. Der Bildschirm ist immer noch weiss oder immer wieder weiss; die am häufigsten gebrauchte Taste ist die Delete-Taste. Die gelöschten Sätze waren allesamt wie der Anfang von Songs, die nie, nie, nie in die Charts gekommen wären. Kein Nummer-eins-Hit wie «St. Tropez» oder «Ma Chérie», der, gemessen an den Verkaufs-

zahlen, der erfolgreichste Song eines Schweizer überhaupt war. In seinem Büro, das ein Haus in Oberwil BL ist, hat er einen mittelgrossen Trophäenraum. Dort hängen all die Platin-Auszeichnungen auf eine typische DJ-Antoine-Art; nicht so protzig, dass es billig wirken würde, aber doch stets gut sichtbar.

Ein vielversprechender, wenn auch nur suboptimaler und dann wieder gelöschter Anfang war eine Frage: «Ist DJ Antoine die konservative Version dessen, was Norman Mailer einst in einem Aufsatz als den «weissen Neger» bezeichnete und damit all die Hipster meinte, die auf der Suche nach einem Leben voller ungezwungenem Soul und Sex waren, das sie bei den Schwarzen vermuteten?» Ich kam darauf, weil DJ Antoine, unter anderem, einen Rolls-Royce Phantom Cabriolet fährt, weil er Soul and Funk and House kann, brillant besetzte Ringe mit grossen Diamanten trägt und Uhren, die fast kostbarer sind als die Zeit; das ganze Bling-Bling der Luxusklasse, von dem die Schwarzen von heute irgendwo in Harlem, der Bronx oder Downtown L. A. träumen.

«Der weisse Neger»; nie und nimmer ist DJ Antoine das. Er ist kein Anti-Entwurf zum Establishment, weil er Establishment ist. Seine Musik hat keine politische Botschaft, nicht mal das dämliche «Fight for your right to party». Seine Musik steht allerhöchstens für die Befreiung

eines Individuums der Mittel- und Oberschicht von den lapidarerer Zwängen des Seins in diesen Schichten. Und viel mehr noch sind sie Belohnung in diesen Kreisen; DJ Antoine macht Party, und die Leute feiern sich tanzend selbst. Es funktioniert; DJ Antoine hatte dieses Jahr 85 Millionen Streams bei Spotify, neun Millionen Fans. Vier Millionen Stunden wurde in insgesamt 65 Ländern seine Musik gehört.

Es gibt Menschen, vor allem sehr intellektualisierte Kulturjournalisten, für die die elektronische Dancemusic von DJ Antoine beinahe schon die Melodie ist, die den Untergang des

Der Underground ist für ihn wie ein Boden, auf dem er schmutzige Schuhe bekommen könnte.

Abendlandes instrumentalisiert. DJ Antoine weiss das natürlich. Es kümmert ihn nicht weiter. Er besitzt so etwas wie ein ästhetisches Konzept, dessen Nukleus stets das Schöne ist; schöne Musik, schöne Orte, schöne Menschen, schöne Partys, schöne Autos und so weiter. Die Faszination des Undergrounds, das Gefühl von Avantgarde, hat ihn nie wirklich berührt, weil zu schmutzig. Der Underground ist für ihn wie ein Boden, auf dem er schmutzige Schuhe bekommen könnte, und den er nur dann betritt, wenn dort der Samen eines famosen Songs spriesst, dessen Melodie er aus dem Soundteppich einer Minderheit in das globale Geflecht des Mainstreams transportieren kann, indem er ihm Massentauglichkeit verpasst.

Vorbild Chef

Man könne schon sagen, dass er ein Glückskind sei. Und er danke Gott dafür. DJ Antoine ist ein gläubiger Mensch, vielleicht ist es das, was ihn einen anständigen Menschen hat bleiben lassen und ihm, der im Kosmos der Musik das erfolgreichste Segment virtuos beackert, die Oberfläche, menschlich eine gewisse Tiefe gibt. DJ Antoine ist nicht oberflächlich und sein Leben keine unendliche Party mit kühlen Blondinen, viel Koks und noch mehr Kohle. Jenseits des Auflegens in Stadien und Klubs sei DJ Antoine ein kontrollierter Mensch, sagt er, er sei klar, präzise und analytisch. Das Auflegen, das DJ-Antoine-Ding, die Party, das sei die Unvernunft. Aber während sich bei seinen Partys die Gäste die Vernunft bis zur Unvernunft pulverisieren, ist und bleibt er stets der Animator. Natürlich brüllt er, wie in Kitzbühel in die-



Party der Unvernunft: DJ Antoine im Klub «Avalon» in Kriens.



Als könne man im Champagner baden: Musiker Antoine Konrad alias DJ Antoine, 43.



Tänze auf dem Plattenteller: DJ Antoine in seinem Haus in Oberwil BL.

ser Samstagnacht zur Winteröffnung in der Promi-Location «Take Five», ab und an ins Mikrofon: «Some more Dom Pérignon to the DJ desk», und dann füllt er sich sein Glas zur Hälfte und die seiner Fans um das DJ-Pult herum so, dass man das Gefühl hat, man könne im Champagner baden.

DJ Antoine heisst Antoine Konrad, ist 43 Jahre alt, 1,96 Meter gross, gross geworden am Fusse des Basler Bonzenhügels Bruderholz, an der Schnittstelle zwischen Klein- und Grossbürgertum. Vater Hochbauzeichner, Mutter Buchhalterin, sein Zimmer ist acht Quadratmeter gross. Am Anfang haben seine Träume darin noch Platz, später lebt er den Traum seiner Mutter, lernt Spediteur, etwas Seriöses, der Chef eiskalt mit Allüren wie Napoleon, und trotzdem will Antoine ein wenig werden wie sein Chef, weil der stets schick war, ein teures Auto fuhr und eine schöne Frau hatte.

Erfolgsloser Sprayer

Mit neunzehn schmeisst er das hin, versucht sich kurz in der Sprayerszene, war schlechter als gut und besser als schlecht, doch das nächtliche Besprayen von irgendwelchen Mauern an irgendwelchen, nicht schönen Orten, waren nicht die Gefilde, in denen er sich selbst sah. Seit ein paar Jahren schon ist er bei Schulfesten ein Star-DJ. Für ihn war klar, dass er auflegen musste, und er legte damals, Anfang der 1990er Jahre, alles auf, was gerade hip war. Erstes Schlüsselerlebnis war vielleicht, als er bemerkte, dass er mit seiner Musik Leute bewegen kann. Es folgte eine kleine Karriere in einschlägigen Basler Klubs, die Erkenntnis, dass wenn der DJ gut ist, er die Leute glücklich machen kann und umgekehrt, dass man damit Geld ver-

DJ-Antoines Best-of

- Auto:** Rolls-Royce Phantom Cabriolet
- Song:** «Show Me Love» von Robin S.
- Frau:** Meine Mutter
- Schuhe:** Radii
- Champagner:** Konrad
- Sonnenbrille:** Cazal
- Feuerzeug:** Dupont
- Zigarre:** Davidoff
- Droge:** Wasser
- Learjet:** Gulfstream
- Porno:** Ich
- Frauenhintern:** Jennifer Lopez
- Rockband:** Queen

dienen kann auch, und dann kam ein Abend in Südfrankreich in einem Klub namens «Amnésia», und der Weg, den sein Talent schon gefunden hatte, wurde zur breiten Strasse.

Der Song hiess «Show Me Love», war von Robin S., einer Popsängerin aus New York, und für DJ Antoine war er so was wie eine Erleuchtung. Er sagt, der Song sei seine «Prophezeiung von Musik» gewesen. Das ganze DJ-Antoine-Klanggemälde fusst auf diesem Song. Er handelt mit Schallplatten, später mit CDs, geht einmal fast bankrott, legt jetzt in Zürich auf, im «Oxa», die Afterhour um zehn Uhr morgens, um drei Uhr nachmittags muss man ihn jeweils fast mit Gewalt vom DJ-Pult entfernen, im «Kaufleuten», im «Labyrinth», die Gagen werden höher, die Ziele und das Ego auch. Deutschland wurde DJ-Antoine-Land, Österreich, dann die USA, Südamerika. 1997 kam seine erste Single auf den Markt, «The Sound of My Life», das waren eigene Töne und

jene von andern, die er sich zu eigen machte. Er wird, was im Ozean dessen, was man Mainstream nennt, eine unverwechselbare Welle.

2009 surfte er seine Welle, als ob sie ein Endlossong wäre. 200 Shows, hinzukamen die Events, die er für Schweizer Grossunternehmen organisierte, bei denen, wegen der Medienpräsenz, Promis herum watscheln mussten, aber das wurde ihm zu mühsam, dieses Auftreiben von Promis, das Hofieren, vielleicht, weil er selbst prominenter war als die

Er wird, was im Ozean dessen, was man Mainstream nennt, eine unverwechselbare Welle.

übliche Schweizer Cervelat-Prominenz. Seine Kreativität ging flöten, und er pausierte eine Weile, um sie wieder zum Klingen zu bringen. Er kam zurück, komponierte seine grössten Hits wie «Welcome to St. Tropez» und «Ma Chérie», beide 2011. Später kommt noch «Konrad-Lifestyle» hinzu, das sind Weine, Champagner und Luxus-Caterings im High-end-Segment; DJ Antoines Back-up für die Zeit, wenn die Hüften einst zu steif werden sollten für die Tänze auf dem Plattenteller.

Arroganz und Manieren

Das ist mehr oder weniger sein Leben geblieben; Shows und Events, und alles nur noch in der Premium-Liga, Bentley, Davidoff und so weiter. Sein grösster Erfolg, und das machte es so schwierig, waren nicht mal so sehr seine Hits, sein Gespür für Menschen und Timing. Sein grösster Erfolg ist vermutlich, dass er das geblieben ist, was man einen angenehmen Menschen nennt, der sein Ding durchzieht, ohne andern auf die Füsse zu treten. Auf mich wirkte er so in der Nacht in Kitzbühel. Da ist keine Grossmannssucht, nicht mehr als die übliche Arroganz des Menschen, da ist einer mit Anstand, Manieren und einer Seele, die Stil hat. Natürlich ist er Geschäftsmann, und die Balance zwischen Vernunft und Unvernunft funktioniert natürlich auch deshalb so prächtig, weil er sie sich inzwischen leisten kann. Und natürlich leistet er sich einen Rolls-Royce, und das kommt den Leuten hierzulande in den falschen Hals, und dann ziehen sie über ihn her, von wegen kein Stil, neureich und so weiter. Aber das ist viel stiller, als hart für seinen Traum zu arbeiten, sich ihn zu erfüllen und seinem Leben immer wieder einen Saint-Tropez-Moment hinzuzufügen, der in Worten so lautet:

«Get fresh, gotta stay fly
Get the jet I gotta stay high
High up like a la la la
Ain't nothin' here that my money can't buy
Dolce, Gucci and Louis V
Yacht so big I could live out in the sea
You for real you can't see me.»

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10		
11					12							
13			14		15			16				
17					18		19					
20						21						
		22		23				24	25			
26		27						28				
29					30		31		32		33	
		34		35			36		37			
38					39							
		40					41					
	42				43			44				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Karl Marx war einer, Groucho Marx keiner.
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Steht für Klaviatur und Manual. 7 Er ist bezüglich Zugang zum Meer eine Art Schweizer in Südostasien. 11 Ihre Nadeln und Rinden können Rinder und Pferde töten. 12 Auch sie addiert sich zu viel Zeit. 13 Bei Obstipation sind sie ein altbewährtes Mittel. 16 Jacques, der belgische Chansonnier: «Ne me quitte pas, il faut oublier...» 17 Überbleibsel des vergöttlichten Friedens aus vorchristlicher Zeit. 18 Ausfressen ohne Frass. 20 Geschrumpfte politische CH-Organisation. 21 Schon der Hans Peter, doch „Hemmige“ hatte eher er. 22 Erinnerungsbild, hinterlässt Spuren. 24 Worte so zu setzen, dass Gedanken spazieren können, setzt ihn voraus. 26 Gewässer, das einer Wüste gleicht. 28 Der ex machina wird's schon richten. 29 Sie, als Höhepunkt der Schaffenskraft. 30 Sie, die von Käslin zu Kaa wechselte. 32 Auf immer und ewig abschlägig. 34 Im Tennis vom Saulus zum Paulus. 36 US-Bundesstaat mit dem Motto: Sie fliegt mit ihren eigenen Flügeln. 38 Er hat kein Brett vor dem Kopf, sondern Gebälk darüber. 39 Hemd und Hose sind Teile von ihr. 40 So etwas Ähnliches wie intim, und also nicht fürs breite Publikum. 41 Sie sind lang, tierähnlich, und Teil von 39 waagrecht. 42 Mit ihm lässt sich die Strecke gut bemessen. 43 Kein Gourmet, doch Sesam beschwor er. 44 Eine feine Substanz, ganz für den Koch gedacht.

Senkrecht — 1 Wo Zuschauer zoologisch und botanisch auf ihre Rechnung kommen. 2 Tanne, wie sie Pflanzenkundler kennen. 3 Der Älpler von der Alp und der von der Alm. 4 Womit das Erlebnis Erkenntniswert erhält. 5 Anwender digitalen Zuschnitts. 6 Mit dem Image verwandt, auch den Franzosen bekannt. 7 Pierre François und sein berühmter Duft aus Paris. 8 Die Fahrt hat ein bestimmtes Ziel. 9 Sie verbindet Städte und zudem Möglichkeiten. 10 Das Medium wird buchstäblich auch als ferne Erscheinung bezeichnet. 11 Zu Homers Zeiten vom Volk der Epeier bewohnte Gegend. 14 In dessen Bereich kann es ontologisch gesehen metaphysisch werden. 15 Seit jeher Nahrungsquellen, die sich aus Quellen speisen. 19 Ein Teil von Amsterdam, je nach Sicht am Ende oder zentral. 22 Kultiviert, erlesen. 23 Trudi war wie ein wahres Märchen. 25 Einer der Mandschu-tungusischen Völker. 26 Einst Hauptstadt der Schweiz, heute Kantons-hauptstadt. 27 Die Tüchtigen von einst, und wie wir sie heute kennen. 28 Fo, der die Commedia dell'arte liebte. 30 Norwegische Inselkommune. 31 Koller – kein Anfall, sondern oft mit Beifall. 33 Mit ihm scheint der Berg überirdisch. 35 Vor, vor langer Zeit, auch in der römischen Baukunst. 37 Eine Vornehme, deren Ende an den Anfang gerutscht ist.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 597

	K	L	A	M	O	T	T	E		A	F	T	E	R
L	A	A	X		P		W	I	S	P	E	R	N	
U	N	B	E	H	A	G	E	N		P	R	A	G	
N	D	E	L	E		E	R	S	T	E	R	M	A	I
E	I	N		P		M		T	E	L	A		G	
	D		S	T	E	M	M	E	N		R	A	I	N
M	A	R	T	I	N	A		I		O	A	S	E	
E	T	U	I		D		A	N	I	S		P	R	I
K		A	C	T	I	O	N		N	A	E	H	E	N
K	O	N	K	A	V		E	M	I	G	R	A	N	T
A		D	E	L	I	K	T		N	E	L	L		R
	M	A	R	K	E		O	U	I		E	T	W	A

Waagrecht — 1 KLAMOTTE 7 AFTER 11 LAAX (urspr. Lags, bedeutet Seen) 12 WISPERN 13 UNBEHAGEN 16 PRAG 17 NDELE (steht für elend) 18 ERSTERMAI 20 EIN 21 TELA (span. f. Stoff) 22 STEMMEN 24 RAIN (engl. f. Regen) 26 MARTINA 28 OASE 29 ETUI 30 ANIS 32 PRI(-mus) 34 ACTION 36 NAEHEN 38 KONKAV 39 EMIGRANT 40 DELIKT 41 NELL 42 MARKE 43 OUI (franz. f. ja) 44 ETWA

Senkrecht — 1 KANDIDAT 2 LABEN 3 AXEL 4 OPA 5 TWER (Wert) 6 EINSTEIN 7 APPEL (-l) 8 FERRARA 9 TRAM 10 ENGAGIEREN 11 LUNE (franz. f. Mond) 14 HEPTI 15 GEMMA 19 (Bau-)TEN 22 STICKER 23 ENDIVIE 25 ASPHALT 26 MEKKA 27 RUANDA 28 OSA-GE 30 ANETO (Berg) 31 ININI 33 INTRA (als Präfix = innerhalb; zudem Teil von Verbania) 35 TALK (auch weiches Mineral) 37 ERLER

Lösungswort — TRUPPENSCHAU



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

jura[®]

Kaffeegenuss –
frisch gemahlen,
nicht gekapselt.



Roger Federer

Roger Federer
Grösster Tennis-Champion
aller Zeiten

A

Die neue ENA 8, der Eintassen-Vollautomat der Superlative. Klein, schön, einfach – ein Muss für Geniesser und Ästheten wie Roger Federer. Das moderne TFT-Display sorgt für frontale, einfachste Bedienung. Zehn verschiedene Spezialitäten in vollendeter Qualität stehen auf Knopfdruck zur Auswahl. Ein besonderes Highlight des Rundumdesigns ist der zylindrische Wassertank, der an edle Kristallkaraffen mahnt. Die neue ENA 8 ist in drei attraktiven Farbvarianten und als Signature Line in massivem Aluminium erhältlich. JURA – If you love coffee. www.jura.com